

Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik Zürich
Studiengang Sonderpädagogik
Masterarbeit

Wenn Sprache einen Weg findet

Menschen mit frühkindlichen Hirnverletzungen erzählen



eingereicht von: Ursulina Zanotta

Begleitung: Frau Prof. Dr. phil. Susanne Schriber

6. Dezember 2020

Abstract

Im Leben von Menschen, die über einen wachen Geist verfügen, aber durch frühkindliche Hirnverletzungen sowohl in der Fortbewegung wie auch in der Sprache schwer motorisch beeinträchtigt sind, sind Schwierigkeiten vorprogrammiert. Diese Masterthese beschäftigt sich mit der Frage, was diese Menschen, die über keine Lautsprache verfügen, in ihren Lebensberichten, erzählen.

In vierzig Kategorien wurden über tausend Erzählsegmente von Betroffenen zur persönlichen Situation, dem sozialen Umfeld, den Beziehungen und den Sinnesempfindungen gesammelt. Zu jeder Kategorie werden konkrete Textstellen, ein Resümee aller Zitationen und eine kurze übergeordnete Hypothese, die auf die Aussage aller Erzählenden zutrifft, aufgeführt. Diese Arbeit soll dazu dienen, die Einstellung und Haltung gegenüber Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen zu überdenken und deren Stimme zu Gehör zu verhelfen.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	5
1.1	Vorverständnis und persönlicher Bezug	5
1.2	Begründung der Themenwahl	5
1.3	Ziele der Arbeit	5
1.4	Fragestellung	6
1.5	Bearbeitung des Themas	7
1.6	Rahmenbedingungen und Projektressourcen	7
2	Theoretischer Hintergrund	8
2.1	Narrative Heilpädagogik	8
2.2	Sprache	10
2.2.1	Interaktion und Kommunikation	10
2.2.2	Unterstützte Kommunikation (UK)	11
2.2.3	Gestützte Kommunikation (FC)	13
2.3	Beeinträchtigungen der Autoren und Autorinnen	17
2.3.1	Zerebralparese	17
2.3.2	Epilepsie	19
2.3.3	Atypischer Autismus	19
3	Methodisches Vorgehen	20
3.1	Forschungsmethode	20
3.1.1	Induktion und Deduktion	20
3.1.2	Qualitative Sozialforschung	21
3.1.3	Grounded Theory	22
3.2	Falldefinition	23
3.2.1	Auswahl der Texte	23
3.2.2	Ablauf der Datenerhebung	24
4	Durchführung	24
4.1	Die Bücher und deren Autorinnen und Autoren	24
4.1.1	Christy Brown	24
4.1.2	Rosemary Crossley / Anne McDonald	26
4.1.3	Christopher Nolan	27
4.1.4	Adelheid Schär	29
4.1.5	Raphael Müller	31
4.2	Kategorien	33
5	Forschungsergebnisse nach Bedeutsamkeit	33
5.1	Häufung der Aussagen nach Kategorien	34
5.1.1	Häufungen der Aussagen insgesamt	34
5.1.2	Häufungen der Aussagen nach Kategorien, Christy Brown	34
5.1.3	Häufungen der Aussagen nach Kategorien, Anne McDonald	35
5.1.4	Häufungen der Aussagen nach Kategorien, Christopher Nolan	35
5.1.5	Häufungen der Aussagen nach Kategorien, Zahra Khan (in Schär)	36
5.1.6	Häufungen der Aussagen nach Kategorien, Raphael Müller	37
6	Qualitative Forschungsergebnisse	37
6.1	Persönliche Situationen	38

6.1.1	Beeinträchtigung	38
6.1.2	Erfolge und Fähigkeiten	41
6.1.3	Fragen	42
6.1.4	Wünsche	44
6.1.5	Wendepunkte	45
6.1.6	Sein/ Hobbys	46
6.1.7	Zukunftsperspektiven	46
6.1.8	Körper und Geist	47
6.1.9	Herausforderungen	48
6.1.10	Essen	48
6.1.11	Poesie	49
6.2	Soziales Umfeld	50
6.2.1	Familie	50
6.2.2	Schule/ Lehrpersonen/ Lernen	51
6.2.3	Therapie	54
6.2.4	Betreuung	55
6.2.5	Institution	55
6.2.6	Hilfe	56
6.2.7	Unterstützung	57
6.2.8	Verständnis	58
6.2.9	Zuschreibungen	58
6.2.10	Medien	59
6.3	Beziehungen	59
6.3.1	Kommunikation	59
6.3.2	Beziehung zur Gesellschaft	62
6.3.3	Beziehung zu Gott	64
6.3.4	Partizipation	65
6.3.5	Freundschaft	66
6.3.6	Leidensgenossen und Leidensgenossinnen	67
6.3.7	Respekt	68
6.3.8	Vertrauen	68
6.4	Sinnesempfindungen	69
6.4.1	Gefühle	69
6.4.2	Selbstwahrnehmung	71
6.4.3	Wahrnehmung	72
6.4.4	Empfindungen	73
6.4.5	Einsamkeit/ Langeweile	73
6.4.6	Ängste	74
6.4.7	Tod	75
6.4.8	Selbstvertrauen/ Selbstbestimmung/ Selbstwert	76
6.4.9	Trost	76
6.4.10	Träume	77
6.4.11	Zuversicht	77
7	Reflexion	78
	Abbildungsverzeichnis	80
	Literaturverzeichnis	81
	Anhang zur Masterarbeit	83

1 Einleitung

1.1 Vorverständnis und persönlicher Bezug

Seit August 2019 arbeite ich an der Schule eines Kompetenzzentrums für Menschen mit körperlichen, geistigen und mehrfachen Beeinträchtigungen. Allen unseren Lernenden ist es gemeinsam, dass sie rund um die Uhr auf Betreuung angewiesen sind. Auch verfügen sie über keine verständliche Lautsprache. Während ihre körperlichen Beeinträchtigungen auffallend sind, kann man äusserlich nicht so einfach Rückschlüsse auf ihre kognitiven Fähigkeiten schliessen. Dass auch körperlich schwerstbeeinträchtigte Menschen durchaus über einen wachen Verstand und mannigfache Begabungen verfügen können, ist in der heutigen Zeit kein Geheimnis mehr. Gerade dieser Aspekt macht meine Arbeit so interessant. Sie ist geprägt durch das stetige Erforschen begehbarer Wege, durch die man sich einem Ziel annähern kann und die Suche nach offenen Kanälen, durch die man ein Kind ansprechen kann. Das primär angestrebte Ziel meiner Arbeit ist es, in eine Verständigung mit meinen Lernenden zu kommen und ihnen zu einem begehbaren Weg für ihre Kommunikationsfähigkeit zu verhelfen.

1.2 Begründung der Themenwahl

Seit ich an meiner jetzigen Stelle arbeite, habe ich beobachtet, dass mehrheitlich über und wenig mit den lautsprachlosen Kindern und Jugendlichen gesprochen wird. Es hat mich sehr befremdet, dass, sogar vor den Kindern, abwertende Aussagen ausgetauscht und pessimistische Prognosen geäussert wurden. Selber wurde ich angehalten, nicht zu viel mit den mir Anbefohlenen zu sprechen, da ich davon auszugehen hätte, dass sie mich nicht verstehen würden. Auch über den Verstand und die Intelligenz der Kinder sollte ich mir nicht zu viele Gedanken machen.

Daraufhin hat sich in meinen Gedanken folgende Frage geformt: «Was würden diese Kinder über dieses Verhalten aussagen, wenn sie je zu einer Stimme finden würden?» Da in meinem Studium zur Schulischen Heilpädagogin gerade die Themenwahl zur Masterarbeit anstand, habe ich beschlossen, diese Frage zu deren Inhalt zu machen. Es war mir bewusst, dass ich mich damit auf ein Terrain begeben, in dem ich nicht über sehr viele Kompetenzen verfüge. Andererseits sah ich darin eine Möglichkeit, mich intensiv in meine neue Aufgabe einzuarbeiten.

1.3 Ziele der Arbeit

Das ständige Ringen um die Gesundheit, um die Möglichkeit zu partizipieren und zu kommunizieren, ist Menschen mit Beeinträchtigungen, die keine Möglichkeit zur Benutzung von gesprochener Sprache haben, vom Schicksal in die Wiege gelegt worden. Ohne die nötige Unterstützung durch sie fördernde

Personen, die das ihnen innewohnende Potential entdecken und ihm einen Weg bahnen, haben die Betroffenen keine Chance, sich in ihren natürlich gegebenen Möglichkeiten zu entwickeln und entsprechend zu wachsen. Anne McDonald, eine Betroffene verdeutlicht dies mit der folgenden Aussage:

Jemand anders muss den Sprung auf eine neue Ebene der Verständigung mit dem behinderten Menschen tun, denn der Sprachlose selbst kann es nicht. Unterlassung ist keine Sünde. Aber die Unterlassung, den Zweifel zu Gunsten des behinderten Menschen sprechen zu lassen, ist ein Verbrechen. (McDonald, S. 82)

Das Ziel dieser Arbeit ist es, Menschen ohne Lautsprache Gehör zu verschaffen. Dazu werden ihre autobiografischen Lebensberichte erforscht. Diese konnten die Erzählenden erst verfassen, nachdem sie, durch das Schreiben, eine Möglichkeit gefunden hatten, sich mitzuteilen. Die Berichte wurden unter grossen körperlichen und zeitlichen Anstrengungen verfasst. Es soll dazu beigetragen werden, dass Menschen mit Beeinträchtigungen weniger nur aufgrund ihres äusserlichen Erscheinungsbildes eingestuft und eingeschätzt werden. Weiter soll den Lesenden dieser Arbeit die Möglichkeit gegeben werden, die Welt aus der Perspektive von Menschen zu sehen, die sich nicht einfach so schnell und unkompliziert Gehör verschaffen können. Es soll dafür sensibilisiert werden, dass durchaus jedes Leben kostbar, lebens- und förderungswert ist. Dadurch dass unsere Mitmenschen, die von schwersten Beeinträchtigungen betroffen sind, uns in vielen Punkten etwas Wertvolles und vielleicht bisher Unerkanntes vermitteln können, soll unser eigenes Denken bereichert werden. Weiter soll aufgezeigt werden, dass Intelligenz und Begabungen nichts mit Äusserlichkeiten zu tun haben. Es wäre schön, wenn beeinträchtigten Menschen durch diese Arbeit ein paar Steine aus dem Weg geräumt werden könnten, anstatt ihnen immer noch mehr in den Weg zu legen.

1.4 Fragestellung

Diese Arbeit wird sich mit folgender Forschungsfrage beschäftigen:

Worüber schreiben Menschen mit frühkindlichen Hirnschädigungen, die über keine Lautsprache verfügen, in ihrer Biografie?

- Welchen Themen messen sie welche Bedeutsamkeit zu?
- Inwieweit gibt es Übereinstimmungen in ihren Aussagen?

1.5 Bearbeitung des Themas

Zur Beantwortung der Frage wird die qualitative Sozialforschung angewandt. Als Forschungsstrategie dient die Grounded Theory, in deren Rahmen autobiografische Aussagen von Menschen, die ohne die Möglichkeiten zur sprachlichen Kommunikation aufwachsen mussten, untersucht werden. Im Zentrum der Untersuchungen werden die individuellen Wahrnehmungen der Betroffenen stehen. Wie haben sie einen Weg gefunden, um sich mitzuteilen. Inwiefern und durch welche Umstände geprägt stimmen ihre Aussagen überein oder gehen sie auseinander? Welche Faktoren haben sich in ihren Anstrengungen um Anerkennung als denkende, verständige Mitmenschen als förderlich oder hemmend ausgewirkt.

Anhand von fünf biographischen Berichten soll herausgearbeitet werden, wie Menschen, die durch frühkindliche Hirnverletzungen sowohl in der Fortbewegung wie auch in der Sprache schwer motorisch beeinträchtigt sind und über einen wachen Geist und normale oder sogar überdurchschnittliche Intelligenz verfügen, unsere Gesellschaft und deren Umgang mit ihnen erleben. Die Grundlage für diese Forschungsarbeit legen die Lebensberichte der Betroffenen dar, die sie nur dank der Förderung durch ihr Umfeld und dem Engagement, das ihnen durch ihre Nächsten zuteilwurde, verfassen konnten.

1.6 Rahmenbedingungen und Projektressourcen

Diese Arbeit wird im Rahmen des Abschlusssemesters des Studienganges Schulische Heilpädagogik an der HfH (Hochschule für Heilpädagogik) in Zürich, wo die Autorin berufsbegleitend den Schwerpunkt «Pädagogik bei Schulschwierigkeiten» besucht, verfasst. Das Thema konnte frei gewählt werden. Die Arbeit an der Masterthese nahm ihren Anfang in der Woche 34 des Jahres 2019. Nachdem das Thema bestimmt war, folgte die Auseinandersetzung mit dem Thema Sprachlosigkeit und die Suche nach geeigneten Biografien. Ab der Woche 49 des Jahres 2019 begann die Lektüre der ersten von einem guten Duzend Lebensgeschichten, deren sieben für die Arbeit festgelegt wurden. Ab Woche 12 des Jahres 2020 wurde damit begonnen, Textstellen, die für die Masterthese als relevant erachtet wurden, aus den Biografien zu sammeln. In einem nächsten Schritt wurden Kategorien bestimmt, denen die Zitate zugeordnet werden konnten. Daraufhin wurde entschieden, nochmals zwei Lebensberichte wegzulassen und sich auf die fünf Werke zu konzentrieren, die autobiografische Aussagen enthielten. Seit der Woche 36 des Jahres 2020 wurde mit der Niederschrift der Arbeit begonnen, indem alle gesammelten Theorien, Texte und Erkenntnisse zusammengeführt, mehrfach überarbeitet und schlussendlich festgehalten wurden.

Begleitet wurde die Arbeit von Frau Prof. Dr. phil. Susanne Schriber, die beratend zur Seite stand und sich immer Zeit nahm, wenn Fragen auftauchten, Unsicherheiten sich breit machten oder an Grenzen gestossen wurde.

2 Theoretischer Hintergrund

2.1 Narrative Heilpädagogik

Die Herkunft des Wortes narrativ kommt aus dem spätlateinischen *narrativus*, zu lateinisch *narrare* = erzählend und bedeutet laut Duden "erzählend, in erzählender Form darstellend". Narration wird mit Erzählung, Bericht übersetzt (Bibliographisches Institut, 2015).

«Enthält ein Text das Attribut narrativ, so bedeutet dies vorerst nichts anderes, als dass es sich um einen erzählenden Text handelt (Grunz-Stoll, 2012, S.11).» Es kann eine Kurzgeschichte oder ein Roman, ein Zeitungsbericht, eine Anekdote, ein Brief, ein Aufsatz usw. sein, entscheidend ist dessen erzählender Charakter (ebd.).

Unter Narrativität beschreiben Tenorth und Tippelt (2007, S. 521) die Gestaltung eines Textes, in der Erfahrung und Wissen in einer sprachlich verfassten Geschichte so zeitlich und thematisch geordnet sind, dass ein Zusammenhang von Ereignissen und Handlungen vorliegt. Narrativität könne in der "nicht der Realität entsprechenden" und "der Realität entsprechenden" Form vorkommen. Der Kontext der Narrativität könne sowohl im Literarischen als auch im nicht Literarischen vorliegen. An Texten dieser Struktur könnten in der biografischen Forschung Analysen über die subjektive Konstitution von Sinn, Lebensläufen oder die Muster der Entwicklung von Identität untersucht werden (ebd.).

Ganz allgemein werden unter Narrativ sinnstiftende Erzählungen bezeichnet, die einen Einfluss darauf haben, wie die Welt von Menschen oder Gesellschaften wahrgenommen wird. Solche Erzählungen transportieren Wertvorstellungen und Emotionen und unterliegen somit dem zeitlichen Wandel und den jeweiligen Wertevorstellungen. Narrative sind mehr oder weniger festgegründete Erzählungen, die von den Akteuren mit einer bestimmten Form an Gültigkeit versehen werden. Bestimmendes Element hinter einem Narrativ ist dabei nicht so sehr der Wahrheitsgehalt, sondern vielmehr ein gemeinsam geteiltes Bild im Sinne einer Welt-Anschauung (vgl. Stangl 2020).

Oschatz und Marker (2020) haben sich in einer Metastudie mit der Wirkung von Storytelling (Geschichten erzählen) und den damit verbundenen Narrativen Einstellungen, Meinungen und Verhalten der Öffentlichkeit beschäftigt. Bei der Auswertung zeigte sich, dass Erzählungen insgesamt überzeugender auf die Denkweisen und Handlungsabsichten der Testpersonen wirkten, als vergleichbare übliche Kommunikation in Form von Faktenpräsentation, Begründungen und Erklärungen. Zudem wiesen sie auch nach, dass diese stärkeren Effekte nicht nur kurzfristig, sondern bis zu sechs Monate nach der Nutzung dieser narrativen Inhalte nachweisbar waren. Dies führten sie auf die vermutlich stärkere Identifikation mit den erzählenden Personen zurück, aber auch auf die Verknüpfung eigener Erfahrungen mit dem, was in diesen Erzählungen vorkam (ebd.).

Gemäss Stangl (2020) setzt sich die Heilpädagogik,- seit der Einführung des Begriffs im 19. Jahrhundert durch Georgens und Deinhardt -, mit dem Anliegen der gemeinsamen Bildung trotz vorliegender Beeinträchtigungen auseinander. Sie setzt, ungeachtet von Beeinträchtigungen, sozialen und kulturellen Benachteiligungen sowie von Norm abweichenden Begabungsstrukturen, die Wertschätzung

menschlicher Vielfalt voraus. Der zentrale Grundgedanke der Heilpädagogik ist die Ganzheitlichkeit. Nicht allein die Beeinträchtigungen oder die erschwerten Bedingungen und deren Behebungen stehen in ihrem Mittelpunkt, sondern der ganze Mensch mit seinen Fähigkeiten, Problemen und Ressourcen. Auch sein soziales Umfeld soll bei der Bearbeitung und Lösung von Problemen einbezogen werden. Forschungen, deren Erkenntnisse der Partizipation von Menschen mit Beeinträchtigungen, Lernstörungen und Benachteiligungen an allen gesellschaftlichen Lebensbereichen dienen, stellen eine wichtige Zielsetzung wissenschaftlicher Heilpädagogik dar, streben die Initiierung von Bildungsprozessen und eine möglichst vollständige gesellschaftliche Teilhabe von betroffenen Menschen und Gruppen an (ebd.).

Unter narrativer Pädagogik wird das Programm einer Erziehungswissenschaft verstanden, die sich in ihren Datengrundlagen und Praktiken der Analyse und Interpretation auf »Erzählungen«, v.a. Biografien stützt (Tenorth & Tippelt 2007, S. 521).

Johannes Grunz-Stoll (2012, S. 1-12) lehrt, dass das Konzept einer narrativen Heilpädagogik im Grenzbereich zwischen Literatur und Wissenschaft angesiedelt sei. Während es in der Heil- und Sonderpädagogik um Praxis und Theorie von Bildung und Erziehung unter erschwerten Bedingungen gehe, kämen in literarischen Texten zu erzählter Behinderung Erfahrungen von Personen mit besonderen Bedürfnissen zu Sprache. Es bestünde eine grosse Differenz zwischen wissenschaftlichen Aussagen, welche sich als vergleichsweise beziehungslos, allgemeingültig und situationsunabhängig bestimmen liessen und individuellen Erfahrungen, welche durch Einmaligkeit, Konkretheit und situative Bezüge charakterisiert seien. Diese Differenzen liessen sich zwar in gewissen Punkten überwinden, in der Regel aber würden sie dazu führen, dass Wissen und Erfahrung mehr oder weniger unabhängig voneinander bestünden (ebd.).

Weiter sagt Grunz-Stoll (2012, S.10), literarische Texte seien im Spannungsfeld zwischen den Polen von wissenschaftlicher Erkenntnis und situativer Erfahrung anzusiedeln. Sie nähmen Bezug auf einzelne Erfahrungen und brächten diese dann aber so auf den Punkt, dass die Lesenden, die darin berichteten Erfahrungen wahrzunehmen und zu verstehen vermöchten, oder dies zumindest versuchen könnten.

Auf ganz besondere Weise gelte dies auch für Geschichten, von und über Menschen mit Beeinträchtigungen, deren individuelle Erlebnis- und Ausdrucksmöglichkeiten in sozialer Teilhabe und Teilnahme auf Hindernisse stiessen (ebd.). Da Erfahrungen mit Beeinträchtigungen den meisten Menschen fremd seien, weil sie nicht selbst davon betroffen sind, gebe es zwischen Betroffenen und Nichtbetroffenen eine Differenz, welche bei den letzteren sowohl Interesse und Zuwendung als auch Ablehnung und Befremden auslösen könne (Grunz-Stoll, 2013, S. 7f.). In dieser Situation kann dann die in der obgenannten Metastudie geschilderte Identifikation mit den erzählenden Personen und die Verknüpfung mit eigenen Erfahrungen schwierig bis unmöglich werden. Da könne erzählte Behinderung, anhand von literarischen Texten, deren Lektüre und Interpretation Wege des Verstehens von Personen und Situationen eröffnen. Das Verständnis narrativer Texte entspreche zwischenmenschlichen Verstehensprozessen und wie diese könne es nicht abgeschlossen werden und besitze damit immer vorläufigen Charakter. (vgl. Grunz-Stoll, 2012, S. 10f.).

Beim Bearbeiten einer narrativen Heilpädagogik gehe es darum, aus Geschichten zu lernen und Erzählungen über »Erfahrungen von Menschen mit besonderen Bedürfnissen in sozialen

Zusammenhängen für die Heil- und Sonderpädagogik als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und Erkenntnis zu erfassen und zu erschliessen» (Grunz-Stoll, 2012, S. 13).

Diese Geschichten sind immer erlebte *und* erzählte Geschichten: In der Erzählung gewinnt das Erleben Gestalt, während das Erzählen seinerseits zum Erlebnis wird. Vor diesem Hintergrund erhalten literarische Texte, in denen Erfahrungen mit und Vorstellungen von Behinderung zur Sprache kommen, besondere Bedeutung: Ob Romane oder Erzählung, Autobiografie oder Erfahrungsbericht - stets handelt es sich um Geschichten, in denen das Andere oder Fremde zum Eigenen und Vertrauten in Bezug gesetzt wird. Die narrative Differenz wird sozusagen literarisch geschaffen *und* vermittelt, bearbeitet *und* verstanden: Darin besteht die Bedeutung des Narrativen für heilpädagogisches Denken und Handeln. (Grunz-Stoll, 2013, S. 8).

2.2 Sprache

2.2.1 Interaktion und Kommunikation

Begriffsdefinitionen:

Als Interaktion bezeichnen wir den Austausch von Gedanken, Gefühlen und Informationen zwischen zwei oder mehreren Personen. Im weiter gefassten Sinne stellt Interaktion auch die Beziehung und den Austausch des Individuums mit der gegenständlichen Welt, sowie mit dem eigenen Ich dar. Eine gleichwertige und herrschaftsfreie Interaktion ist nur dann zu realisieren, wenn die Interaktionsteilnehmenden bereit sind, ihre Identität gegenseitig vorbehaltlos zu akzeptieren (Schmetz, 2007, S.148-150).

„Kommunikation bezeichnet den Austausch von Informationen zwischen zwei oder mehreren Personen, wobei die Mitteilung sprachlich (verbal) oder/ und nichtsprachlich (nonverbal) erfolgen kann“ (Köck & Ott, 1994, S. 213).

Interaktion wird über Kommunikation vollzogen. Das zentrale Prinzip für Interaktion ist die wechselseitige Bezugnahme der handelnden Individuen aufeinander und wird bereits in seiner Vorsilbe ausgedrückt. Inter kommt aus dem lateinischen und bedeutet zwischen (vgl. Tenorth & Tippelt, 2007, S. 346).

Laut Bernasconi und Terfloth (2020, S. 33) basieren Teilhabe sowie Partizipation auf einem wechselseitigen Verhaltensbezug zwischen Individuen – also auf Interaktion. In Interaktion zu sein, sich für andere bedeutsam zu fühlen und an Entscheidungen im privaten, sozialen und öffentlichen Raum beteiligt zu sein, ist damit der zentrale Aspekt von Teilhabe und Partizipation.

Laut Theilen (2018, S.8) verfügt jeder Mensch von Geburt an über die Fähigkeit, mit anderen in Beziehung zu treten. Sie zu Entfaltung zu bringen und dem Menschen mit schwerer Behinderung angemessene Möglichkeiten zur wechselseitigen Kommunikation zu eröffnen, sei nach Pfeffer (1988, S.148) Herausforderung und pädagogische Aufgabe. Kommunikation ist ein menschliches Grundbedürfnis,

das laut der Bedürfnispyramide nach Maslow (1943) den sozialen Unentbehrlichkeiten zugeordnet werden müsste.

Weiter bemerkt Theilen (2018, S.8), dass Sprache und Sprechen nicht identisch seien. Sprache sei nicht einmal an Sprechen gebunden. Auch ein Mensch ohne Lautsprache könne über eine differenzierte innere Sprache verfügen. "Sprechen im engeren Sinn" meine die Produktion von Lautsprache, während "Sprechen im weiteren Sinn" auch das Sprechen mit Gebärden, visuellen Zeichen und Symbolen (Fotos, Bildern, Piktogrammen, Bildsymbolen, Schrift) oder mit taktilen Zeichen und Symbolen (Body Signing, Braille, Lormen) meine. Kommunikation gelinge aber nicht erst mit sprachlichen Mitteln, sondern finde bereits im vorsymbolischen und vorsprachlichen Bereich statt, beim Zwiegespräch oder beim aufeinander bezogenen Handeln (ebd.).

Pfeffer (1988, S.147) geht davon aus, dass Kommunikation nicht im leeren Raum geschehe, sondern immer einen Inhalt und ein Thema habe. Je nach Entwicklungsstufe der kommunikativen Fähigkeiten seien unterschiedliche Inhalte wichtig und möglich. Erst aus einem gemeinsamen Erfahrungsraum heraus könne sich dann eine gemeinsame Sprache entwickeln. Gemeinsamkeit bedeute, das Erleben des anderen zu teilen. Das Austauschen von Gefühlen, sei es körperlich oder sprachlich, sei ein wesentlicher Bestandteil gelingender Kommunikation. Inhalte sollten Bedeutung für das Gegenüber haben, sowie seinem Alter und seinem Entwicklungsstand entsprechen (ebd.).

2.2.2 Unterstützte Kommunikation (UK)

Laut Braun (2020, S. 20) ist Unterstützte Kommunikation (UK) «der deutsche Sammelbegriff für alle Maßnahmen, die bei Menschen mit unzureichenden oder fehlenden lautsprachlichen Fähigkeiten dazu beitragen, Kommunikation und Mitbestimmung zu verbessern.»

In der internationalen Terminologie wird das Fachgebiet als Augmentative and Alternative Communication (AAC) bezeichnet, also als kommunikative Formen, die unzureichende Lautsprache ergänzen (augmentative) oder ersetzen (alternative) (ebd.).

Die Massnahmen der Unterstützten Kommunikation (UK) legen den Fokus auf den Ausbau der gesamten kommunikativen Fähigkeiten. Die Befürchtung, der Einsatz der UK-Hilfen könne den Erwerb der Lautsprache behindern, wurde widerlegt. Es konnte sogar gezeigt werden, dass die multimodale Kommunikationsförderung, d.h. die parallele Nutzung unterschiedlicher Sinneskanäle zur Übermittlung von Informationen, positive Auswirkungen auf die Entwicklung der Lautsprache haben kann (vgl. Braun, 2014, S.16).

«Unterstützte Kommunikation hat neben der jeweiligen Person ohne Lautsprache auch das soziale Umfeld mit im Blick und nutzt alle körpereigenen und externen Hilfen, die die Kommunikation der jeweiligen Person verbessert» (Boenisch, 2009, S. 12).

Im folgenden Textabschnitt beschreibt Anne McDonald eindrücklich, wie die schwerstbeeinträchtigten Kinder untereinander unterstützt kommunizierten, bevor Rosemary Crossley sie förderte:

Bevor Rosemary Crossley kam, wussten wir nicht, dass auch Nicht-Behinderte sich mit uns unterhalten können. Langsam begannen sich steife Arme zu regen, um die Zungen zu unterstützen. Das machte die Stimmen weniger wichtig und bedeutete für sprachunfähige Kinder, dass

sie trotzdem kommunizieren konnten. Unsere Methode bestand darin, Fragen durch Handzeichen zu beantworten. Wir fragten ein Kind, ob es etwas sagen wollte, und wenn es Ja-Zeichen gab, stellten wir Fragen, bis wir wussten, worum es ging. Dann fragten wir so weiter, bis wir das Richtige geraten hatten. Wir hatten nur für oberflächliche Fragen Zeit, da ich Ewigkeiten brauchte, um Fragen zu stellen. Ich sprach so langsam und musste mich so oft wiederholen, bis ich verstanden wurde. Diese Art Interview endete, mit dem zu Bett gehen, denn wegen der Wandschirme konnten wir uns nicht mehr durch Gesten verständigen. (McDonald, S. 170, Z: 4ff.)

UK beschränkt sich nicht nur auf ein Hilfsmittel, sondern es sollen verschiedene Zugänge erarbeitet werden, um ein multimodales Kommunikationssystem zu erschaffen. Die UK umfasst alle Angebote, welche Personen ohne verständliche Lautsprache zur besseren Verständigung nutzen können (vgl. Wilken, 2006, S. 3). Es wird unterschieden, ob die Kommunikationsform die eigene Lautsprache ergänzt, oder ob das Hilfsmittel alternativ zur Lautsprache eingesetzt wird. Unterschiedliche Beeinträchtigungsformen, Alter der Nutzenden und Umweltbedingungen führen dazu, dass die Angebote der Unterstützten Kommunikation sehr vielfältig sind (ebd.).

Die verschiedenen alternativen und augmentativen Kommunikationswege lassen sich grob in die drei folgenden Kategorien einteilen:

Unter *körpereigenen Kommunikationsformen* versteht man laut Köster und Schwager (1999, S. 44) sämtliche Möglichkeiten zu kommunizieren, die mit dem eigenen Körper vollzogen werden können, wie elementare Beziehung- basaler Dialog, lautliche Äusserungen, Gestik und Zeigebewegungen, Mimik und Blicke, Gebärden, Lormen, etc. Diese Kommunikationsmodi werden auch vom nicht beeinträchtigten Sprecher verwendet und sind kulturellen Normen unterworfen. Vorteile der körpereigenen Kommunikationsform ist, dass sie, immer vorhanden, eine spontane und überall einsetzbare Kommunikation ohne weitere Hilfsmittel ermöglichen. Sie erfordern aber eine Interpretation des Gegenübers und dadurch können sie Quelle von Missverständnissen sein (ebd.).

Nicht elektronische Kommunikationshilfen können vielfältiger Art sein: Konkrete Gegenstände, Fotos oder Zeichnungen, Bildkarten, Kommunikationstafeln mit einzelnen Buchstaben, Zahlen oder auch ausgeschriebenen Wörtern, Symbole, Piktogramme, etc. sowie natürlich auch die Schrift. Derartige nicht elektronische Kommunikationshilfen erweitern nicht nur den Wortschatz, sondern auch den Kreis der Eingeweihten, besonders dann, wenn die Bedeutung der Symbole auch schriftsprachlich dargestellt ist. (vgl. Köster & Schwager, 1999, S.44-45)

«Besonders die fortschreitende Entwicklung auf dem Gebiet der *elektronischen Kommunikationsmedien* war und ist es, die zur Beachtung von "nichtsprechenden" Menschen beitrug und beiträgt» (Köster & Schwager, 1999, S.46) Der Bereich der elektronischen Hilfsmittel beginnt bei tragbaren Kommunikationsgeräten, die über eine digitale beziehungsweise synthetische Sprachausgabe oder eine Schriftausgabe verfügen und endet bei den modernsten Computern (ebd.). Es wird in der Fachwelt zwischen kleinen Hilfen (erste Wörter und kommunikative Funktionen) und Hilfen mittlerer (50-1000 verschiedene Wörter; einfache Grammatik möglich) und hoher Komplexität (über 1000 verschiedene Wörter; umfassende Grammatikfunktionen) unterschieden. Während die kleinen Hilfen basale Kommunikationserlebnisse ermöglichen, bieten komplexe Kommunikationshilfen aufgrund des

umfangreichen Wortschatzes und diverser Grammatikfunktionen vielfältige Aussagemöglichkeiten. Dies eröffnet die Option, stärker an gemeinsamen Aktivitäten teilhaben zu können. Gleichzeitig ist die Kommunikation mit weniger vertrauten Personen meist einfacher (vgl. Boenisch, Wilke & Sachse 2020, S. 250-251).

2.2.3 Gestützte Kommunikation (FC)

Bei der gestützten Kommunikation, im Englischen "Facilitated Communication" (FC) genannt, handelt es sich um eine nonverbale Kommunikationsmethode innerhalb der Methode der unterstützten Kommunikation (Bundschuh, 2007, S. 106). Auch nach Nussbeck (2006, S. 177) gilt FC als eine Methode im Spektrum der UK.

Braun (2020, S. 20f.) macht darauf aufmerksam, dass der Umstand, dass nahezu zeitgleich zur Etablierung des Begriffs der UK, die gestützte Kommunikation als FC übersetzt wurde, vielfach beklagt werde. Besonders in den Anfangsjahren der UK in Deutschland habe diese unglückliche Parallelentwicklung ähnlich klingender Begriffe für Verwirrung gesorgt. Hinzu komme, dass die Methode der FC wissenschaftlich umstritten sei (ebd.).

Erforscht man den Begriff "Facilitated Communication", dann findet man alle möglichen Vorstellungen und Reaktionen zwischen Begeisterung und totaler Ablehnung. Wie könne man eine Methode noch einsetzen und verteidigen, die doch längst wissenschaftlich widerlegt sei, fragen sich die Misstrauischen. Währenddessen wollen sich die Befürwortenden nicht mit der Diagnose "geistig beeinträchtigt" abfinden, wenn alle Versuche, über Buchstaben, Bilder oder Gesten zu kommunizieren fehlgeschlagen seien und praktische Dinge nicht durch Nachahmung, sondern nur mit Handführung oder wegen der körperlichen Beeinträchtigung, überhaupt nicht gelernt werden konnten (Nagy, 2016).

Gestützte Kommunikation ist eine Methode zur Erweiterung der Kommunikationsmöglichkeiten von Menschen, die sich nicht oder nur begrenzt lautsprachlich mitteilen können. z.B. für Menschen mit Autismus oder autistischen Zügen, Down-Syndrom, Rett-Syndrom, Zerebralparese und geistiger Behinderung unklarer Genese. (vgl. Bundschuh, 2007, S.106)

Als gemeinsames Merkmal dieser Menschen wird von den FC- Befürwortenden angenommen, dass sie Lautsprache zwar verstehen, sich allerdings lautsprachlich nicht, respektive nicht ausreichend äußern können. FC wird als unterstützende Methode deklariert, im Falle des Scheiterns von anderen augmentativen bzw. alternativen Kommunikationshilfen (Crossley, 1997).

«FC sollte auch bei schwerer Kommunikationsstörung nicht die einzige Förderung der Kommunikationsmöglichkeit eines Menschen darstellen. Eine Kombination von FC mit anderen nonverbalen Kommunikationsmethoden, z.B. Gebärden sowie mit Lautsprache und "Ja- Nein" - Signalen wird als mögliche, pädagogisch sinnvolle Ergänzung angesehen» (Bundschuh, 2007, S. 106).

FC ermögliche manchen Menschen, mit schweren Kommunikationsstörungen und neuromotorischen Beeinträchtigungen, auf Objekte, Bilder, Symbole, Wörter und/oder Buchstaben zu zeigen und sich so mitzuteilen. Dabei gebe eine Kommunikationsperson, die als "Stützende" bezeichnet werde, der gestützten Person, die üblicherweise "FC-Schreibende" oder "-Anwendende" genannt werde, physische, verbale und emotionale Unterstützung (ebd.).

FC sei in der Praxis entstanden, ohne theoretischen Hintergrund. Erst mit der Verbreitung und mit der Zunahme kritischer Stimmen sei versucht worden, in der Praxis gemachte Erfahrungen durch theoretische Erklärungsansätze zu untermauern. (Nagy, 2016)

In den 1970er Jahren wurde die Methode, durch Stützung der Hand oder des Armes nicht lautsprachlich Kommunizierenden zum Schreiben oder Deuten zu verhelfen, von Rosemary Crossley in Australien mit einer jungen Frau mit einer zerebralen Bewegungsstörung entdeckt und angewendet. (Wachsmuth, 2020, S.77). Crossley arbeitete damals in der Langzeitstation eines Krankenhauses, in der Menschen mit Beeinträchtigung untergebracht waren. Da sie als berufliche Quereinsteigerin keine angemessene Ausbildung hatte, weder eine pflegerische noch eine therapeutische oder pädagogische, begann sie berufs begleitend ein einjähriges Lehrerstudium. In dessen Rahmen musste sie ein Praxisprojekt im Bereich „Lesen und Schreiben“ durchführen (vgl. Crossley & McDonald, 1993, S. 47-56.). Crossley entschied sich, eine der von ihr betreuten Personen zu lehren, sich durch Zeigen auf Symbole auszudrücken. Die damals sechzehnjährige Anne McDonald lebte seit ihrem dritten Lebensjahr in der Einrichtung und galt als geistig beeinträchtigt. Aufgrund einer Zerebralparese konnte sie sich kaum bewegen und war in allen Verrichtungen des täglichen Lebens auf Hilfe angewiesen. Crossley hatte McDonald für ihr Projekt ausgewählt, weil sie Lautsprache verstand und sich mitteilen konnte, indem sie die Wörter "Ja" und "Nein" durch Zungenbewegungen ausdrückte oder mit den Händen auf Objekte zeigte. Das Zeigen fiel ihr jedoch schwer, so dass Crossley spontan körperliche Hilfestellung gab (ebd.):

Damit sie auf die Kreise zeigen konnte, musste ich mich hinter sie stellen, mit der linken Hand ihren Kopf nach vorn drücken und mit der rechten ihren rechten Arm zwischen Schulter und Ellbogen unterstützen.... Ich wollte dem Extensor-Krampf entgegenwirken, der Annes Bewegungskontrolle beeinträchtigte. Dazu musste man sie in der Hüfte beugen, ihr Kopf und Schultern nach vorn drücken und gleichzeitig die Muskeln an der Unterseite des Arms stimulieren, der gestreckt werden sollte. Wenn ich Annes Schultern nach vorn drückte, ohne gleichzeitig ihren Arm zu unterstützen, konnte sie ihn nicht über den Tisch heben, weil er trotzdem noch nach hinten schlug. Legte man ihren Arm auf den Tisch, dann entstand so viel Druck und Spannung, dass sie ihn nicht mehr auf dem Tisch bewegen konnte. Auch waren da die Krämpfe - wer mit Menschen arbeitet, die an Zerebralparese leiden, weiss ein Lied davon zu singen. Wenn es Annie endlich gelang, den Arm zu bewegen, schnappte er plötzlich zu wie eine Kaninchenfalle: Der Unterarm wurde gegen den Oberarm gedrückt oder gegen ihr Gesicht gepresst, wenn er vorher quer über ihrem Körper gelegen hatte. Und dann konnte sie ihn gar nicht mehr gezielt bewegen. Dem konnte man entgegenwirken, indem man die Streckmuskeln des Arms stimulierte und gleichzeitig die Stimulation der Beugemuskeln so gering wie möglich hielt; so unterstützte ich ihren Oberarm, der auf meiner flachen Hand ruhte (Crossley & McDonald, 1993, S. 62.).

Mit dieser Unterstützung gelang das Zeigen von Objekten und Symbolen viel besser als ohne, so dass Crossley austesten konnte, mit welcher Art von Symbolen McDonald am besten zurechtkommen würde. Überraschenderweise stellte sich heraus, dass McDonald, die nie eine Schule besucht hatte, durch das Zeigen auf Wortkarten sinnvolle Sätze bilden konnte. Das ermutigte Crossley zu dem Versuch, sie die Schriftsprache zu lehren. Der Unterricht führte innerhalb weniger Wochen dazu, dass

McDonald Wörter und Sätze buchstabieren konnte und nach gut zweimonatiger Förderung in der Lage war, sich altersentsprechend zu komplexen Themen differenziert zu äußern (Crossley & McDonald, 1993, S. 56-142).

Crossley (1997) sprach bereits 1994 von FCT, Facilitated Communication Training: einer Methode, Menschen mit schweren kommunikativen Beeinträchtigungen die Nutzung von Kommunikationshilfen (z. B. Bildtafeln oder Kommunikationsgeräten) mit den Händen beizubringen. Eine stützende Person (facilitator) helfe der gestützten Person, motorische Beeinträchtigungen zu überwinden und funktionale Bewegungsmuster zu entwickeln. Sie unterstütze oder hemme die Bewegungen des Anwendenden mit dem Ziel, ihm eine Auswahl zu ermöglichen und ihr so eine vorher nicht vorhandene Möglichkeit zur Kommunikation zu eröffnen. Kontinuierliche Übung führe zu einer Verbesserung der motorischen Fertigkeiten, einer Steigerung des Selbstvertrauens und einer Verminderung der Abhängigkeit. Damit könne der Grad der Stützung (facilitation) reduziert werden, das langfristige Ziel sei die unabhängige Benutzung der Kommunikationshilfe. (vgl. Crossley 1997, S. 22f.).

Diese Stütze wurde auf Menschen mit Autismus und Down-Syndrom erweitert. Schnell fanden die Ideen auch in Deutschland Verbreitung, und es entstanden einige Texte, die als auf diese Weise geschriebene Autobiografien gelten. Bei deren Niederschrift war immer eine Berührung durch eine helfende Person notwendig, worauf die Umgebung oft mit Misstrauen reagierte und den Helfer für die eigentliche Quelle des Geschriebenen hielt. (Nagy, 2016) Die Methode ist auch wissenschaftlich umstritten, weil nicht zweifelsfrei festgestellt werden kann, ob der Text von der stützenden oder der gestützten Person geschrieben wird (Wachsmuth, 2020, S. 77).

In den folgenden Abbildungen sind einige Beispiele abgebildet, wie gestützt werden kann. Je nach Beeinträchtigung muss sich die stützende Person den Möglichkeiten der gestützten Person anpassen. Wie anstrengend das für beide Kommunikationsteilnehmenden sein kann, kann man aus obgenanntem Zitat (S. 10) von Crossley erahnen. So äussert sie sich dann auch dahingehend, dass sie nie verstanden habe, «warum sich all die Leute, die mich später für eine Schwindlerin hielten, nicht wundern, dass ich mir dafür keine bequemere Methode ausgesucht hatte.» (Crossley & McDonald, 1993, S. 84).

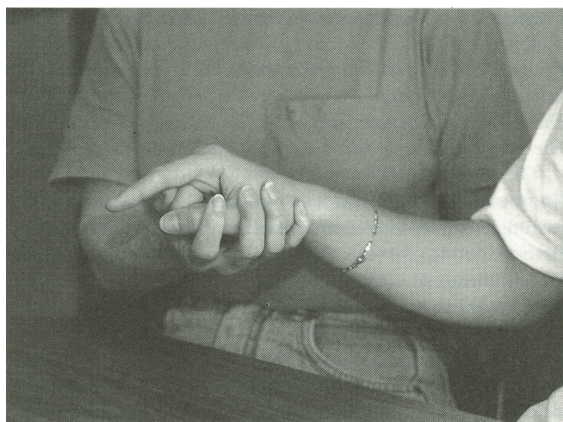


Abbildung 1: Korrekte Stützung.

Die stützende Person formt die Hand, berührt den Zeigefinger aber nicht.

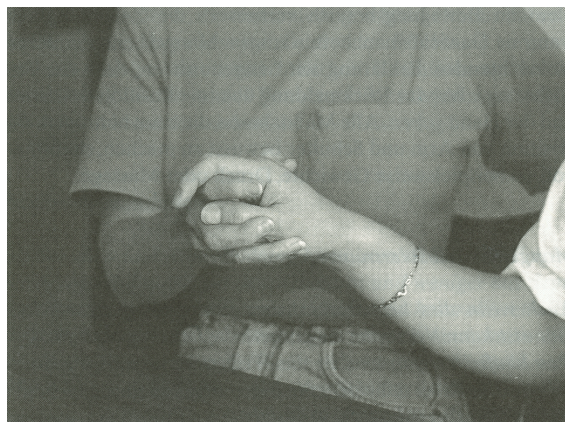


Abbildung 2: Unkorrekte Stützung

Der Zeigefinger der anwendenden Person biegt sich um den Finger des Stützers.

(Crossley, 1997, S. 50)

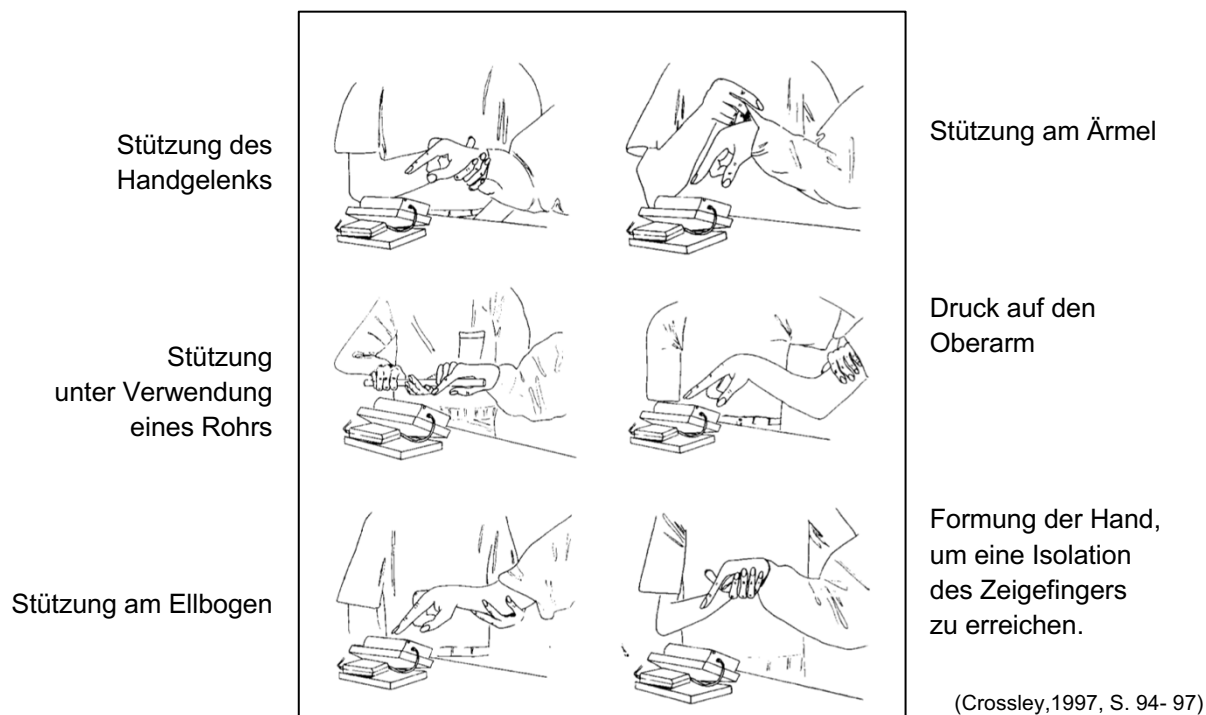


Abbildung 3: Schreiber- Stützer- Paar
(Rödler, 1999)

Crossley bemerkte zu ihrem Stützen bei Anne McDonald folgendes:

«Ich verhielt mich sozusagen wie ein reaktionsfähiges Möbelstück: ich bewegte ihren Arm nicht von mir aus, sondern unterstützte nur ihre eigenen Bewegungen. Damals wie heute zeigt Annie ihre Antworten, indem sie den Unterarm samt Hand und Fingern vom Ellbogen aus bewegt. Diese Bewegungen lassen sich kaum durch Manipulation am Oberarm beeinflussen.»
(Crossley & McDonald, 1993, S. 62f.)

FC weise sich als eine Kommunikationsmethode und nicht als Therapie- oder Heilmethode aus. (vgl. Nagy, 1995, S. 22). FC sei auch keine Behandlungsmethode, sondern ein vorläufiger Weg zur Förderung der Kommunikation, mit dem Ziel, größtmöglicher Unabhängigkeit von Kommunikationshilfen. (vgl. Bundschuh, 2007, S.106)

Im Zusammenhang mit der Überprüfbarkeit der Authentizität von gestützter Kommunikation wird in der Fachliteratur meist der Begriff "Validation" verwendet. Seit 1988 sind weltweit ca. 50 Studien zur Validität von FC publiziert worden. Die geforderte Fähigkeit des "message-passing" (Nachrichtenaustausches), konnte unter Testbedingungen nicht nachgewiesen werden.

Die Validität von FC als Kommunikationsmethode kann – zumindest gegenwärtig – mit wissenschaftlichen Mitteln nicht bestätigt oder bewiesen werden. Ebenso wenig ist es möglich, wie zuweilen zu lesen ist, „Gegenbeweise“ zu führen. Die kontroversen Ergebnisse bisheriger Studien lassen eine abschließende, wissenschaftlich fundierte Aussage zur Validität von FC als Kommunikationsmethode noch nicht zu. (Bundschuh, 2007, S.107)

Auf der Grundlage empirisch gewonnener Erfahrungen, so Bundschuh (2005, S. 317ff.), sowie der Analyse der heute vorliegenden internationalen Studien könne davon ausgegangen werden, dass ein Teil der gestützt schreibenden Personen mittels FC in der Lage sei, sich mitzuteilen. Die Methode FC könnte bei korrekter Anwendung eine valide Kommunikationsmöglichkeit für manche Menschen mit schweren Kommunikationsstörungen darstellen.

Mit folgendem Zitat zeigt Müller auf, dass FC keineswegs eine einfache Sache sei und weshalb es nicht so einfach ist, in diesem Bereich zu überzeugenden Forschungsergebnissen zu kommen:

Womit sie nicht gerechnet hatte, war, dass ich nicht mit jedem schreiben kann oder will. In meiner gekränkten Eitelkeit entschied ich mich, mit völligen Laien zu schreiben, aber die Profis zu ignorieren, und das besonders, wenn sie kein Vertrauen in mich hatten und mich erst auf die Probe stellen wollten. Das war reichlich unklug von mir und verkomplizierte die Dinge unnötig. Aber es ging einfach nicht. Durch mein Verhalten wurden die Lehrer natürlich in ihrer Sichtweise bestätigt, so viel ist mir im Nachhinein klar. (Müller, S. 43, Z: 24ff.)

Mit den folgenden zwei Ausführungen von Müllers Mutter und einer nicht benannten, erzählenden Person, soll das Kapitel FC abgeschlossen werden:

Die körperliche Behinderung ist physisch anstrengend, das Nicht-Kommunizieren-Können war über Jahre psychologisch schwierig, bis wir dank der Gestützten Kommunikation einen Weg fanden, uns doch zu verständigen. Ein Angehöriger mit Autismus verordnet seiner Familie eine Intensivschulung in Authentizität, denn nur wenn sie vorbehaltloses Vertrauen spüren, öffnen sich diese scheuen Wesen. (Müller, S. 153, Z: 5ff.)

«Ich bin ein richtig denkender Behinderter ohne Sprache. Mit der Methode des gestützten Schreibens bin ich nicht mehr behindert.» (Rödler, 1999)

2.3 Beeinträchtigungen der Autoren und Autorinnen

2.3.1 Zerebralparese

Das Wort Zerebralparese oder Cerebralparese kommt vom lateinischen cerebrum = Gehirn und vom griechischen parese = Lähmung und wird oft mit CP abgekürzt. Man versteht darunter Bewegungsstörungen, deren Ursache in einer frühkindlichen Hirnschädigung liegen. Die frühkindliche Hirnschädigung ist der Sammelbegriff für eine Schädigung des Zentralnervensystems zwischen dem 6. Schwangerschaftsmonat und dem 3. bis 6. Lebensjahr. Laut Fröhlich (1996, S. 27-28) befindet sich die Feinarchitektur des Gehirns in einem dauernden Umbauprozess. Eine über längere Zeitdauer bestehende Grundaktivierung eines Teilbereiches neuronaler Verknüpfungen wird die Vernetzung verdichten und ihre Effizienz verstärken. Das Angebot sensorische Reize hat also gerade für Menschen, deren Fähigkeiten, sich diese zu suchen oder selbst zu schaffen, herabgesetzt sind, aus neuropsychologischer Sicht, eine enorme Bedeutung. Es werden einerseits vorhandene Erregungsbahnen erhalten und verfestigt, andererseits wird eine Neuorganisation angeregt. Ausgefallene Funktionen, die an bestimmte Hirnabschnitte geknüpft sind, können von anderen Hirnteilen übernommen werden. Alle Wahrnehmungsprozesse sind an Hirnfunktionen gebunden. «Wahrnehmung ist die sinngebende Verarbeitung innerer und äusserer Reize unter Zuhilfenahme (Ausnutzung) von Erfahrungen und lernen» (Fröhlich, 1996, S.52). Die Störungen der Wahrnehmungsfähigkeit durch Hirnverletzungen, haben irritierende Auswirkungen auf die Handlungskompetenz des Kindes, die Irritationen für die Kommunikation und Interaktion im sozialen Umfeld des Kindes ergeben (ebd.).

Die durch die Zerebralparese hervorgerufenen Bewegungsstörungen sind charakterisiert durch Störungen des Nervensystems und der Muskulatur im Bereich der willkürlichen Motorik. Je nachdem, welcher Teil des Hirns betroffen wurde, bleibt das Kind entweder steif, also spastisch gelähmt, oder es wird alle möglichen anormalen, ausfahrenden Bewegungen ausführen, was man als Athetose bezeichnet. Anne McDonald beschreibt diese folgendermassen:

«Athetose ist eine Schädigung des Gehirns, die viele unkontrollierbare Bewegungen zur Folge hat; ausserdem war mein Muskeltonus stark erhöht. All das bedeutete, dass ich weder meine Hände benutzen noch laufen noch verständlich sprechen konnte.» (McDonald, S. 28, Z: 13ff.)

Nach Stangl (2020) versteht man unter einer Spastik ganz allgemein eine krampfartig erhöhte Muskelspannung, die bei passiver Dehnung des Muskels zunimmt oder bei fortgesetzter Dehnung plötzlich nachlassen kann.

Wie sich die athetotische Form der Zerebralparese im Fall von Anne auswirkt umschreibt Rosemary Crossley so:

Annes Arme und Beine bekommen Befehle, die nicht für sie bestimmt sind, so dass ihr ganzer Körper sich krampfartig bewegt und die für Athetotiker typischen Bewegungsmuster entstehen. Auch ihre Zunge empfängt ungeplante Befehle, die sie unwillkürlich herein- und herausfahren lassen: Der Zungenstoss ist ein besonders charakteristisches Merkmal für eine Stammhirnschädigung. Er bereitet beim Essen und Sprechen grösste Schwierigkeiten. Diese unfreiwilligen Bewegungsmuster begleiten Anne vom Aufwachen bis zum Einschlafen. Aber auch, wenn sie etwas willkürlich tun will, geht es in ihrer Schaltzentrale durcheinander. Wenn sie versucht einen Arm zu bewegen, fährt ihr Kopf zurück oder zur Seite. Will sie einen Arm und ein Bein gleichzeitig bewegen, dann geht das andere Bein vermutlich mit. Jede Bewegung ist voller Unwägbarkeiten: Selbst wenn es ihr gelingt, den richtigen Körperteil zu bewegen, kann sie nicht sicher sein, wie schnell oder wie heftig er reagieren wird. Und so fegt sie womöglich das ganze Geschirr vom Tisch, wenn sie nun nach dem Löffel greifen wollte. (McDonald, S. 14, Z: 2ff.)

Rosemary Crossley beschreibt im folgenden Vergleich das Handicap, mit dem eine an der athetotischen Form der Zerebralparese beeinträchtigte Person leben muss:

Wenn man sich das Gehirn wie ein grosses Versandhaus vorstellt, dann funktioniert Annes Gehirn etwa so, als würde die Versandabteilung von einem Verrückten geleitet. Die Informationen, die über Augen und Ohren hereinkommen, werden korrekt weitergeleitet. Sie gehen an die entsprechenden Abteilungen, und alle notwendigen Verarbeitungsprozesse werden richtig ausgeführt. Sauber gepackte Päckchen mit korrekten Adressen und genauen Versandbestimmungen werden an die Versandabteilung geliefert. Doch dort ist der Teufel los: Adressen werden mutwillig durcheinandergebracht, die Päckchen an Leute geschickt, die nichts bestellt haben, während die eigentlichen Empfänger leer ausgehen. (McDonald, S. 13f., Z: 28ff.)

Dies geschieht, weil das Stammhirn, der unterste Abschnitt des Gehirns, der direkt ins Rückenmark übergeht, geschädigt ist. Alle Befehle des Gehirns an die Muskeln müssten hier hindurchlaufen.

Ataxie

«Ataxien sind Störungen in der Koordination von Bewegungsabläufen, wobei manche Betroffene nur leichte Symptome zeigen, andere sich nur im Rollstuhl fortbewegen können.» (Stangl, 2020)

Die Ursache dafür, dass von Ataxie Betroffene die Muskulatur nicht mehr koordiniert steuern können, liegen in Nervenschäden im Kleinhirn oder im Rückenmark. Wesentliche Ursachen für eine Ataxie sind Schlaganfälle, es gibt aber auch vererbte Formen dieser Erkrankung. Wie heftig die Motorik dabei gestört ist, richtet sich dabei nach dem Ausmaß der jeweiligen Schäden. Eine Ataxie kann auch auftreten, wenn keine Lähmung vorliegt, also bei normaler Muskelkraft. (ebd.)

2.3.2 Epilepsie

Epilepsie wurde im Laufe der Zeit mit vielen Namen versehen. Der heute gebräuchliche Begriff «Epilepsie» leitet sich vom griechischen Verb «epilambanein» ab. Das bedeutet «packen, jemanden heftig ergreifen» (Matthes & Schneble 1992, S. 4) und spiegelt das in früheren Zeiten vorherrschende Unverständnis dafür wider, warum ein Mensch plötzlich die Kontrolle über sich und seinen Körper verliert.

Epilepsie wird nach aktueller Definition als ein Zustand des Gehirns verstanden, der gekennzeichnet ist durch eine andauernde Prädisposition (d.h. Bereitschaft), epileptische Anfälle zu generieren (vgl. Fisher et. al. 2005).

Epileptische Anfälle sind in der Regel vorübergehende, plötzliche Störungen des zentralen Nervensystems. Es kommt zu zeitlich begrenzten, massiven, gleichzeitigen Entladungen unterschiedlich lokalisierter und unterschiedlich grosser Gruppen von Nervenzellen im Gehirn (vgl. Elger et. al. 2012, S. 2). Je nach Lokalisation des Anfallsgeschehens im Gehirn können sich unterschiedliche Erscheinungsformen epileptischer Anfälle zeigen. Aus den obgenannten Begriffsdefinitionen lässt sich ableiten, dass eine Epilepsie immer mit epileptischen Anfällen verbunden ist. Umgekehrt könne ein Mensch im Laufe seines Lebens aber auch einen epilepsieähnlichen Krampfanfall erleiden (z. B. provoziert durch hohes Fieber, akuten Schlafmangel, Stoffwechselstörungen oder Alkoholentzug) ohne dass bei ihm eine dauerhafte Epilepsieerkrankung diagnostiziert werde. (vgl. Stangl, 2020)

2.3.3 Atypischer Autismus

Der Begriff Autismus geht auf das griechische Wort "autos" (selbst, selbst bezogen) zurück. In der klinischen Praxis wird die Störung als tiefgreifende Entwicklungsstörung klassifiziert.

Im Handbuch der Sonderpädagogischen Psychologie wird Autismus folgendermassen definiert: «Die autistische Störung umfasst eine Beeinträchtigung in der Entwicklung sozialer Beziehungen, sowie des kommunikativen Austauschs mit anderen Menschen, die einhergeht mit einer Tendenz zur Einschränkung der Interessen und des Bezugs zur Umwelt» (Klicpera & Gasteiger Klicpera, 2000, S.792).

Der Schweizer Psychiater Eugen Bleuler führte 1911 diesen Begriff für jene schizophrenen Menschen ein, die sich von der Umwelt abgekapselt und in ihre psychische Welt zurückgezogen haben. Extreme Abkapselung von der personalen Umwelt und ängstliches Beharren auf Gleichhaltung der

dringlichen Umwelt (in der räumlichen wie in der zeitlichen Dimension) kennzeichnen den Frühkindlichen Autismus, eine tiefgreifende Entwicklungsstörung, die ihren Anfang vor dem dritten Lebensjahr nimmt (Klein, 2007, S. 22).

Probleme beim wechselseitigen sozialen Umgang und Austausch, Auffälligkeiten bei der sprachlichen und nonverbalen Kommunikation und eingeschränkte Interessen mit sich wiederholenden, stereotyp ablaufenden Verhaltensweisen sind typische Bereiche, in denen sich die Störung im Alltag zeigt.

Aufgrund ihrer Einschränkungen benötigen die meisten Autisten eine lebenslange Hilfe und Unterstützung. Autismus ist unabhängig von der Intelligenzentwicklung, jedoch gehört Intelligenzminderung zu den häufigen zusätzlichen Einschränkungen. Trotz umfangreicher Forschungsanstrengungen gibt es derzeit keine allgemein anerkannte Erklärung der Ursachen autistischer Störungen (ebd.). Im folgenden Zitat beschreibt Rafael Müller, wie bei ihm *atypischer Autismus* diagnostiziert wurde: «Dr. Winkler diagnostizierte einen «atypischen Autismus», da ich weder dem frühkindlichen Autismus noch dem Asperger-Syndrom eindeutig zuzuordnen war.» (Müller, S. 27, Z: 21ff.)

Laut ICD-10 (International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems, 10. Revision) F84.1 unterscheidet sich der atypische Autismus vom frühkindlichen Autismus dadurch, dass entweder das Alter bei Krankheitsbeginn oder die diagnostischen Kriterien nicht in allen genannten Bereichen erfüllt werden. Das heisst, dass die beeinträchtigte Entwicklung erst nach dem dritten Lebensjahr festgestellt wird und nicht in allen für die Diagnose Autismus geforderten psychopathologischen Bereichen Auffälligkeiten nachweisbar sind.

3 Methodisches Vorgehen

3.1 Forschungsmethode

3.1.1 Induktion und Deduktion



Abbildung 4: Induktion und Deduktion
(shrike)

Der Erkenntnisgewinn durch wissenschaftliche Arbeit findet stark vereinfacht betrachtet durch den immerwährenden Kreislauf von Induktion und Deduktion statt. Bei der Deduktion zieht man, durch

logisches Schlussfolgern, vom Allgemeinen Rückschlüsse zum Besonderen, von der Annahme zum Einzelfall. Vorteil der Deduktion: Null Unsicherheit. Wenn die Annahme stimmt, dann stimmt auch die Folgerung daraus. Man spricht im Zusammenhang mit Deduktion von logischer Schlussfolgerung. Deduktion wird eher mit quantitativer Forschung in Verbindung gebracht.

Bei der Induktion folgert man aus einer einzelnen Beobachtung ein allgemeines Gesetz. Man formt sich Regeln. Es besteht eine gewisse Unsicherheit, da man etwas angenommen hat, was man nicht mit Sicherheit weiss. z. B: Man sieht 1000 weisse Schwäne und folgert daraus, dass alle Schwäne weiss sind. Der schwarze Schwan steht dann als Metapher, Sinnbild für den induktiven Fehler, induktiven Fehlschluss oder das induktive Problem, dass ich über die Schwäne, die ich nicht gesehen habe, nichts aussagen kann. Und wenn der schwarze Schwan dann auftaucht, erkennt man, dass das Gesetz falsch war. Die Verallgemeinerung war ein induktiver Fehlschluss (Sauer, 2017).

In dieser Arbeit wird die Induktion, die durch Logik vom Besonderen zum Allgemeinen schliesst, also Rückschlüsse von Einzelfällen zur Bildung der Hypothesen folgert, angewandt.

3.1.2 Qualitative Sozialforschung

In dieser Masterarbeit soll nach der qualitativen Methode der empirischen Sozialforschung gearbeitet werden. Die Sozialwissenschaften gelten als Wirklichkeitswissenschaften, d.h. theoretische Aussagen und Annahmen müssen der Überprüfung an der Erfahrung (Empirie) standhalten. (Bauer & Blasius, 2014, S. 41)

Qualitative empirische Forschung geht davon aus, dass Zahlen und Mengenverhältnisse (Quantitäten) allein die Wirklichkeit - von Wirklichkeiten zu sprechen ist ein sehr sensibles Thema - sozialer Bedingungen, individueller Meinungen und persönlicher Motive nicht abbilden können. Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden – und dieser Verstehensprozess bedarf sorgfältiger Analysen und verschiedener Perspektiven. (vgl. Ellinger, 2015, S. 229)

Die qualitative Forschung setzt bei der Erkenntnis an, dass eine vollkommene Ausschaltung der Subjektivität der Forschenden nicht möglich ist und sich Gegenstände permanent verändern. Weiterhin betont sie, dass die Subjektivität der Forschenden auch eine wichtige Forschungsressource ist - ohne ein Grundverständnis von einer Gesellschaft zu haben, ist es (im wissenssoziologischen Sinne) gar nicht möglich zu verstehen, was in eben dieser Gesellschaft passiert. Daher wird betont, dass die Forschungsinstrumente "Forschende" trainiert werden müssen. Objektivität heisst hier, dass die Forschenden ihr methodologisches Vorgehen reflektieren und nachvollziehbar offenlegen. Statt zu versuchen, die Subjektivität der Forschenden auszuschalten, wird (zumindest in der sogenannten interpretativen Variante der qualitativen Forschung) der Forschungsprozess zirkulär gestaltet, d.h. Phasen der Datenauswahl, Datenerhebung und Datenanalyse wechseln sich schrittweise annähernd mit Phasen der theoretischen Reflexion ab, um den Forschungsprozess möglichst effizient zu gestalten. Die Methoden werden dabei flexibel an die jeweiligen Erfordernisse von Theorie, Fragestellung und des Gegenstandes angepasst. Allerdings gibt es auch Ausnahmen, so zum Beispiel die qualitative Inhaltsanalyse, die hinsichtlich ihrer Forschungslogik eher dem quantitativen Vorgehen folgt. Methodenentwicklung bedeutet in der qualitativen Sozialforschung ansonsten meistens die Entwicklung neuer Methoden für neue Gegenstände. Das Problem hierbei ist, dass es erhebliche Erfahrung bedarf, um den

Wechsel zwischen Theorie und Empirie sachgemäss durchzuführen. (vgl. Bauer & Blasius, 2014, S.47)

Der Terminus Sozialwissenschaften ist eine Sammelbezeichnung für all jene wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit den Phänomenen des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen auseinandersetzen. Sozialwissenschaften werden daher auch als Gesellschaftswissenschaften bezeichnet. (Springer Fachmedien Wiesbaden, 2018)

Eine empirische Wissenschaft ist daran interessiert, Vermutungen und Behauptungen zu den Fragen zu entwerfen, mit denen man sich gerade beschäftigt. Diese Annahmen und Vorstellungen werden nun ihrerseits mit der Realität konfrontiert. Man vergleicht also, wie die gedankliche Antwort auf die Frage mit den in der Realität diesbezüglich vorfindbaren Sachverhalten übereinstimmen. Inwieweit es in der empirischen Forschung tatsächlich möglich ist, Sachverhalte in der Realität zu erfassen, ist eine umstrittene Frage, weil die Definition Empirie auch mit dem Begriff Erfahrung übersetzt wird. Im, davon abgeleiteten, Empirismus konzentriert man sich vorwiegend auf unmittelbar gegebene Wahrnehmungen. Wohingegen in den modernen Sozialwissenschaften die Ebene der Daten, welche über Tatbestände und Vorgänge in der Realität erhoben werden, untersucht wird. Das Adjektiv empirisch gilt als Bezeichnung für Aussagen oder Aussagesysteme, welche sich direkt, aber auch indirekt auf Erfahrungen beziehen und sich zugleich an ihnen überprüfen lassen. (vgl. Heinritz, Lautmann, Rammstedt & Wienold 1994, S.165f.).

3.1.3 Grounded Theory

Die Grounded Theory ist ein Verfahren der qualitativen Sozialforschung zur induktiven Generierung von Theorien aus dem empirischen Material (Stangl, 2020). Bildungssprachlich meint induktive Generierung, dass Erkenntnisse vom Einzelnen zum Allgemeinen hinführend hervorgebracht werden (Bibliographisches Institut, 2015).

Ellinger (2015, S. 248) erklärt, dass man in der Grounded Theory von einer Situation ausgehe, in der man keine Hypothese habe. Man habe aufgrund der Fragestellung keine konkrete Annahme, die man systematisch zu widerlegen versuchen könnte. Genau genommen will man forschen, um am Ende der Beobachtungen eine Hypothese formulieren zu können, die dann wiederum systematisch überprüft werden kann.

Voraussetzung für das Anrecht auf eine Alternativlösung zum «Fragestellung-Hypothese-Überprüfungs-Modell» in der empirischen Forschung sei die glaubhafte Versicherung, dass man in der Literatur, also im derzeitigen Theoriebestand, nicht ausreichend "Material" für eine Hypothesenbildung gefunden habe. Das Interesse ziele also auf Neuland.

Zentral beim Ansatz Grounded Theory sei die gelungene Wechselwirkung zwischen Datenerfassung im sozialen Setting einerseits und dem begleitenden Fortgang gezielter Recherchen zu den jeweils neu auftretenden Phänomenen andererseits. Am Ende des Forschungsprozesses sollte ausreichend Theorie angereichert sein, um Hypothesen ableiten zu können.

Der gegenstandsverankerte Charakter des Ansatzes - "grounded"- wird unterstrichen durch die enge Verknüpfung dessen, was die forschende Person theoretisch tut (lesen und recherchieren), während sie die Daten erhebt. Kurz gesagt variiert die forschende Person während des Kodierens den Blick auf

die Praxis und lässt sich durch die jeweiligen Zwischenerkenntnisse hinsichtlich der neuen Kategorien, auf die sie achtet, leiten. Es handle sich bei der Grounded Theory streng genommen nicht um eine eigene Forschungsmethode, weil im jeweils sehr individuellen Forschungsverlauf recht freizügig viele unterschiedliche Zugänge berücksichtigt und einbezogen würden. Einige Fachvertretende sprächen deshalb eher von einem Forschungsstil. (ebd.)

3.2 Falldefinition

In dieser Masterarbeit werden fünf biografische Bücher von körperlich beeinträchtigten, hirnerkrankten Menschen, die über keine Lautsprache verfügen, untersucht. Drei davon sind autobiographisch geschrieben, eines in Zusammenarbeit der betroffenen Person mit ihrer Förderin und eines von der Mutter eines beeinträchtigten Mädchens, die Texte ihres Kindes in ihre Erzählung eingefügt hat. In den zwei letztgenannten Werken wird bei der Datensammlung nur auf die Aussagen der Beeinträchtigten eingegangen. Alle fünf Autoren und Autorinnen waren auf gestützte Kommunikation angewiesen, um ihre Berichte verschriftlichen zu können.

3.2.1 Auswahl der Texte

Die Berichte sollten von Menschen sein, die über keine verständliche Lautsprache verfügen, im Verlaufe ihres Lebens aber einen Weg gefunden haben, ihre Geschichte oder Ausschnitte daraus, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Menschen, die selbständig fähig sind, durch Gebärden oder andere Mittel der UK zu kommunizieren, wurden ausgeschlossen, da ihnen Wege zur kommunikativen Partizipation offenstehen. Die Auswahl an Texten war nicht besonders gross. Die meisten fanden sich durch die Suche in der Datenbank "Erzählte Behinderung", die im Internet allen Interessierten für Recherchen nach narrativer Literatur aus dem Bereich der Heilpädagogik, offensteht. Hilfreich waren auch Tipps meiner Begleiterin oder Zitationen und Anmerkungen in einem gelesenen Buch, die auf weitere Literatur aus dem Themenbereich hinwiesen. Aus einem Dutzend gelesener, heilpädagogisch relevanter Erzählungen, wurden folgende in die Auswahl aufgenommen.

Die Lebensberichte von Anne McDonald und Christopher Nolan, die ich in meiner eigenen Büchersammlung fand, wo sie wohl schon fast drei Jahrzehnte darauf gewartet haben, von mir gelesen zu werden. Die Autobiographie von Christy Brown, die mir durch meine Begleiterin Frau Prof. Dr. phil. Susanne Schriber empfohlen wurde. Die Lebensgeschichte von Zahra Khan, die ich auf der Datenbank "Erzählte Behinderung" fand und die Geschichte von Raphael Müller, die mir eine Kollegin, der ich von meiner Absicht, diese Arbeit zu schreiben, erzählt hatte, in die Hände drückte. Eigentlich neige ich fast dazu zu sagen, die Bücher hätten mich gefunden. Dass die Auswahl auf diese fünf Erzählungen fiel, liegt daran, dass sie alle autobiografische Texte der Hauptpersonen enthalten und dass die Beeinträchtigungen der Erzählenden einander ähnlich sind.

Die Erzählenden stammen aus Irland, Australien, der Schweiz und Deutschland. Allen gemeinsam ist, dass sie an einer frühkindlichen Hirnschädigung litten, die sie körperlich schwerst beeinträchtigte. Zudem verfügten alle, meist lange unerkannt, über überdurchschnittliche Intelligenz. Sie sind zwischen

1932 und 1999 geboren und decken mit ihren Lebensgeschichten fast ein Jahrhundert ab. Vier von ihnen sind bereits verstorben, aber ihr Geist lebt in ihren Werken weiter.

3.2.2 Ablauf der Datenerhebung

Nach der Auswahl der Bücher, die zur Beantwortung der Forschungsfrage dienen sollten, wurde in einer ersten Phase eine Datensammlung zu Angaben über die Autoren und Autorinnen und deren Werke erfasst, die unter Kapitel 4.1 in diese Arbeit einfließt.

Danach wurde Buch für Buch ein zweites Mal durchgelesen und dahingehend durchgearbeitet, wo Aussagen zu finden sind, die etwas über das Befinden, die Wahrnehmung und die Partizipation der Erzählenden schildern. Die Aussagen wurden ausgewählt, herausgeschrieben und der Reihenfolge nach, wie sie im Buch vorkamen, gesammelt. Zur Verortung der Zitate wurde zu jedem der Name des Autors und die Seiten- und Zeilenzahlen im entsprechenden Buch angegeben. So war es ein Leichtes, die Zitate immer wieder im Kontext der Geschichte zu finden. Nach der Sammlung der relevant erscheinenden Aussagen wurden Kategorien gebildet, denen die Zitate zugeordnet werden konnten. Die Kategorien sollten die Frage beantworten, über welchen Lebensbereich die erzählende Person in dieser Textstelle etwas aussagt. Sie entstanden zuerst zu jedem Buch separat. Danach wurden die neuen Kategorien mit den Kategorien der jeweils schon bearbeiteten Bücher zusammengeführt und überarbeitet. Es kam vor, dass Zitate, die Aussagen zu mehreren Kategorien enthielten, mehrfach verwendet wurden. Nachdem die Datensammlung immer umfangreicher wurde, -am Schluss enthielt sie 1500 Zitate auf rund 200 Seiten -, wurden die Kategorien alphabetisch geordnet und zur vereinfachten Handhabung durchnummeriert. Zudem erhielt jede erzählende Person eine Farbe zugeordnet, um das sich Zurechtfinden in der Datensammlung noch einfacher zu gestalten.

Die gesamte Datensammlung befindet sich im Anhang zu dieser Arbeit.

4 Durchführung

4.1 Die Bücher und deren Autorinnen und Autoren

Fast alle in diesem Kapitel gemachten Aussagen gehen auf die Werke der Erzählenden und den Klappentexten dazu zurück. Angaben, die erst nach der Veröffentlichung der Bücher publik wurden, wurden im Internet recherchiert.

4.1.1 Christy Brown

Das Buch

Titel: Mein linker Fuss



Abbildung 5:
Christy Brown

Verlag: Diogenes, Zürich.

Die Originalausgabe «*My Left Foot*» erschien 1954 in Englisch im Secker & Warburg Verlag in London.

Die deutsche Erstausgabe erschien 1956 im Henssel Verlag, Berlin.

Vor- und Nachwort von Robert Collis, irischer Doktor und Autor

Umfang: 191 Seiten zu je 36 Zeilen

Der Autor und sein familiärer Hintergrund

Christy Braun kam am 5. 6. 1932 in Dublin zur Welt. Er wuchs als zehntes von zweiundzwanzig Kindern, in den ärmlichen Verhältnissen einer Arbeiterfamilie, auf. Trotz schwerster Behinderung lernte er zu zeichnen, zu schreiben und auch zu sprechen. Dies verdankte er vor allem der Initiative und Unermüdlichkeit seiner Mutter. Seine Autobiografie *Mein linker Fuss*, die er mit 21 Jahren veröffentlichte, wurde ein Welterfolg und auch verfilmt und mit zwei Oscars ausgezeichnet. Kurz danach lernte er die Krankenschwester Mary Carr kennen, die er 1972 heiratete und mit der er eine glückliche Ehe führte. Christy Brown starb 1981, im Alter von 49 Jahren, in Parbrook (Somerset) an einem Erstickenanfall während des Essens.

Diagnose

Als Christy ungefähr vier Monate alt war, bemerkte seine Mutter als erste, dass etwas mit ihm nicht in Ordnung war. «Sie beobachtete, dass mein Kopf jedes Mal, wenn sie mich zu füttern versuchte, nach hinten zurückzufallen pflegte.» « (Brown, S. 12, Z: 27ff.)

Fast alle Ärzte, die mich sahen und untersuchten, bezeichneten mich als einen sehr interessanten, aber auch hoffnungslosen Fall. Viele gaben meiner Mutter sehr behutsam zu verstehen, dass ich schwachsinnig sei und es auch bleiben würde. ... Sie bedeuteten ihr, dass nichts für mich getan werden könne.» (Brown, S. 13, Z: 18ff.)

Beeinträchtigung

Christy litt an einer dyskinetischen (*nicht zielgerichtete Überbewegungen*), spastischen Form der zerebralen Kinderlähmung und konnte nur sein linkes Bein und den linken Fuß geordnet bewegen. Die Hände konnte Christy Brown zeitlebens nicht gebrauchen. Er war ein besonders schwerer Fall von Athetose. Er galt als geistig schwer beeinträchtigt und bildungsunfähig.

Ursache der Beeinträchtigung

Sein Leiden war verursacht durch eine anormale Geburt im Rotunda-Hospital. «Meine Geburt soll eine schwere Geburt gewesen sein, wie man mir sagte. Beinahe wären sowohl Mutter als auch Sohn gestorben.» (Brown, S. 12, Z: 13ff.) «Der leitende Arzt hatte nicht damit gerechnet, dass Christy am Leben bliebe. Er war in so hohem Masse gelähmt, dass man ihn wahrscheinlich völlig aufgegeben hätte.» (R.Collis, Brown, S. 189, Z: 33ff.)

Ärztliche Beratung

Die Ärzte sagten der Mutter,

dass sie ihr nur raten konnten, ihre Liebe nicht an mich zu verschwenden, mit anderen Worten, dass sie vergessen solle, dass ich ein menschliches Wesen sei und besser nur als ein Gegenstand betrachtet werde, den man füttern und waschen und dann wieder beiseite schieben müsse (Brown, S. 14, Z: ff.).

4.1.2 Rosemary Crossley / Anne McDonald

Die in dieser Arbeit gesammelten Daten zu diesem Buch, beziehen sich nur auf die Beiträge von Anne McDonald.



Abbildung 6:
Anne McDonald

Das Buch

Titel: Annie. Licht hinter Mauern. Die Geschichte der Befreiung eines behinderten Kindes.

Verlag: Piper, München Zürich

Die Originalausgabe «Annie's Coming Out» erschien 1980 in Englisch im Penguin Books Australia Ltd. Verlag in Ringwood, Viktoria.

Die deutsche Erstausgabe erschien 1990 bei R. Piper GmbH & Co. KG in München.

Vorwort von Anne McDonald - Einleitung von Bruce Ford, Direktor der Abteilung für Rehabilitation Alfred/Caulfield Hospital, Melbourne - Nachwort von Rosemary Crossley

Umfang: 248 Seiten zu je 36 Zeilen

Die Autorinnen und ihr familiärer Hintergrund

Anne wurde am 11. Januar 1961 in einer kleinen Stadt im Süden Australiens, im Bundesstaat Victoria geboren, wo ihr Vater ein Geschäft besass. Anne war das zweite von fünf Kindern. Ihre Eltern waren gesund und intelligent. Seit ihrer Geburt durch Zerebralparese schwer beeinträchtigt, kam sie im Alter von drei Jahren ins St.-Nicholas-Hospital nach Melbourne. Sie blieb dort bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr, als sie zu Rosmarie Crossley, - die entdeckt hatte, dass sie sich mit Anne verständigen konnte und hinter der groben Verunstaltung, den unkontrollierten Bewegungen und den unverständlichen Tönen ein waches Mädchen mit überdurchschnittlicher Intelligenz, intensiven Gefühlen, Witz und Scharfsinn erkannte -, zog.

Seit meiner Entlassung bin ich 40 cm gewachsen. Heute sitze ich in einem normalen Rollstuhl und benutze einen Stift, der an einem Stirnband befestigt ist, um eine Mini-Schreibmaschine oder einen Stimm-Synthesizer zu bedienen. 1981 legte ich ein öffentliches Examen in Englisch ab. 1983 begann ich mit dem Studium der Geisteswissenschaften. Ende 1983 bekam ich ein Stipendium, um an einem Buch über die Ethik der Entscheidungen einer Gesellschaft bezüglich ihrer beeinträchtigten Mitbürger zu arbeiten. (McDonald, S. 244, Z: 24ff.)

An der Verfilmung ihrer Lebensgeschichte, die sie zusammen mit Rosmarie Crossley geschrieben hat, war sie auch beteiligt. Anne McDonald starb am 30. Oktober 2010, zwei Monate vor ihrem 50. Geburtstag an einem Herzinfarkt.

Rosmarie Crossley arbeitete seit 1972 bei der Spastikergesellschaft von Victoria. Von 1974 bis 1980 war sie am St.- Nicholas-Hospital beschäftigt; nebenbei studierte sie Pädagogik und wurde Lehrerin. Ab 1980 durfte sie nicht mehr in St. Nicholas arbeiten.

Diagnose

Nach der Geburt sagte man Annes Mutter, dass ihre Tochter immer vollkommen hilflos bleiben würde. Als sie aus der Kinderklinik entlassen wurde, nahmen ihre Eltern sie mit nach Hause, wo sie die nächsten drei Jahre mit ihnen und ihrem älteren Bruder Ewen lebte. Niemand glaubte, dass Anne lange leben würde. Viele Kinder mit schweren Beeinträchtigungen starben jung. Das erste und einzige psychologische Gutachten während der ersten 16 Jahre ihres Lebens entstand vor ihrem dritten Lebensjahr. Es wird darin nicht erwähnt, dass sie geistig beeinträchtigt sei. (vgl. McDonald, S. 14, Z: 28ff.).

Beeinträchtigung

Anne litt an der athetischen Form einer Zerebralparese. Das Stammhirn, der unterste Abschnitt des Gehirns, der direkt ins Rückenmark übergeht, war geschädigt. Alle Befehle des Gehirns an die Muskeln, die da hätten hindurchlaufen müssen, konnten nicht weitergeleitet werden.

Ursache der Beeinträchtigung

Annes Beeinträchtigungen waren die Folgen einer schwierigen Geburt. Anne war eine Steissgeburt, d.h., dass sie mit dem Po voran den Mutterleib verliess. Sie atmete nicht sofort nach ihrer Geburt und musste mit der Sonde ernährt werden. Annes erste Lebenstage waren wegen Hirnblutungen aufs äusserste belastet.

Ärztliche Beratung

Der Hausarzt beschrieb Anne als «retardiertes, spastisch gelähmtes Kind» und beriet die Eltern dahingehend, sie im Alter von drei Jahren in ein Heim überweisen zu lassen.

Ich kam als Dreijährige nach St. Nicholas. Das Hospital war der Mülleimer der Nation. Ganz kleine Kinder wurden für immer dort untergebracht. Ungeachtet ihrer geistigen Fähigkeiten.

Waren sie missgebildet, entstellt oder behindert, so sollte die Welt sie nicht sehen und sich zu ihnen bekennen müssen. Wir wussten, wir hatten den Standardanforderungen für Babys nicht entsprochen. Und nun erwartete man von uns zu sterben. (McDonald, S.9, 10ff.)

4.1.3 Christopher Nolan

Das Buch

Titel: Unter dem Auge der Uhr. Ein autobiografischer Bericht

Verlag: dtv, München

Die Originalausgabe «*Under the Eye of the Clock*» erschien 1987 in Englisch im Weidenfeld and Nicolson Ltd. Verlag in London.

Die deutsche Erstausgabe erschien 1992 im deutschen Taschenbuchverlag in München

Kein Vor-, Nachwort

Umfang: 216 Seiten zu je 35 Zeilen



Abbildung 7:
Christopher Nolan

Der Autor und sein familiärer Hintergrund

Christopher Nolan wurde 1965 in Irland geboren und überlebte nur knapp mit schwerer Hirnschädigung, verbannt in seine eigene stille Welt, eingeschränkt durch einen gelähmten Körper ohne verständliche Lautsprache. Seine Eltern und seine um zwei Jahre ältere Schwester liessen ihm alle nur erdenkliche Unterstützung zukommen, was seine Entwicklung und Partizipation betrafen. Er besuchte in Dublin spezielle Schulen und das Trinity College. Mit 15 Jahren schrieb er sein erstes Buch, einen Gedichtband. Er benutzte zum Schreiben einen an der Stirn befestigten Stab, sein «Einhorn», mit dem er die Tasten einer Schreibmaschine anschlug und die Unterstützung durch seine Familie. Bereits der Erstling trug ihm großes Kritikerlob und Vergleiche mit Yeats und Joyce, zwei berühmten irischen Schriftstellern ein. 1987, als Nolan 22 Jahre alt war, erschienen seine Kindheitserinnerungen, die in 16 Ländern herauskamen. Darin beschreibt er aus der Sicht eines Beobachters detailliert, wie er sich mit seiner Behinderung auseinandersetzt. An seinem einzigen Roman, "Fünf Felder grün" (Originaltitel: *The Banyan Tree*, 1999), arbeitete er zwölf Jahre lang. Am 20. Februar 2009 starb Christopher Nolan im Alter von 43 Jahren infolge eines Unglücksfalls, nachdem er sich verschluckt hatte und ihm Nahrung in die Luftröhre geraten war.

Diagnose

Es wird nirgends im Buch explizit eine Diagnose erwähnt. Das Kind wurde direkt nach der Geburt getauft, was darauf schliessen lässt, dass man nicht daran glaubte, dass es seine Geburt überleben würde. Aufgrund folgender Aussage muss man davon ausgehen, dass Nolan als geistig beeinträchtigt diagnostiziert wurde: «Nur seine Mutter behandelte ihn als normal, verstand seine Intelligenz, die Zeichensprache seiner Augen, die Früchte der Stechpalme. Noch waren diese grün; doch liess man ihm Zeit, gab man ihm ein zu Hause, so verhiessen sie ein leuchtendes Rot.» (Nolan, S.72, Z: 31ff.)

Beeinträchtigung

Christopher Nolan war infolge einer schweren Hirnschädigung von Geburt an stimmlos und am ganzen Körper spastisch gelähmt. Er war nicht in der Lage zu einfachsten, verlässlich abrufbaren Bewegungen. Lediglich durch Verdrehen der Augen konnte er Signale ausschicken, deren Botschaften zuerst nur die Mutter zu entschlüsseln wusste.

Ursache der Beeinträchtigung

Seine Beeinträchtigung rührte von einer Schädigung seines Gehirns während der Geburt her.

Wäre er mit dem Kopf zuerst zur Welt gekommen, Aber es konnte ja gar nicht gut gehen, als er beschloss, sich in der Gebärmutter quer zu legen. Und er lag ja auch nicht nur einfach quer, sondern ganz beharrlich auf dem Rücken. Er wollte partout nicht hinaus. Aber das Leben verlangte nach ihm. Da er festsass, musste er aus seiner bequemen Hängematte herausgehoben werden; mit einem Messer schnitt man ihn heraus. Bei sich hatte er schon beschlossen, den Tod zu suchen, aber das Schicksal entschied anders. (Nolan, S. 73, Z: 11ff.)

Aus der folgenden Aussage schliesse ich, dass er nach der Geburt während zwei Stunden zwischen Leben und Tod schwebte:

Der Tod ist nicht geheimnisumwoben, das wusste Meehan; schliesslich war er bereits dort gewesen. Zwei geschlagene Stunden hatte er unter den Göttern geweiht, aber dann hatte das Leben ihn sich gekrallt und hielt ihn fest und erklärte ihn für frei. (S. 73, Z: 21ff.)

Ärztliche Beratung

Folgende Aussage lässt erahnen, dass die Ärzte der Mutter rieten, das Kind sterben zu lassen: «Aber niemand, der so versehrt war wie er, verdiente eine Überlebenschance. Besser tot, sagten die Besser-Wisser; besser tot, sprach die Geschichte;» (Nolan, S.72, Z: 28f.)

Aufgrund der Anregung der Mutter untersuchte ein Arzt den Jungen, als er 17 Monate alt war. Das Kind bestand die ausgeklügelten Tests, die der Doktor anwandte. Überzeugt von seinem Befund, stimmte der Arzt mit der Mutter darin überein, dass ihr Sohn augenscheinlich eine normal entwickelte Intelligenz besass. Daraufhin empfahl er ihr eine besondere Behandlung. Er erzählte ihr von der Central Remedial Clinic und regte an, dem Jungen dort Physiotherapie, Sprechtherapie, Beschäftigungstherapie sowie mit der Zeit regelrechten Unterricht zukommen zu lassen (vgl. Nolan, S. 73, Z: 9ff.).

4.1.4 Adelheid Schär

Die in dieser Arbeit gesammelten Daten zu diesem Buch, beziehen sich nur auf die Texte von Zahra Khan. Diese wurden vor der Niederschrift des Buches festgehalten.

Das Buch

Titel: Zahra. Das Leben meiner Tochter. Mit Texten von Zahra Khan.

Verlag: elfundzehn, Ziegelbrücke

Die deutsche Originalausgabe erschien 2011 im elfundzehn Verlag in Ziegelbrücke.

Vorwort Adelheid Schär, Nachwort von Prof. Dr. Ursula Hoyningen -Süess

Umfang: 319 Seiten zu je 33 Zeilen



Abbildung 8:
Zahra Khan

Die Autorin, deren Tochter und ihr familiärer Hintergrund

Adelheid Schär, 1949 geboren, besuchte die Handelsschule und schloss auf dem zweiten Bildungsweg ein Studium in Pädagogik, Psychologie und Philosophie ab. Ihre Lehraufträge und ihre Praxis für psychologisch orientierte Laufbahnberatung gab sie auf, als ihr Kind eine schwere Hirnverletzung erlitt. Adelheid Schär hat das Leben ihres Kindes von Anfang an begleitet und seine Entwicklung dokumentiert.

Zahra Khan kam am 28. März 1986 in Zürich zur Welt. Sie war ein kräftiges, gesundes Kind, 3800 Gramm schwer und 53 Zentimeter lang. Und doch schien etwas nicht zu stimmen. Ihr Köpfchen hatte eine eigenartige schmale Form. Sie sah aus wie ein kleiner Punk. Ihre Härchen bildeten einen Kamm, ganz ohne kosmetische Hilfsmittel. Eine Kraniosinose (*vorzeitige Verknöcherung einer oder mehrerer Schädelnähte, die zum Teil schon beim ungeborenen Kind beginnt*), wie sich bald herausstellte. Mit zwei Monaten erlitt sie, infolge der Operation der Kraniosinose, die laut Aussage des Chirurgen weniger schlimm gewesen sei, als er gedacht habe (*nur 2 Zentimeter lang*), eine schwere Hirnverletzung. Ihr Körper blieb dauerhaft gelähmt, und auch das Erlernen der gesprochenen Sprache war dem Mädchen nicht möglich. Trotzdem besuchte sie mit Hilfe der gestützten Kommunikation die Schule und schaffte den Eintritt ins Gymnasium. Zahra wollte ein Kind wie alle andern sein, Physik studieren

wie Stephen Hawking. *(Im Buch bringt sie dies mit eigenen Texten zum Ausdruck.)* Mit sechzehn Jahren starb Zahra an einer Grippe.

Diagnose

Nach der Geburt: Die Kraniostenose müsse operiert werden, meinten die Ärzte. Dies sei bei der physischen Verfassung von Zahra eine Kleinigkeit, weniger schlimm als eine Bruchoperation. Ansonsten könne Zahra erblinden oder ihr Hirn Schaden nehmen.

Nach der Operation: Die Diagnose des Kinderspitals lautete: «Schwerst mehrfachbehindert auf dem Niveau eines Neugeborenen und blind.» Zahras Gehirn sei zu 50 % zerstört - ohne Aussicht auf Besserung. Die Ärzte gaben ihr noch eine Lebenserwartung von zwei Monaten.

Beeinträchtigung

Aufgrund der Hirnverletzung blieb Zahras Körper gelähmt und ohne verständliche Lautsprache.

Ursache der Beeinträchtigung

Ein Fehler des Narkoseteams - eine Fehllage des Subklaviakatheters (*Katheter, der durch die Schlüsselbeinvene eingeführt und bis zum rechten Vorhof des Herzens vorgeschoben werden kann. Dient der Messung des Venendrucks, der künstlichen Ernährung und der langfristigen Verabreichung von Infusionen*) - hatte zu mehrmaligem akutem Blutdruckabfall und in der Folge zu Sauerstoffmangel geführt. Nachdem es den Ärzten gelungen war, Zahras Kreislauf und Blutgerinnung zu stabilisieren, - wozu sie das Mädchen in ein anderes Spital überführen mussten -, arbeiteten die Nieren nicht mehr. Nach drei Tagen bekam Zahra auch noch eine Lungenentzündung. Die Ärzte sagten, dass sie diese nicht überleben würde.

Ärztliche Beratung

Nach einer Woche auf der Intensivstation gaben die Ärzte Zahra auf. Ihr Atemzentrum sei zerstört, sie würde nie wieder selbstständig atmen können. Ihr Gehirn, sowas hätte sie noch nie gesehen, sagte die Ärztin nach einem Computertomogramm und riet den Eltern, sie sollten ihr Mädchen sterben lassen. Schweren Herzens erklärten sie sich damit einverstanden, dass die Lungenmaschine abgestellt wurde. Aber Zahra wollte leben und atmete spontan weiter. «Bei diesem Kind mache ich keine Prognosen mehr», meinte ein Arzt überrascht. Später äusserte die Kinderärztin einmal, es sei ein Wunder, dass Zahra überhaupt überlebt habe. Sie hatte einen Blut-PH-Wert von 6,8. Dieser Wert, so hätte sie das während des Studiums gelernt, sei mit Leben nicht vereinbar.

Daraufhin riet der zuständige Arzt den Eltern, das Kind am besten direkt in ein Heim zu geben. Der Mutter jedoch war klar, dass sie ihr Kind mit nach Hause nehmen wollte. Die Frühberaterin gab ihr den Rat, sie solle Zahra schon jetzt für die Sonderschule anmelden. Die Wartelisten wären lange und wenn sie eine gute Schule für Zahra wünsche, wäre jetzt der Zeitpunkt dazu. Doch die Mutter wollte nicht bereits im ersten Lebensjahr über die weitere Zukunft ihrer Tochter entscheiden, sie hatte ja keine Ahnung, wie sich das Mädchen entwickeln würde. Der Vater telefonierte während dieser Zeit in der ganzen Welt umher auf der Suche nach einem Arzt, der etwas für Zahra tun könnte. Vergebens.

Das Positivste, das ihm immer wieder gesagt wurde, war, dass niemand voraussagen könne, wie sich Zahra trotz und mit ihrer Hirnverletzung entwickeln würde.

4.1.5 Raphael Müller

Das Buch

Titel: Ich fliege mit zerrissenen Flügeln

Verlag: fontis – Brunnen, Basel

Die deutsche Originalausgabe erschien 2014 im fontis-Brunnen Verlag in Basel

Vorwort von Raphael Müller - Im Anhang an die Autobiografie sind ein Bericht von seiner Mutter und acht weitere von «Wegbegleitern» aufgeführt.

Umfang: 176 Seiten zu je 34 Zeilen



Abbildung 9:
Raphael Müller

Der Autor und sein familiärer Hintergrund

«Ich wurde am 24. September 1999 geboren, exakt drei Monate vor Heiligabend. Die Geburt war leicht und komplikationslos, da waren sich Mama und Hebamme einig.» (Müller, S.12, Z: 1ff.)

«Meine ersten Monate verliefen unspektakulär. Mein Befund war noch nicht bekannt und die Welt daher in Ordnung.» (Müller, S. 12, Z: 15ff.)

Im Alter von sieben Monaten, bei der U5-Untersuchung (*Bei der fünften Früherkennungsuntersuchung steht der körperliche Entwicklungsstand im Mittelpunkt der Untersuchung.*) Mitte April, trat die Beeinträchtigung in Form von ataktischen Bewegungen (*Störungen der Koordination von Bewegungen*) zutage. Man untersuchte Raphaels Kopf erst mittels Ultraschalles, dann im Kernspin und fand stark vergrößerte Seitenventrikel, das sind die Flüssigkeitskammern im Gehirn.

Sieben Jahre lang hielt mich fast jeder für geistig behindert. Das hat man davon, wenn man nicht spricht und somit nicht unmittelbar antworten kann. Das verhält sich ähnlich zu einem Computer mit intakter Hard- und Software, dessen Bildschirm defekt ist. Dies fordert allzu häufig die Diagnose «komplett kaputt» heraus. Nur wenige kommen auf die Idee, klares Denken dennoch für möglich zu halten, und somit sind Missverständnisse vorprogrammiert. (Müller, S. 11, Z: 4ff.)

Dank der liebevollen Förderung durch seine Eltern und die um drei Jahre jüngere Schwester, gelang es Rafael, sich von der ersten harten Zeit der innerlichen Isolation loszulösen. In seinem siebten Lebensjahr brachte er es zum ersten Mal fertig, sich durch Schreiben mitzuteilen und seine aussergewöhnlichen Fähigkeiten seinen Mitmenschen zu offenbaren.

Raphael Müller bezeichnet sich selber als postmoderner «Chillosoph», Autist, Epileptiker, Rollstuhlfahrer, Sprachvirtuose, Buchstabentänzer, Schubladenverweigerer, Sinnsucher, Sportakrobat. Und ganz, ganz weich auf der Herzhaut!» (Umschlagtext vorne)

Diagnose

Nachdem Raphael nach seiner leichten, komplikationslosen Geburt als gesund eingeschätzt wurde, kamen im Laufe seiner Entwicklung immer mehr seinen Gesundheitszustand beeinträchtigende Beurteilungen dazu. Im obigen Abschnitt wird beschrieben, wie Raphael durch ataktische Bewegungen

auffiel. Es wird zwar nirgends explizit erwähnt, aber daraus kann wohl auf die Diagnose Ataxie geschlossen werden. Eine weitere Diagnose spricht einen vorgeburtlichen Schlaganfall an:

«Vermutlich sei ein Schlaganfall für den Verlust der Gehirns substanz und die Flüssigkeitsansammlung verantwortlich.» (Müller, S. 14f., Z: 3ff.) Infolge dieses Schlaganfalles reiht sich die Diagnose "Hydrozephalus internus e vacuo" ein, für die ich nirgends eine verständlichere Erklärung als die von Raphael selber finden konnte:

Der Diagnose "Hydrozephalus internus e vacuo" (*Verlust der Gehirns substanz und die Flüssigkeitsansammlung im Hohlraumssystem im bzw. um das Gehirn und Rückenmark herum.*)

konnte ich damals noch keine konkrete Bedeutung beimessen. Ich spürte die Sorge, den unausgesprochenen Kummer, die Ratlosigkeit in den Augen der Erwachsenen und kam mir sehr hilflos und traurig vor. (Müller, S. 14f., Z: 23ff.)

Die nach dem ersten Anfall diagnostizierte Epilepsie beschreibt Raphael folgendermassen:

Schon mit etwa zehn Monaten begann mich ein weiteres Übel zu plagen. Erst wurde spiralförmig alles ganz weit, das wechselte schlagartig, und die Spirale schraubte sich, immer enger werdend, in die Gegenrichtung. Mama bemerkte meine krampfenden Extremitäten und die blauen Lippen und rief bestürzt meinen Kinderarzt an. Sie berichtete von dem epileptischen Anfall, den sie soeben beobachtet hatte. (Müller, S. 15f., Z: 8ff.)

Als letzte Diagnose, die gewisse Verhaltensmuster von Raphael bestätigte, reihte sich die Diagnose atypischer Autismus in die Liste ein.

«Es dauerte geraume Zeit, ehe mir ein Attest von Dr. Winkler, dem damaligen Chefarzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie im Josefinum in Augsburg, die Diagnose "atypischer Autismus" bescheinigte. (Müller, S. 26, Z: 17ff.)

Beeinträchtigung

«Fliegen – kann ich in meinen Träumen. Laufen – nicht einmal im täglichen Leben. Sprechen – ist mir versagt. Ich bin stumm, wenn auch nicht immer leise.» (Müller, S. 7, Z: 13ff.)

Allen Prognosen zum Trotz verstand ich von Anfang an deutlich mehr, als meine Diagnosen vermuten ließen, und manch einer war über meinen klaren Blick erstaunt. Dennoch war kaum jemand geneigt, mir klare Gedanken zuzutrauen. Nicht wenige Therapeuten scheiterten dabei, mir Dinge beizubringen, während ich schier an ihren Zweifeln zerbrach. (Müller, S. 32, Z: 25ff.)

Meine Wahrnehmung unterscheidet sich wesentlich von der Ihren, das wird an dem Autismus liegen und der ungewöhnlichen Beschaffenheit meines Gehirns. Ein Großteil meiner grauen Zellen fiel einem perinatalen Infarkt zum Opfer und führte sekundär zu deutlich vergrößerten Seitenventrikeln. «Hydrozephalus internus e vacuo» lautet der Fachbegriff. Also, wenn ich das richtig verstanden habe, dann hat ein Schlaganfall vor meiner Geburt Teile meines Gehirns vernichtet. Den entstehenden Platz haben sich die Flüssigkeitskammern gekrallt.

Da aber keine Drucksymptomatik vorliegt, blieb mir eine Kopfoperation erspart. (Müller, S. 11, Z: 21ff.)

Ursache der Beeinträchtigung

«Ursache des Geschehens (*vorgeburtlicher Schlaganfall*) war vermutlich ein Aneurysma, eine Gefäßschwachstelle, die infolge eines Auffahrunfalls circa drei Wochen vor meiner Geburt platzte und die Verwüstungen in meinem Kopf anrichtete.» (Müller, S. 11, Z: 31ff.)

Ärztliche Beratung

«Mein Kinderarzt erklärte, ich könne vermutlich nie auf eine normale Schule gehen. Auch sonst wusste er wenig Charmantes über mich zu sagen, und so wühlten seine Kommentare mich und meine Eltern mehr auf, als dass sie halfen.» (Müller, S. 18f., Z: 6ff.)

Ein junger Assistenzarzt tröstete Mama, indem er erklärte, wir würden nur zehn Prozent unserer Gehirns substanz nutzen. Wenn ich also das Beste aus dem Wenigen machte, was ich habe, dann könnte ich ein normales Leben führen. Nun, ganz ist es mir nicht geglückt, aber ich versuche tatsächlich, das Beste herauszuholen. Wer weiß, vielleicht ist weniger ja manchmal mehr. Dieser kurze Ausspruch des jungen Arztes war jedenfalls Balsam für unsere Familie und ein Strohalm. (Müller, S. 14, Z: 5ff.)

4.2 Kategorien

Ins Kategoriensystem aufgenommen wurden Textstellen, die etwas zur Beantwortung der Fragestellung, "*Worüber schreiben Menschen mit frühkindlichen Hirnschädigungen, die über keine Lautsprache verfügen, in ihrer Biografie?*", beitragen. Da die Frage sehr offen gestellt ist, war voraussehbar, dass eher viele Aussagen zusammenkommen würden. Dass es dann aber so viele wurden, hängt wohl damit zusammen, dass Personen, deren Schreiben dermassen energieaufwendig ist, nicht über irrelevante Dinge berichten. Die Frage, die zur Findung der Kategorien führte, war: "*Zu welchem Bereich ihres Lebens will die erzählende Person mit dieser Aussage etwas berichten?*" Die zu erforschenden Lebensbereiche zielten auf die persönlichen Situationen der erzählenden Person, ihr soziales Umfeld, ihre Beziehungen und ihre Gefühle ab.

Bei der Auflistung der vierzig Kategorien in Kapitel 6, wurde deren Reihenfolge nach der Menge der gesammelten Aussagen gewählt.

5 Forschungsergebnisse nach Bedeutsamkeit

Folgende Diagramme sollen keine quantitativen Aussagen machen. Sie sollen der Beantwortung der Forschungsfrage dienen, indem sie aufzeigen, welche Themen die Erzählenden wie stark angesprochen haben. Ihr quantitativer Aspekt ist relativ, weil ja nur eine subjektive Auswahl an Aussagen aus den Lebensberichten gesammelt wurde. Wenn in demselben Satzgefüge oder sinngebenden Abschnitt, auf mehrere Aspekte der Kategorienbildung hingewiesen wurde, kann es auch sein, dass derselbe Textausschnitt mehrfach verwendet wurde.

5.1 Häufung der Aussagen nach Kategorien

5.1.1 Häufungen der Aussagen insgesamt

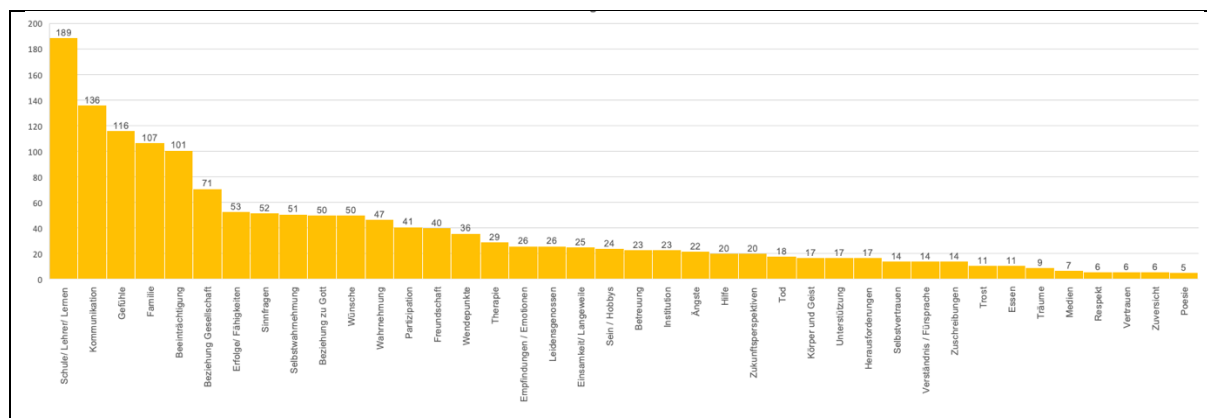


Abbildung 10: Kategorisierte Aussagen insgesamt

Die Datenbasis dieser Arbeit bilden insgesamt 1550 Zitationen. Diese beschreiben die Erlebnisse der Erzählenden in ihren autobiografischen Berichten. Rund 50% der Aussagen gehen auf folgende sechs von vierzig Kategorien ein: Schule, Lehrpersonen, Lernen (12%), Kommunikation (9%), Gefühle (8%), Familie (7%), Beeinträchtigung (7%) und Beziehung zur Gesellschaft (5%).

5.1.2 Häufungen der Aussagen nach Kategorien, Christy Brown

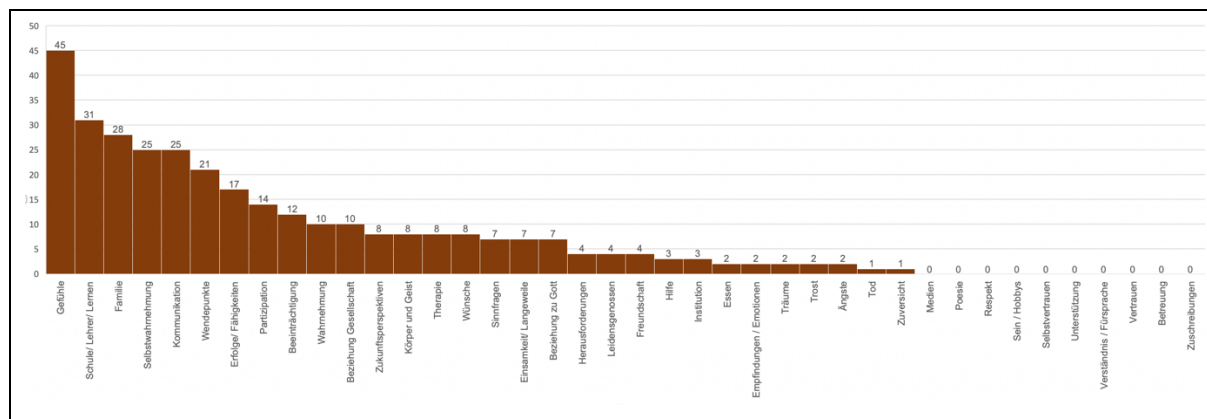


Abbildung 11: Kategorisierte Aussagen Christy Brown

Von den gesammelten 321 Aussagen, bezieht sich jede siebte auf Browns Gefühle. Er beschrieb in seiner Erzählung, dass er sich als Kind seiner Beeinträchtigung nicht bewusst gewesen sei. Er hätte keine Ahnung gehabt, warum die Leute ihn angestarrt hätten, wenn er sich mit seinen Brüdern draussen aufgehhalten habe. Seine Brüder hätten dafür gesorgt, dass er glücklich gewesen sei, was seinem einzigen Bedürfnis entsprochen habe. Seit er sich bewusst geworden sei, dass er «anders» als die anderen sei, - dass er ein Krüppel sei -, habe er sein Elend, die Hoffnungs- und Nutzlosigkeit seiner Zukunft, die Inhaltslosigkeit und die schreckliche Enge seiner eigenen Existenz erkannt und gefühlt. Diese Gefühle - nur zeitweise unterbrochen von wohlthuenden Gefühlen durch Erfolgserlebnisse - begleiteten ihn fortan durch seine ganze Erzählung.

5.1.3 Häufungen der Aussagen nach Kategorien, Anne McDonald

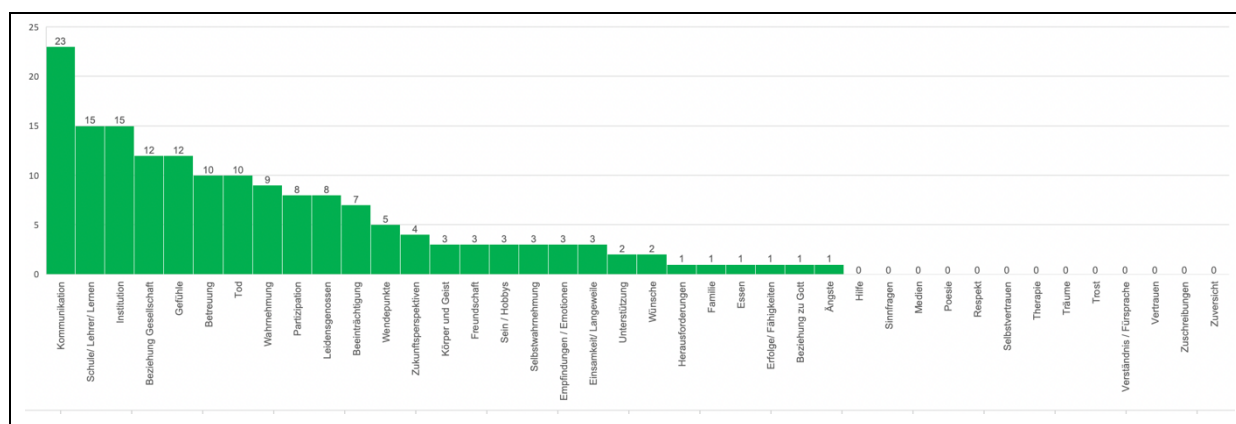


Abbildung 12: Kategorisierte Aussagen McDonald

Bei McDonald bezieht sich jede siebte der 166 gesammelten Aussagen auf das Thema Kommunikation. Wie sie die Kommunikation vor ihrem vierten Lebensjahr, also bevor sie in eine Anstalt für geistig schwer Beeinträchtigte überwiesen wurde, erlebt hat, wird in ihrem Lebensbericht nicht erwähnt. Danach spielte sich ihr Leben bis zu ihrem siebzehnten Lebensjahr ohne jegliche Kommunikation zu Erwachsenen ab. Zwar hätte sie alle Erwachsenen verstehen können, aber niemand habe sie verstanden. Für normale Menschen sei es selbstverständlich gewesen, dass jemand, den sie selbst nicht verstehen, auch von niemand anderem verstanden werden könne.

Die Kinder untereinander fanden Wege sich zu verständigen und einander gegenseitig aufzumuntern. Anne erlebte Rosie (Rosemary Crossley) als ersten normalen Menschen, der wirklich mit ihr sprach und daran glaubte, dass so schwer Beeinträchtigte wie sie, sie auch verstehen würden. Nie zuvor hätte irgend jemand auch nur versucht herauszufinden, ob sie vielleicht etwas verstehen könnte. Anne gab sich grosse Mühe bei den Kommunikationsversuchen, die Rosi ihr anbot, weil das ihre einzige Möglichkeit gewesen sei, ihr zu zeigen, dass sie klüger war, als diese dachte.

5.1.4 Häufungen der Aussagen nach Kategorien, Christopher Nolan

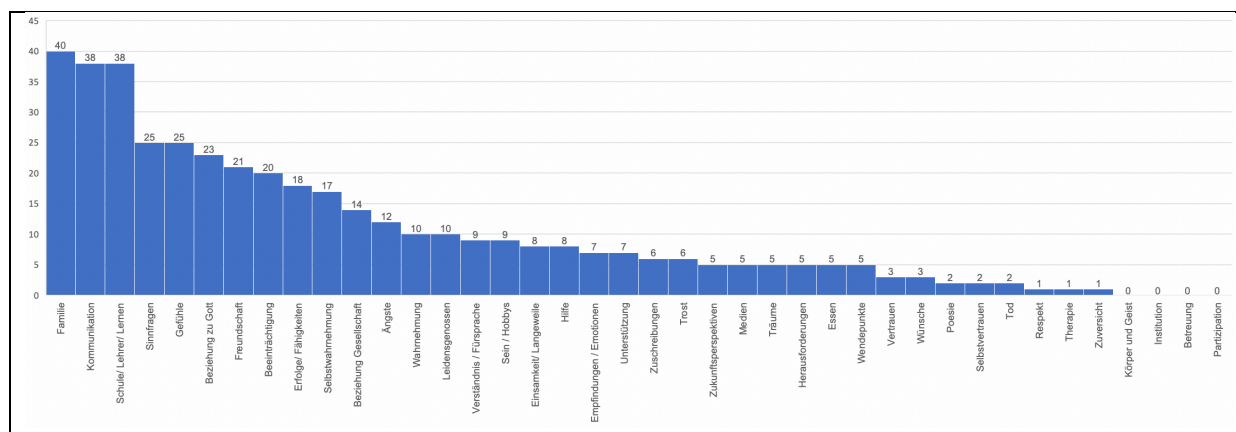


Abbildung 13: Kategorisierte Aussagen Nolan

Nolan schrieb in seiner Autobiographie, dass er sich des kolossalen Opfers bewusst sei, das seine Familie auf sich genommen habe, indem sie ihn versorgt und ihm ermöglicht habe, seiner Berufung zu folgen. Gestützt auf seine Familie habe er den Kampf aufgenommen, zu fordern, ihn so zu

akzeptieren wie er sei und von der Gesellschaft gerichtete Barrieren zu überwinden. Jede zehnte der 416 gesammelten Daten gehen auf die Beziehung zu seiner Familie ein. Seine Kommunikationsmöglichkeiten, die in jeder elften Aussage erwähnt werden, beschränkten sich vor seiner Möglichkeit, sich schriftlich mitzuteilen, auf Grien, Glucksen, Kopfnicken und Augenverdrehen. Nur mit dem lieben Gott führte er, von jeher, eingehende und ausführliche Gespräche, im Vertrauen darauf, dass dieser seine Lippensprache verstehen würde. Ebenfalls jede elfte Aussage wird im Zusammenhang mit der Schule genannt. Die Lehrer bereiteten Nolan die unterschiedlichsten und spannendsten Vergnügen, indem sie sie in seine Welt einführten.

Ihr Vorstellungsvermögen war so ausgeprägt, dass der stumme Junge sich stets über den fast telepathischen Grad an Gewissheit wunderte, mit dem sie seinen Gesichtsausdruck, die Bewegungen seiner Augen und seine Körpersprache deuteten. Lehrer und Schüler mussten oft lachen, wenn sie seinen Code dechiffrierten. (Nolan, S.22, Z: 4ff.)

5.1.5 Häufungen der Aussagen nach Kategorien, Zahra Khan (in Schär)

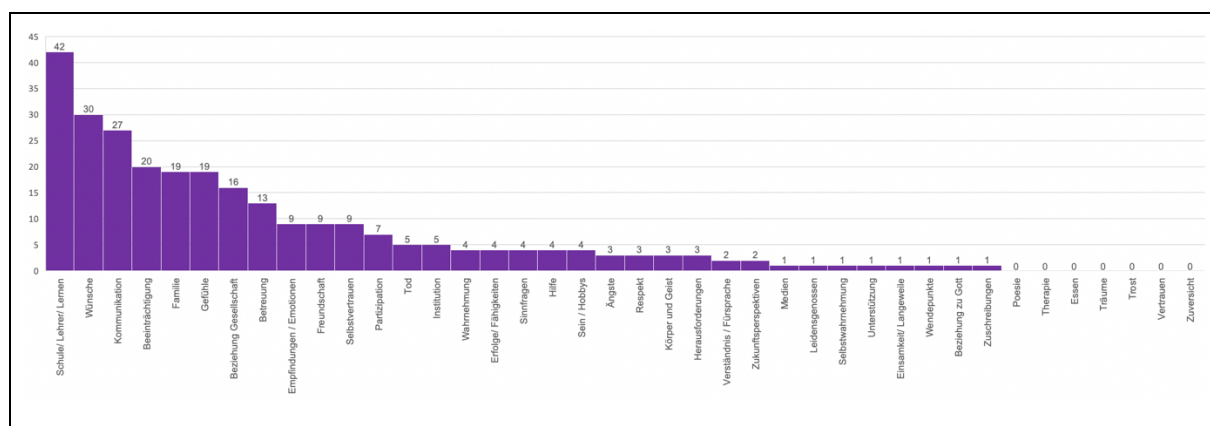


Abbildung 14: Kategorisierte Aussagen Khan

Jede sechste bis siebte von 274 gesammelten Aussagen, in den Texten von Zahra Khan, bezieht sich auf Berichte im Kontext Schule. Zahra und ihre Mutter mussten von Anfang an darum kämpfen, dass das Mädchen eine Regelschule besuchen durfte, und dieses Ringen zog sich wie ein roter Faden durch ihr kurzes Leben. Zahra wollte in die Schule, war interessiert und mochte etwas lernen. Sie litt darunter, dass alle dächten, sie verstehe nichts. Selber hatte sie ein gesundes Selbstbewusstsein. Sie gehe gerne in die Schule, - am liebsten, wenn sie etwas Neues lerne -, verstehe und sei intelligent, zeichne gerne Bildergeschichten und rechne blitzschnell. Sie litt darunter, dass es für viele nicht normal sei, dass auch sie die Schule besuche. Sie wollte ins Gymnasium, weil sie Physik studieren wolle, wie Stephen Hawking, ihr grosses Vorbild und weil sie einen Abschluss anstrebe, der ihr die Universität ermögliche. Sie glaubte, dass geistiges Wissen ihre Chance sei, als körperbeeinträchtigter Mensch in dieser Welt, angenommen zu werden. Oft stellte Zahra sich die Frage was sie tun müsse, damit die Klasse sie akzeptiere. Sie empfand die Atmosphäre ihr gegenüber in der Schule als kalt. Gegen Ende ihres Lebens erhielt sie von Privatlehrern Unterricht, weil sie aus dem Gymnasium ausgeschlossen worden war. Zusammen mit ihrer Mutter überlegte sie sich, eine Privatschule zu eröffnen, verstarb aber an einer Grippe, bevor sich dieses Vorhaben in die Tat umsetzen liess.

5.1.6 Häufungen der Aussagen nach Kategorien, Raphael Müller

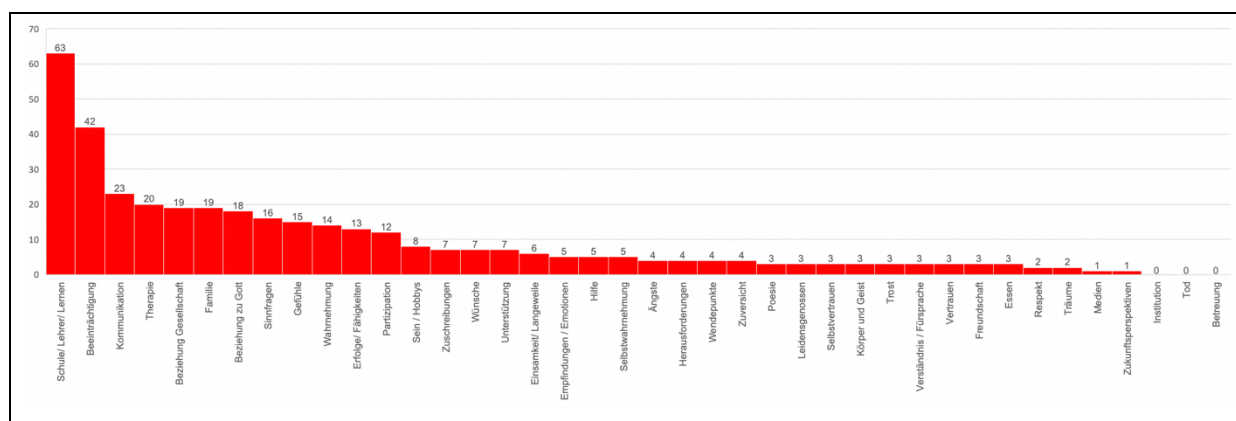


Abbildung 15: Kategorisierte Aussagen Müller

Auch Raphael bezieht sich in jeder sechsten von 373 gesammelten Aussagen auf das Themenfeld Schule. Obschon er sich im Alter von drei Jahren das Lesen und Schreiben selbst beigebracht hatte, - aus Langeweile - unterschätzte man zum Zeitpunkt seiner planmässigen Einschulung seine Auffassungsgabe und stufte ihn auf eine schulvorbereitende Einrichtung zurück, in der er ein Jahr länger auf die Schule warten musste. Angesichts seiner Beeinträchtigung hielt er es selber als nicht verwunderlich, dass seine Schullaufbahn einer Achterbahn glich, «mit Höhen und Tiefen, emotionalen Loopings, Beschleunigungen und Spurwechseln.» (Müller, S. 41, Z: 5ff.)

Im zweiten Halbjahr der zweiten Klasse besuchte Raphael parallel drei Schulen: gewisse Stunden in der Regelschule, Deutsch und Englisch im Gymnasium und die restlichen Stunden in der Förderschule, in welcher er aus Frust und Langeweile meist gesungen habe. Die erstgenannten Schulen durfte er dank Lehrern besuchen, die sich für Inklusion einsetzten und seine Begabungen erkannten. Zudem begleiteten sie ihn durch seine schulischen Höhen und Tiefen, griffen in Krisenzeiten vermittelnd ein und verfolgten aufmerksam seine Entwicklung. Während viele Schüler unter der Last der Schulpflicht ächzten und stöhnten, freute er sich auf jede Unterrichtsstunde. Leider, so erzählte Raphael, hätte ihm sein Gesundheitszustand immer mal wieder einen Strich durch die Rechnung gemacht und sein Kummer sei gross gewesen, als er, in Folge von Operationen, mehrere Wochen lang nicht in die Schule durfte.

6 Qualitative Forschungsergebnisse

Alle Aussagen in diesem Kapitel, ausgenommen der schlussfolgernden Hypothesen, gehen auf Aussagen in der Datensammlung zurück. Davon ist die angewandte Sprache, die oft auf Formulierungen der Erzählenden zurückgreift, beeinflusst. Die Kategorien sind nach der Häufung der gesammelten Aussagen angeordnet. Konkrete Textstellen aus den Erzählungen, die als Musterbeispiele für die Kategorien aufgelistet werden, sind umrahmt. Die Resümees beziehen sich auf alle gesammelten Aussagen innerhalb einer Kategorie, sofern diese nicht schon in einem anderen Zusammenhang erwähnt worden sind. Mit den Hypothesen sollen Aspekte festgehalten werden, die jeweils auf die Aussagen aller Erzählenden zutreffen.

6.1 Persönliche Situationen

6.1.1 Beeinträchtigung

2.3 Ich konnte nicht sprechen oder auch nur murmeln, ich konnte nicht ohne Unterstützung aus eigener Kraft aufrecht sitzen oder allein Schritte machen. Aber ich war dabei nicht leblos oder bewegungslos. Im Gegenteil, ich schien von Bewegungen geschüttelt zu werden, von wilden, unaufhörlichen, ruckartigen Bewegungen, die mich niemals freigaben, ausser im Schlaf. Meine Finger vertreten sich und zocken beständig, meine Arme wanden sich nach rückwärts, und oft schossen sie plötzlich in dieser oder jener Richtung heraus, mein Kopf hing schlaf herab und baumelte zur Seite. Ich war ein absonderlicher, krummer kleiner Kerl. (Brown, S. 15, Z: 19ff.)

2.15 Athetose ist eine Schädigung des Gehirns, die viele unkontrollierbare Bewegungen zur Folge hat; ausserdem war mein Muskeltonus stark erhöht. All das bedeutete, dass ich weder meine Hände benutzen noch laufen, noch verständlich sprechen konnte. (McDonald, S. 28, Z: 13)

2.26 Man stempelt mich ab als gelähmt, aber kann sich denn ein Gelähmter bewegen? Mein Körper hört ja fast gar nicht mehr auf, sich zu bewegen. Meine Arme liegen im ständigen Gefecht und lassen mich wie einen Tölpel erscheinen. Mein Lächeln kann zwar auch ganz natürlich wirken, aber manchmal gefriert es mir auf den Lippen und macht, dass ich traurig und uninteressiert wirke. Zwei lange Beine habe ich, aber wenn ich sie mit meinem Körpergewicht belaste, knicken sie unter mir zusammen wie ein Kartenhaus. Wie also kann ich den Leuten beibringen, dass meine Beine genauso kräftig sein können wie die des stärksten Mannes? So lauteten Josephs höhnische Fragen. Aber es gab ein weiteres Hindernis, das seine Worte gerinnen liess, bevor sie noch ausgesprochen waren. (Nolan, S. 76, Z: 14ff.)

2.50 Ich bin im März 1998 12 Jahre alt geworden. Ich bin wegen einem Arztfehler, den ich als Baby erlitten habe, Tetraplegikerin und hirnerkrankt. Doch ansonsten bin ich ein normal intelligentes Mädchen mit einem guten Willen und Selbstbewusstsein, was für mich als behindertes Mädchen in dieser Gesellschaft wichtig ist zum Leben. (Schär, S. 224, Z: 23ff.)

2.61 In vielerlei Hinsicht bin ich anders als erwartet. Zu Beginn enttäuschte mein Befund, und als sich mein Umfeld endlich mit dem Thema Behinderung arrangiert hatte, musste man feststellen, dass ich allen Prognosen zum Trotz ein denkendes Wesen bin, ein Kopfmensch mit störrischem Körper. (Müller, S. 11, Z: 11ff.)

Resümee: Seine Mutter habe als erste, als er ungefähr vier Monate alt gewesen sei, bemerkt, dass etwas mit ihm nicht in Ordnung sei, erzählte Brown. Im Alter von fünf Jahren habe er noch nichts zeigen können, was wirklich ein Anzeichen von Verstand hätte sein können. Er habe kein sichtliches Interesse für irgendwelche Dinge, mit Ausnahme seiner Zehen, vor allem die seines linken Fusses, gezeigt. Die ganze Zeit sei er in der Küche oder an hellen, warmen Tagen draussen im Garten, im Kreise seiner Familie, auf dem Rücken gelegen, ein kleines Bündel verzerrter Muskeln und verwickelter Nerven. Mit sieben Jahren sei er imstande gewesen, aufrecht zu sitzen und auf seinem Hinterteil auf dem Boden hin und her zu kriechen. Brown war zehn Jahre alt, konnte weder gehen, sprechen, essen noch sich selbst ankleiden, als er begann sich darüber klar zu werden, wie hilflos er wirklich war. Er berichtete, dass er immer noch nichts über sich gewusst habe, nur eines sei festgestanden, dass er "anders" als die andern gewesen sei. Der Spiegel habe ihn das sehen lassen, was Andere jedes Mal sahen, wenn sie ihn angeblickt hätten: Dass sein Mund, wenn er ihn öffnete, sich seitwärts herabgezogen habe, so dass er hässlich und albern ausgesehen habe. Dass er, wenn er zu sprechen versucht habe, nur gesabbert und gestammelt habe. Bei jedem Wort, das er zu sprechen versucht habe, sei ihm der Speichel aufs Kinn herabgelaufen. Er habe gesehen, dass sein Kopf unaufhörlich von einer Seite zur anderen geschwankt und gewackelt sei und dass er, wenn er zu lächeln versucht habe, nur Grimassen geschnitten habe und seine in die Höhe gezogenen Augen, sein Gesicht zu einer hässlichen Maske gemacht hätten. Durch den Gebrauch seines linken Fusses hätte er zwar sein geistiges Angespanntsein etwas gelockert, aber dafür auch den Zustand seiner an sich schon verkümmerten Muskeln nur noch verschlimmert. Solange er sich durch den Gebrauch seines linken Fusses verständlich machen konnte, hätte er niemals daran gedacht, seine Hände zu gebrauchen. Wenn er hingegen seinen Fuss nicht mehr benutzen könnte, würde er sich darauf konzentrieren müssen, von seinem übrigen Körper Gebrauch zu machen. Es sei furchtbar, im eigenen Körper gefangen zu sein,

berichtete McDonald. Für die spastisch gelähmten Kinder sei das Liegen eine Katastrophe gewesen. Ihre Krämpfe seien im Liegen schlimmer geworden als im Sitzen, sie hätten weniger klar sprechen und sich schlechter durch Gesten verständlich machen können, jede Interaktionsmöglichkeit sei ihnen genommen worden. Sie erzählte weiter, wie ungeheuer erleichtert sie gewesen sei, dass mit Rosemary Crossley jemand da gewesen sei, der mehr sah als nur ihre Körper. Sie realisierte, dass es Menschen gab, die nicht glaubten, dass die geistige Entwicklung nur von den körperlichen Fähigkeiten abhänge. Ein beeinträchtigter Mensch zu sein, sei nicht nur schlecht. Mit ihren 23 Jahren habe sie mehr erlebt, als wenn sie als normales Kind in einer Kleinstadt aufgewachsen wäre. Bald würde der Film zu ihrem Buch uraufgeführt, und wenn sie auch zu sehr gewachsen sei, um die Rolle selbst zu spielen, so sei sie doch an der Produktion beteiligt gewesen. Sie habe sich dreimal in Theaterstücken, die ebenfalls nach ihrem Buch entstanden seien, auf der Bühne gesehen. Auch habe sie bemerkenswerte Menschen kennengelernt und wunderbare Freunde gewonnen. Und nie habe jemand von ihr verlangt, dass sie das Geschirr spüle. Nolan war sich bewusst, dass sein ungelinktes Gebaren sein äusseres Erscheinungsbild entstellte, und er wusste genau, dass grosse Vorhaben grosser zärtlicher Retter mit grossen zärtlichen Herzen bedurften. Er habe keine Zeit verschwendet, sondern seine ehrlichen Überzeugungen ausgeatmet; Poesie sei sein Ausdrucksmittel und Wahrheit sein Wappen gewesen. Gut formulierte Botschaften hätten seine Werke zum Leuchten gebracht, habe er doch versucht, das Geheimnis seines verhinderten Mannseins zu ergründen: gehirngeschädigt von Geburt, merkwürdigerweise jedoch, wenn auch nur selten erkannt, von normaler Intelligenz. Wenn er den Befehl zu einer Bewegung erteilt habe, so sei nichts als ein übereifriges, sprunghaftes oder schwaches Fuchteln erfolgt. Hände, die ungewollt allem und jedem in der Nähe einen wuchtigen Schlag verpassen konnten, seien steif und zögerlich geworden, sobald er einen Gehirnpuls zu ihnen entsandt habe. Auch wenn er versucht habe, mit einer schnellen Seitwärtsdrehung des Kopfes die Drucktaste seines Computers zu betätigen, sei die Mühe, die es in gekostet habe, übertrieben gross gewesen. Dabei hätte sich sein ganzer Körper doch nur auf die eine Bewegung einstellen müssen, die in nichts anderem als einer leichten Drehung des Kopfes bestanden hätte. Dazu kam, dass sich zwischen ihn und die Schreibmaschine verheerende Atemkrämpfe gedrängt hätten. Die Probleme seien nahezu unlösbar gewesen. Selbst Wissenschaftler folgerten später richtig, dass bedauerlicherweise selbst die modernste Technik Nolans Bedürfnisse bei weitem nicht erfüllen konnte. Als ob diese Anstrengungen noch nicht gross genug gewesen wären, sah er sich einer anderen grausamen Gefahr ausgeliefert. Nie konnte er den genauen Augenblick festlegen, in dem er mit dem Kopf drücken musste. So sei er es ja auch gewohnt gewesen, sich den langersehnten Moment zu verderben, da er die Kommunion empfangen sollte. Furchtbare Erinnerungen an seine Kindheit hingen damit zusammen, dass er seine Augen nicht willkürlich schliessen, Schlaf also nicht vortäuschen konnte. So habe er seine Angst vor dem Weihnachtsmann, von dem er gewusst habe, dass kein Sterblicher ihn zu Gesicht bekommen dürfe, nicht vertreiben können. Aber skurrilerweise habe seine Behinderung auch grosse Freiheiten geborgen. Zwar habe er sich von einer verkrüppelten Krankheit kastriert gesehen, von hänselndem Hohn behelligt, von gelähmten Stimmuskeln zum Schweigen verurteilt; ironischerweise sei er jedoch oft mit einem Gefühl körperlichen Wohlbefindens gesegnet gewesen. Allerdings habe er sich danach oft hintergangen gefühlt, denn jedes Wohlsein schien seine Glieder derart zu verärgern, dass sie zu rebellieren begonnen hätten. Seine tobsüchtigen Gliedmassen hätten unwillkürlich verheerenden Schaden

anrichten können; dabei sei er nicht einmal im Stande gewesen, eine Fliege von der Nase zu scheuchen. Zahra Khan bedauerte, dass sie viele Male habe zuschauen müssen, wenn andere Kinder gespielt hätten! Oft sei sie daneben in ihrem Rollstuhl gesessen und traurig gewesen, weil sie nicht habe mitspielen können. Es sei widerwillig, dass sie sich nicht selbstständig wie andere Kinder bewegen könne. Leider könne sie selber kein Musikinstrument spielen, da sie gelähmt sei und ihre Finger kaum bewegen könne. Auch um alleine zu schreiben habe sie zu wenig Kraft. Zahra war sich bewusst, dass sie manchmal Geräusche mache, die sich für Andere komisch anhören mussten. Diese Geräusche könne sie manchmal kontrollieren, oft aber auch nicht. So sei es, wenn sie sich freue oder wenn sie aufgeregt sei, aber auch, wenn es ihr nicht gut gehe oder wenn sie unglücklich sei. Manchmal auch, wenn sie sich melden wolle. Sie habe das Pech oder das Glück, dass ihr Körper oder ihre Seele sich ausdrücken würden, ohne sie zu fragen. Sie könne ihre Seele nicht ignorieren und wolle dies auch gar nicht. Sie brauche viel Ruhe, da sie schnell müde werde. Mehr als alles andere wünsche sie sich, dass sie laufen und sprechen könne. Aber alles was sie selbst könne, sei gestützt zu schreiben und ihren Kopf und ihr Gesicht zu bewegen. Manchmal möchte sie einfach nur noch raus, aber es gehe nicht, weil sie in diesem unbeweglichen Körper gefangen sei. Zahra regte sich darüber auf, wenn sie immer wieder gefragt wurde, ob sie etwas verstanden habe. «Weshalb fragen Sie mich immer wieder, ob ich etwas verstanden habe? Warum glauben Sie mir nicht einfach, dass ich nicht geistig behindert bin? Wieso muss ich immer wieder allen beweisen, dass ich alles verstehe?», waren ihre Fragen in einem Brief an eine ihrer Lehrerinnen. Sieben Jahre lang habe ihn fast jeder für geistig beeinträchtigt gehalten, erzählt Raphael Müller. Das habe man davon, wenn man nicht spreche und somit nicht unmittelbar antworten könne. Nur Wenige kämen auf die Idee, klares Denken dennoch für möglich zu halten, und somit seien Missverständnisse vorprogrammiert. Das ärgerliche Nichtspüren seiner Extremitäten habe zwangsläufig seine motorische Entwicklung gebremst, zudem sei sein Körper bisweilen etwas störrisch. Aufgrund ungeschickter Verabreichung von Medikamenten, habe er sich über eine bestimmte Zeit in einer Art Dauerdelirium befunden, sei zusehends deutlich mehr statt weniger verkrampft gewesen und habe in dieser Zeit zu robben und zu lautieren verlernt. Das Gute an der Epilepsie seien die absolut klaren, genialen Gedanken unmittelbar vor dem Krampf. In solchen Momenten meine er, den Plan hinter den Dingen zu verstehen. Dieses Glück möchte Müller nicht missen! Dafür nehme er die Schmerzen in Kauf. Allerdings habe hierfür erst die lähmende, dämpfende Decke der Dauermedikation gelüftet werden müssen, welche klare Gedanken konterkariert habe. Sein Autismus mache es ihm schwierig, Probleme so wahrzunehmen wie andere Menschen es tun, es sei sehr anstrengend und erfordere ein hohes Maß an Aufmerksamkeit, Verständnis für deren Sicht der Normalität aufzubringen. Seine Ohren seien extrem geräuschempfindlich, besonders bei plötzlichen Lauten. Er ertrage laute Schulklassen oder öffentliche Veranstaltungen, doch falle er vor Schreck fast vom Stuhl, wenn jemand aus heiterem Himmel niesen müsse. Und er höre mühelos durch geschlossene Türen und dicke Zimmerwände. Seine Augen würden eine Buchseite im Ganzen erfassen, und vieles registriere er aus den Augenwinkeln heraus. Sein Gehirn filtere kaum eine Information heraus, so dass sich die einströmenden Informationen türmen, stapeln, durcheinanderwirbeln und raufen würden. Häufig genug mache ihm diese Reizüberflutung zu schaffen. Wenn es zu viel werde, dann blende er ganz gezielt optische Signale aus und konzentriere sich auf die akustischen. Die Augen könne man schließen, wenn es zu viel werde, die Ohren nicht. Angesichts seiner Behinderung sei manches

anders als gewohnt. Das Normale werde zu Besonderem, während ihm manches Schwere erstaunlich leichtfalle. Mama sei geschockt gewesen, als er mit gerade mal sieben Jahren von Depressionen gesprochen habe. Bis dahin war sie davon ausgegangen, dass zwar nichts normal war, dass aber er für sich in seiner Welt glücklich und zufrieden gewesen sei. Nicht alles sei positiv verlaufen, und im täglichen Leben fühle sich nur wenig so locker und leicht an, wie es sich vielleicht lese. Denn alles Verstehen der Welt helfe nichts oder wenig, wenn es an der Durchführung scheitere, weil der Körper sich den Befehlen widersetze.

Hypothese: Die Ursache ihrer Beeinträchtigung war bei allen Erzählenden schon vor, bei oder kurz nach der Geburt zu finden. Sie alle verfügten, neben ihren körperlichen Einschränkungen, über einen klaren Verstand. Sie konnten sich nicht selbstgesteuert bewegen, nicht klar sprechen oder sich durch Gesten verständlich machen und hatten keine Möglichkeit, ihre überdurchschnittliche Intelligenz unter Beweis zu stellen. Somit blieben ihr Potential und ihre wahren Bedürfnisse über lange Zeit unerkannt. Sie waren darauf angewiesen, dass ihnen in all' ihren Lebensbereichen Hilfe zuteilwurde und dass ihre Fähigkeiten anerkannt wurden. Ihre Äusserungen durch Laute wurden oft missinterpretiert und hatten nicht selten unangenehme Folgen für sie. Nur dadurch, dass sie, ihre Familien und ihre Förderpersonen den Kampf gegen alle Widrigkeiten aufgenommen haben, konnten sie zu einem erfüllten, befriedigten und erfolgreichen Leben finden.

6.1.2 Erfolge und Fähigkeiten

- 8.5 Im Laufe der Zeit begann ich, mich in jeder Beziehung mehr und mehr auf meinen linken Fuss zu verlassen. Er war mein einziger Vermittler, um mich der Familie verständlich zu machen. Er wurde mir ganz langsam unentbehrlich. Ich lernte, wie ich mit seiner Hilfe einige der Schranken, die hindernd zwischen mir und den anderen daheim standen, niederreißen konnte. Er war der einzige Schlüssel zur Tür des Gefängnisses, in dem ich mich befand. (Brown, S. 24, Z: 19ff.)
- 8.18 Dann lernte ich, mich mit einer Alphabetafel verständlich zu machen: ich deutete auf die einzelnen Buchstaben und buchstabiere damit Sätze. So habe ich auch meinen Beitrag zu diesem Buch geschrieben. (McDonald, S. 28, Z: 17ff)
- 8.22 Indem er mit dem Kopf nickte, tippte er schüchtern grünende Worte: zarte Verse und kindliche Prosa. Für Joseph Meehan wurde das Schreiben zum Wortwald. Der Gehirngeschädigte hatte seine Worte in der Gewissheit, dass irgendein Erdenbürger mit dem konzentrierten Blick der Zyklopen auf eine Methode stossen würde, mit deren Hilfe er seine Gedanken-Dolden ausdrücken könnte, jahrelang sorgfältig gehortet. Seiner selbst und seiner Wort-Stösse gewiss, besass er genügend Selbstvertrauen, sich vom Ruhm zu nähren. Die in ihm nistenden Sätze befestigten ihn in dem naiven Glauben, er könne sich mit anderen Schriftstellern messen. (Nolan, S.80f, Z: 28ff.)
- 8.38 Ich habe mich mit den Kindern unterhalten, indem ich mit den Gedanken zu ihnen gegangen bin und es so gesagt habe. Die Kinder haben sich schon wieder selber unterhalten. Die Kinder haben sich schon mit Worten unterhalten, aber sie haben sich auch mit Gedanken unterhalten. Ich höre die Gedanken so deutlich wie gesprochene Wörter. (Schär, S. 221, Z: 10ff.)
- 8.50 Mama erkannte meine Not und begann meine Texte bei Literaturwettbewerben einzureichen. Hierbei war das Feedback größer, ich erhielt zwar nicht immer den ersten Preis, aber eine ganze Reihe von Texten, zumeist Lyrik, wurde im Rahmen von Anthologien gedruckt. Diese Werke nehmen einen beachtlichen Teil in der Vitrine unseres uralten Bücherschranks ein, und ich freue mich jedes Mal, wenn eines dazukommt. Doch noch viel schöner wäre es, komplett eigene Gedichtbände in Händen zu halten und verschenken zu können. (Müller, S. 97, Z: 23ff.)

Resümee: Im Alter von fünf Jahren gelang es Brown, - ohne zu denken oder genau zu wissen, was er tat -, seiner Schwester mit den Zehen seines linken Fusses eine gelbe Kreide zu entreißen und damit ein wüstes Gekritzeln auf ihrer Schiefertafel zu vollführen. Er habe nie vergessen, wie er gezittert und geschwitzt habe, als er zum ersten Mal mit seinem linken Fuss den Buchstaben A geschrieben habe. Das war der Anfang einer Erfolgsgeschichte, in deren Verlauf er sein Talent zum Schreiben und Malen ausleben und dafür viel Anerkennung erlangen konnte. Er vollführte mit seinem linken Fuss das, was andere mit ihren Händen taten, und man sagte, es sei etwas Wunderbares. Ob es so gewesen sei, wisse er nicht. Er habe seinen Fuss einfach nur deshalb benutzt, weil er seine Hände nicht

gebrauchen konnte, aber er sei nicht stolz darauf gewesen und habe sich auch nicht für etwas Besonderes gehalten. Dadurch, dass sich Anne McDonald auf der Alphabetafel verständlich machen konnte, bekam sie die Gelegenheit, ihr Potenzial aufzuzeigen, sich Gehör zu verschaffen und ihre Rechte als Person durchzusetzen. Nachdem es Nolan gelungen war, mit Hilfe eines Stabes, der an seinem Kopf befestigt war und einer Hand, die ihn stützte, auf einer Schreibmaschine zu schreiben, konnte er die Worte, die schon lange in seinem Innern geschlummert hatten, endlich aufs Papier bringen. Er verglich diesen Prozess mit der Abschaffung der Sklaverei, und er, der Freigelassene, der mit polkapolternden Bewegungen ausgestattet und so lange eingesperrt gewesen sei, - der in einer Idioten-Arena festgesessen sei und sich jetzt erst freigekämpft habe -, sei, grün wie Gras, hervorgebrochen und wehe im Wind wie irisches Woll-Gras. Seine Anstrengungen waren nicht vergebens gewesen, denn Menschen, die seine Werke gelesen hatten, glaubten nicht mehr daran, dass mit einer körperlichen Behinderung immer auch eine geistige einhergehen müsse. Er katapultierte sich in die Gesellschaft literarischer Grössen und habe darüber gestaunt, wie gebauchpinselt er sich dabei vorgekommen sei. Sie könne nicht bei allen Menschen die Gedanken hören, erzählte Zahra Khan, aber sie könne die Gedanken und Gefühle sehr gut spüren. Es sei ein Segen, wenn man endlich einen Bereich erahnen dürfe, in welchem man nicht nur auf der Stelle trete, sagte Müller, denn damit erfahre das Leben einen Sinn und eine Richtung. Einer der ersten Literaturwettbewerbe, in dem er den ersten Preis in seiner Altersgruppe gewann, war der international ausgeschriebene Wettbewerb der österreichischen Jugendzeitschrift "Perplex". Er durfte mit seiner Mutter nach Wien zur Preisverleihung fahren. Zu den erstaunlichen Fähigkeiten, von denen auch er sich nicht erklären könne, wie er dazu gekommen sei, gehöre sein fotooptisches Gedächtnis, das ihm ermögliche, einmal gesehene Texte im Nachhinein zu lesen und die Fähigkeit, Fremdsprachen, die er nie gelernt habe, zu verstehen.

Hypothese: Die Fähigkeiten, die zum Erfolg der Erzählenden führten, schlummerten schon immer in ihnen. Aber erst durch den erfolgreichen Erwerb der Schrift, konnten sie für alle erkennbar ans Licht gefördert werden und den Erzählenden zu Anerkennungen und Ruhm verhelfen.

6.1.3 Fragen

- 11.5 Was war ich, fragte ich mich, wie ich so dasass? Der liebe Gott hatte sich mit mir einen seiner Scherze erlaubt. Mein Leben schien sinnlos zu sein, es hatte keinen Zweck und keinen Wert. Ich war ein Gefangener zwischen Kerkerwänden, ich spürte deutlich, wie diese Mauern mich jetzt, je mehr ich heranwuchs, fester umschlossen. Ich sehnte mich danach, frei zu sein; ich sehnte mich danach, die Mauern zu sprengen und zu entfliehen. (Brown, S. 90, Z: 21ff.)
- 11.19 Kann ein glückloser Mensch sich dem Schicksal widersetzen? Kann er sich Flügel wachsen lassen? Vielleicht überlegt es sich das Schicksal ja doch noch anders und perlt Gnade, perlt nusschalenhohle Schönheit. (Nolan, S. 82, Z: 3ff.)
- 11.34 Ich habe ein Recht auf Bildung. Ich will zur Schule. Wieso darf ich nicht? Ich suche nach Antwort. Muss ich sie allein finden? (Schär, S. 288, Z: 22ff.)
- 11.46 Heißt es nicht, in einem gesunden Körper wohne auch ein gesunder Geist, einer, der Gott selig preist? Ist diese Vermutung nicht ein wenig dreist? Wisst Ihr, was das heißt: einen kranken Körper zu haben und ständig nach dem Sinn zu fragen? (Müller, S. 126f., Z: 29ff.)

Resümee: Brown erzählte, dass er sich die Fragen gestellt habe, warum er anders beschaffen sei, was er zu erwarten hätte, welche Aussicht er hätte, jemals etwas anderes zu sein als nur der Krüppel, der mit seinen Zehen malte und was es nütze, dass man sagte, er sei etwas ganz Besonderes? Vor seiner Reise nach Lourdes, bei der ihn niemand aus der Familie begleitet hatte, fragte er sich, ob man ihn verstehen würde, wie er seine Mahlzeiten bekommen sollte, wie er angezogen und gewaschen und zu Bett gebracht werden würde. «Warum, warum, warum ich?», fragte Nolan seine Mutter unter

Tränen. Er grübelte darüber nach, wie er seiner Stummheit entrinnen könne und überlegte sich, was ein verkrüppelter, wortloser Junge tun könne um als normal akzeptiert zu werden. Ob er je die Gelegenheit haben würde, den Leuten etwas vorzuführen, von dessen Existenz sie nichts wussten. Was die Schule betraf, überlegte er sich, wer ihn denn überhaupt haben wolle, welchen Eindruck er auf die gesunden Männer machen würde, die über seine Aufnahme entscheiden würden und wie er sie davon überzeugen könne, dass er genauso gesund sei wie sie. Ob sie wohl erschüttert gewesen seien über die tollen Fratzen und Verlinkungen seines Körpers und ob er ihnen genauso viel Angst eingejagt habe wie sie ihm, als er ihnen gegenübergesessen sei. Er malte sich aus, was die Schüler wohl dächten, wenn seine Stimme unwillkürlich einen Schrei ausschicken würde, was, wenn seine Hände plötzlich nach vorn schiessen und jemandem eine Ohrfeige verpassen würden? Würden sie akzeptieren, dass auch in seinen Adern Jungenblut rollt, dass sich in seinem Schädel die Gedanken eines Jungen tummeln, dass in seiner Brust der Ehrgeiz eines Jungen brennt und dass in ihm ein ganz normales Bewusstsein wohnt? Was würden seine Lehrer von ihm halten? Vor allem aber, könnten sie denn seinen Schrei nach Leben hören, sein Verlangen nach einer Chance, in ihrer Welt zu leben. Was sollte aus ihm werden, wenn niemand seine Sprechweise verstehen würde. Nolan fragte sich, wie Krüppel wie er bloss so bekloppt sein könnten, ihre Behinderung auch noch zur Schau zu stellen? Als er 15 Jahre alt war, wurde sein erster Gedichtband veröffentlicht und er grübelte darüber nach, was er eigentlich von all der wetteifernden Aufmerksamkeit habe, die er dafür erhielt. Vor seinem Eintritt ins College überlegte er sich, was er anstellen werde, wenn sich die Studenten über ihn lustig machen würden. Ob er sich denn wirklich an die Öffentlichkeit wagen müsse, obwohl er stumm sei wie die Weite des Himmels? Was würden die Leute sagen, wenn sie einen Tollpatsch wie ihn in ihren heiligen Hallen sehen würden und was solle werden, wenn er nach einem Monat oder nach einem Jahr durchfallen würde. Andererseits, sinnierte er darüber nach, warum er es denn nicht wenigstens versuchen solle? Zahra fragte sich, warum ihr die Menschen nicht glauben wollen, dass sie nicht geistig beeinträchtigt sei. In der Schule stand sie immer mal wieder vor der Frage, was sie tun müsse, um von der Klasse akzeptiert zu werden. Ihre Frage, warum sie nicht in das Gymnasium dürfe, wo Bildung doch ihre einzige Chance sei, sich ihren Fähigkeiten nach zu entwickeln, wurde ihr nie beantwortet. In der Pubertät kam auch die Frage auf, ob sie einmal einen Freund finden werde.

An manchen Tagen müsse er sich fragen, erzählte Müller, -verschwommen in einem Nebelgefühl, das verstärkt würde durch ein immenses Nichtspüren seines Körpers vom Hals an abwärts -, wo und wer er sei. Wenn es Gott gebe - und davon sei er mehr als überzeugt -, dann müsse alles einen Sinn haben. Selbst der Schmerz. Und auch das Leid. Er habe sich schon nächtelang den Kopf zerbrochen, worin der Sinn liegen könnte! Weshalb er ein solch verstecktes Dasein friste! Seine Situation trage bestimmt dazu bei, dass ihn die Suche nach dem Sinn und die Sorge, er könnte das Ziel verfehlen, treibe. Als er sich in Wien seinen Preis für einen gewonnenen Literaturwettbewerb abholen durfte, beschäftigte ihn die Frage, wie das wohl auf der Bühne sein würde, ob ihn alle anstarren würden, wie die Leute reagieren würden, wenn sie sahen, dass er beeinträchtigt sei?

Die Frage, ob unserer Gesellschaft nicht viel verloren gehen würde, wenn so viele Mitglieder mit dem Stempel der Mangelhaftigkeit bedacht würden und ob man ihr einen Gefallen tue, wenn Themen wie Krankheit, Beeinträchtigung und Tod tabuisiert und die Betroffenen aus dem öffentlichen Leben ausgeklammert würden, beschäftigte Müller auch.

Hypothese: Warum sie ständig angestarrt und nicht für voll genommen werden, war wohl die bitterste Frage, die sich die Erzählenden immer wieder stellen mussten. Nach welchen Kriterien sie beurteilt wurden, muss ihnen auch fragwürdig erschienen sein. Auf die Frage, welchen Sinn ihre Beeinträchtigung, ihre Schmerzen und ihre Entbehrungen machen sollen und warum kaum erkannt wurde, dass sie, abgesehen von ihren körperlichen Beeinträchtigungen, gesunde, denkende, intelligente Wesen waren, werden die Erzählenden wohl nie eine befriedigende Antwort finden. Ob es wirklich keinen Weg gebe, dem Schicksal zu entfliehen und seine Rechte als vollwertiges, respektiertes Mitglied der Gesellschaft wahrzunehmen, wird auch hinterfragt. Die Fragen kreisten aber vor allem auch um alltägliche, existenzielle Bedürfnisse und um ihre Abhängigkeit von anderen Menschen.

6.1.4 Wünsche

- 37.7** Ach, und ich möchte so viel lieber mit einem Freund eine Stunde lang ein heftiges Wortgefecht austragen oder ein paar Augenblicke lang mit einem Mädchen freundlich plaudern, als dass ich das bedeutendste Buch der Welt schriebe. (Brown, S.163, Z: 23ff.)
- 37.9** Der beste Zeitvertreib im Hospital war Selbstbetrug. Man malte sich aus, man könne perfekt sprechen und käme für immer heraus. Man träumte davon, geheilt aufzuwachen. Man nahm seinen Zustand niemals ernst, nicht so wichtig, wie die anderen es taten. Wir hatten nie gehen können, und es sah auch nicht so aus, als ob wir es je lernen würden. Damit waren wir aufgewachsen. Um die Gefängnismauern zu sprengen, schien das Sprechen erstrebenswerter. Wir wussten, dass es in St. Nicholas Kinder gab, die laufen konnten, aber da war keines, das ordentlich sprechen konnte. Die Erfüllung all unsere Träume hing vom Sprechen ab. (McDonald, S. 31f., Z: 36ff.)
- 37.11** Er fluchte und schimpfte leise vor sich hin, aber als Stephen aus 30 Metern Entfernung seinerseits einen Strafstoss verwandelte, wünschte er sich wieder- und wieder vergebens- eine Stimme. (Nolan, S. 191, Z: 1ff.)
- 37.28** Mehr als alles andere wünsche ich mir, laufen und sprechen zu können. Aber alles was ich selbst kann, ist gestützt schreiben und meinen Kopf und mein Gesicht bewegen. Aber ich gehe trotzdem ins Gymnasium und bin eine der Klassenbesten. (Schär, S. 245, Z: 12ff.)
- 37.47** Zu gerne würde ich meinen störrischen Körper gegen einen funktionierenden eintauschen und die Welt retten. (Müller, S. 66, Z: 13ff.)

Resümee: Brown wünschte sich, umherzulaufen und mit den Anderen zu spielen. Er sehnte sich danach, frei zu sein. Er habe um Heilung gebetet und sich etwas gewünscht, wofür zu leben es sich lohne, aber es sei nichts dagewesen. Er habe das verzweifelte Verlangen gehabt, etwas zu sagen, etwas auszusagen und einen inneren Drang verspürt, dass es den Weg aus ihm herausfinde. Nach ihrem Auszug aus dem Heim wünschte McDonald: «Befreit die übrigen Gefangenen!» Auch Nolan wünschte sich, seine Behinderung, sein wertloses steifes Gestell, los zu werden. Von seinem Tiefstpunkt, habe er danach gestrebt, sein einziges Talent für eine salzige Bastardsprache, eine Art Brailleschrift einzusetzen, so dass die Leute, die ihn gelesen hätten, der instinktiven Auffassung der Menschheit hätten entsagen müssten, sprachlose Krüppel müssten für immer als Untergebene des labernden Establishments umherkriechen. Aus Zahra sprudelten die Wünsche nur so heraus: Sie wollte selber kommunizieren können, einfach normal leben wie alle, mit den Schulkameraden und Schulkameradinnen ihre Freizeit verbringen und mit ihnen ins Kino gehen, eine Freundin haben, Geheimnisse mit vielen Freunden teilen, ein Buch schreiben, Physik und Psychologie studieren. Zahra hätte in Zukunft gerne alleine gelebt, alleine entschieden und sich irgendwann selber finanzieren können. Sie wünschte jedem, dass er einen Tag so leben müsse wie sie, damit die Leute verstünden, wie es sei, weil sie glaubte, das wäre die einzige Möglichkeit, akzeptiert zu werden. Raphael Müller betete, dass aus dem Sandkorn seines Schicksals, eine Perle werden dürfe. Wünsche, um die man eine Schleife binden könne, habe er nicht. Einen echten Rauschgoldengel zu sehen, äusserte er als Weihnachtswunsch. Auch wünschte er sich Menschen, die nicht vor seinem Anderssein zurückschrecken

würden, sondern die den Mut hätten für eine Freundschaft und ihn begleiten würden auf seinem manchmal holprigen Weg durch das Gestrüpp des Alltags hin zu seiner Bestimmung. Wenn Gott wolle, dann dürfe er auf seiner Reise Mut und Freude verbreiten. Trotz allem oder gerade deswegen.

Hypothese: An erster Stelle steht bei allen Erzählenden der Wunsch, sprechen zu können.

6.1.5 Wendepunkte

36.6 Aber - ich schrieb ihn – d e n B u c h s t a b e n «A». Da stand er auf dem Fussboden vor mir. Zitterig, mit plumpen wackligen Seitenlinien und einer sehr ungeraden Mittellinie. Aber es w a r der Buchstabe «A». Ich blicke auf. Ich sah einen Augenblick lang das Gesicht meiner Mutter, Tränen auf ihren Wangen. Dann bückte sich mein Vater und hob mich auf seine Schulter. (Brown, S. 20, Z: 23ff.)

36.23 Wenn ich an die Zeit vor Rosie zurückdenke, wird mir ganz elend. Sie war der erste normale Mensch, der wirklich mit uns sprach - und daran glaubte, dass so schwer Behinderte wie wir sie auch verstanden. (McDonald, S. 40, Z: 20)

36.30 Er atmete etwas leichter, sein Körper zitterte etwas weniger, er sass da, das Kinn auf Evas Hände gestützt. ... Süsse Gewissheit versüsste ihm den Augenblick. Ja, er konnte tippen, er konnte ungehindert die Tasten anstossen. (Nolan, S. 79, Z: 5ff.)

36.32 Ich will endlich wieder gesund sein. Es scheisst mich so an, immer herum liegen zu müssen. Ich will wieder rausgehen und etwas unternehmen. Es ist schon viel zu lange her, niemand kann genau verstehen, wie es mir geht. (Schär, S. 302, Z: 3ff.)

36.34 Meine Verweigerung der Schule war nicht generell, im Gegenteil: in Grundschule und Gymnasium arbeitete ich begeistert mit. Meine Familie verstand Gott sei Dank meinen verzweifelten Hilfeschrei. Ein psychologisches Gutachten erwirkte mir eine Freistellung von der Förderschule. Dies bewirkte in der Folge eine Reihe leerer Zeugnisformulare der Elisabethschule mit dem freundlichen Vermerk, der Schüler habe am Unterricht nicht teilgenommen, und ein Schreiben des Deutschherren-Gymnasiums, welches bestätigte, dass ich mich durchaus zum Wohl der Klasse an diversen Fächern beteiligt habe, soweit mein Gesundheitszustand dies zuließ. (Müller, S. 49f., Z: 29ff.)

Resümee: In dem einen Augenblick, in dem er seiner Schwester die Kreide mit seinem linken Fuss entrissen habe, sei alles verändert gewesen, erinnerte sich Brown. Die Voraussetzung zum Zugang zu Sprache war gegeben. Seine unbeschwerte Kindheit sei dadurch beendet worden, dass sein Sportwagen zusammengebrochen sei, seine Brüder ihn nicht mehr mitnehmen konnten und er sich nur noch verloren vorgekommen sei. In seinem siebzehnten Lebensjahr sei ihm klargeworden, dass ihm das Schreiben den Schlüssel zu einer neuen Lebensform schenken konnte, die es ihm ermöglichen würde, unabhängig von anderen zu leben. An dem Tag, als ein Arzt hereingekommen sei und ihm gesagt habe, er könne geheilt werden, fand er etwas, woran sein Denken und Streben einen Halt finden, etwas, wofür er leben, arbeiten und kämpfen konnte, und das zu einem Zeitpunkt, als er fest davon überzeugt gewesen war, dass vor ihm nichts als leere und unfruchtbare Jahre liegen würden. Der erste schlimme Wendepunkt in Annes Leben sei gewesen, als ihre Eltern sie nach St. Nicholas gebracht hätten und sie von allem getrennt worden war, was ihr bis dahin vertraut gewesen sei. Sie habe von Zuhause weder Kleider noch Spielzeug mitnehmen dürfen. Die Begegnung mit Rosemary Crossley leitete die Wende ein, welche Anne wohl das Leben gerettet hatte. Nach ihrer Entlassung aus dem Heim konnte sie sich dermassen weiterentwickeln, dass sie Steuerzahlerin, also finanziell unabhängig, wurde. Zutritt zur Welt der Normalen habe sich Nolan mit seinem Durchbruch zum Schreiben und zum schöpferischen sinnieren erkämpft. Schlagartig habe sich sein Leben verändert, als sein vertrauter Priester gestorben sei und er wieder nach menschlichem Verständnis habe suchen müssen. Als Zahra im Alter von sechzehn Jahren einer Grippe erlag, hatten ihre Bemühungen um Anerkennung ein jähes Ende gefunden. Die Freistellung von der Förderschule, in der er sich nur gelangweilt habe, empfand Müller, der seinen Widerwillen immer deutlicher in Form von Krankheitssymptomen wie Bauchweh, Zahnschmerzen, Fieber und epileptischen Anfällen "auf Kommando" gezeigt habe, sobald

er sich dem Gebäude der Förderschule genähert habe, sicher als eine glückliche Wende, einen Befreiungsschlag.

Hypothese: Die positiven Wendepunkte im Leben der Erzählenden hingen damit zusammen, dass es jemanden gab, der sie nicht aufgegeben, sondern sie als das erkannt hatte, was sie wirklich waren: Denkende, intelligente Menschen, die etwas zu sagen hatten.

6.1.6 Sein/ Hobbys

27.22 Es bewies mir, dass es in dem grossen Gesamtbild des Lebens auf uns alle ankommt, selbst auf den geringsten unter uns, weil wir alle ein Teil von ihm sind, und dass selbst die kleinen Unbekannten sehr wichtig sind, weil sie dazu beitragen, die Grossen zusammenzuhalten, auf dass sie nicht straucheln. In jenem ersten Aufblitzen des Begreifens erkannte ich, dass auch ich eine Rolle zu spielen hatte, und sei sie auch noch so klein. (Brown, S. 108, Z: 31ff.)

25.3 So wie mein Wachstum verzögert sich auch meine Pubertät. Das erschwerte Beziehungen, die sonst mit Sexualität verbunden wären. Vielleicht wird das nicht immer so bleiben - jetzt jedenfalls bin ich noch eine Erwachsene mit dem Körper eines Kindes. Ich finde es interessant, mir auszumalen, wie die Pubertät mein Denken verändern wird. (McDonald, S. 245, Z: 15ff.)

25.10 Joseph sang, auch wenn niemand es zu bemerken schien. (Nolan, S. 98, Z: 28ff.)

25.13 In der Freizeit gehe ich gerne ins Kino und schaue Video. Ich habe eine Katze, die Carmen heisst, und zwei Wellensittiche. (Schär, S. 148, Z: 9ff.)

25.19 Neben dem Schreiben und Dichten ist Lesen sicherlich mein größtes Hobby. Oft genug teile ich meine Lektüre mit Mama, wobei ich regelmäßig schneller bin und dann warten muss, bis sie mich eingeholt hat, ehe wir uns darüber austauschen können. Regelmässig Sorge ich für Erstaunen, wenn ich Bücher nicht nur lese, sondern meinen Senf dazu abgebe in Form von Briefen oder auch Buchbesprechungen. (Müller, S. 91, Z: 19ff.)

Resümee: Das Schreiben, Malen und Lesen waren die Beschäftigungen, mit denen Brown sich in den dunklen Stunden seines Seins über Wasser halten konnte, die ihm die Kraft gaben, weiterzugehen. Anne McDonald war seit ihrem 18.Lebensjahr noch 40 Zentimeter gewachsen, konnte in einem normalen Rollstuhl sitzen und einen Stift, der an einem Stirnband befestigt war, benutzen, um eine Mini-Schreibmaschine oder einen Stimm-Synthesizer zu bedienen. Nur indem er sich der dritten Person bedient habe, habe er sich von seiner kümmerlichen Kindheit erlösen können. Er sei in den Körper eines anderen Krüppels (Joseph Meehan) geschlüpft und habe sich als souveräner Erzähler herausgeputzt. Da sie nicht aus ihrer Haut schlüpfen könne, so Zahra Khan, sammle sie Erfahrungen, die menschlich spannend seien. In der Schule habe er sich regelmäßig an der Schülerzeitung beteiligt, berichtet Müller. Die Teilnahme an einem Zeitungsworkshop, sei eine Erfahrung gewesen, die er keinesfalls missen möchte. Er habe viel gearbeitet, noch mehr gelernt und dabei jede Menge Spass gehabt.

Hypothese: Niemand kann sich seine Existenz aussuchen. Sie wird gegeben und muss angenommen werden, um zu überleben. Es gilt nur, das Beste daraus zu machen und der Glaube daran, dass alles einen Sinn und ein Ziel hat, war für die Erzählenden dabei sicher förderlich.

6.1.7 Zukunftsperspektiven

40.8 Mein Leiden war letzten Endes nicht «unheilbar». Aber etwas anderes war nicht zu bessern - das Fehlen einer wirklich «normalen» menschlichen Verständigung und Verbundenheit. Gleichgültig, wie weit ich meines Gebrechens Herr werden mochte, niemals würde ich ein normales Individuum sein, das ein normales Leben führt. Der alte «Unterschied» würde immer bestehen bleiben. Ich sehnte mich so verzweifelt danach, zu lieben und geliebt zu werden, aber... (Brown, S.139, Z: 13ff.)

40.9 Ich hatte nun eine Chance, aber auch schreckliche Angst. Würde ich von der Aussenwelt akzeptiert werden? Alle sagten, dass Rosie es mit mir nicht schaffen würde und ich in einem Monat wieder in St. Nicholas wäre. Wie es Chris wohl gefallen würde, wenn ich bei ihnen lebte? Wussten sie, wie viel Arbeit ich machte? (McDonald, S. 238, Z: 18ff.)

40.17 Hatte ihm schon seine Schwester Yvonne ihre Freundschaft geschenkt, so fand der jetzt Aufnahme in einem Kreis ruppiger Mädchen aller Altersgruppen. Diese vertrieben das Image der Töle, das ihm anhaftete, und knurrten Freude in sein

Dasein, obwohl sie ihn nicht als Mann akzeptierten. Trotz seiner Jugend hatte er seine herausfordernde, opferreiche Zukunft längst zuschnappen lassen und zog, ein behinderter Bauertölpel auf seinem Holzweg, als zölibatärer Pilger sitzend durchs Leben. (Nolan, S. 197, Z: 9ff.)

40.18 Ich sehe nicht sehr klar, wie es in der Zukunft aussehen wird. Ich sehe keine Möglichkeit, mich selbstständig zu entwickeln, weil ich sehr stark von meinen Begleitern abhängig bin. Ich bin darum sehr deprimiert. (Schär, S. 220, Z: 21ff.)

40.20 Doch es hilft ja nichts: Ich muss Geduld lernen und diese lästigen Wartezeiten nutzen, so gut es geht. Dazu bleiben mir genau drei Möglichkeiten: beten, schlafen und nachdenken. Und so werden aus scheinbar unproduktiven Wartezeiten kleine kreative Inseln im Strom der dahinfließenden Zeit. Wenn alles anders ist als normal, wenn es ständig Sonderregelungen und Ausnahmen braucht, um den Alltag zu bewältigen, dann wird das sonst so selten geschätzte «Normale» zu etwas Besonderem. (Müller, S. 65, Z: 3ff.)

Resümee: Er habe die Hoffnungslosigkeit und Nutzlosigkeit seiner Zukunft an jenem Tag im Hinterhof erkannt, als ein Kind ihn mit einem Blick des Mitleids in seinen Augen angeschaut habe, erzählte Brown. Seine Geschichten, die er niedergeschrieben habe, seien verträumt und voll von sehnsüchtigen Gedanken gewesen und hätten ihn doch immer traurig und mutlos zurückgelassen, weil er immer wieder habe daran denken müssen, dass er sich solche Dinge zwar lebhaft genug vorstellen könne um darüber zu schreiben, dass er sie aber in Wirklichkeit niemals selber erleben würde. Nach Glücksmomenten der Stille und des Friedens, sei ihm immer wieder eingefallen, dass die Zukunft wie ein schwarzer Abgrund vor ihm gähne. Als ihm die Möglichkeit auf Heilung zugesprochen wurde, realisierte er, dass eine bessere Zukunft nun weitgehend auch in fremden Händen lag. McDonald habe sich gefragt, wie sich ihre Pubertät auf ihre Zukunft auswirken würde. Würde sie für immer eine erwachsene im Körper eines Kindes bleiben. Sie habe es interessant gefunden, sich auszumalen, wie die Pubertät ihr Denken verändern würde. Nolan war sich bewusst, dass ein eintöniges Leben auf ihn warte, aber den Ton wollte er selbst angeben. Verlangen in einsame Entsagung umwandeln, das sei immer die Lösung im Leben eines Krüppels. Eine Zukunft mit einem Familienleben ähnlich dem, das ihn zuhause umgab, hatte er sich schon aus dem Kopf geschlagen

Hypothese: Die Erzählenden mussten sich damit abfinden, dass ihnen viele erwünschte Wege, was ihre Zukunft betraf, bedingt durch ihre körperlichen Beeinträchtigungen, nicht offenstanden.

6.1.8 Körper und Geist

17.5 Ich veränderte mich. Ich wusste es damals noch nicht, aber ich hatte einen Weg gefunden, wieder glücklich zu sein und einen Teil von dem, was mich unglücklich gemacht hatte, zu vergessen. Vor allem lernte ich, mich selber zu vergessen. Jetzt litt ich nicht mehr darunter, dass ich nicht mit meinen Brüdern ausfahren konnte, denn ich besaß etwas, um meinen Geist zu beschäftigen. (Brown, S. 58, Z: 15ff.)

17.9 Wir wussten nicht, wie normale Kinder waren, denn wir hatten nie welche gesehen. Worin hatten wir versagt? Unvorstellbar, dass in unseren hässlichen Körpern Geist und Seele wohnen sollten. Entscheidende Merkmale kennzeichneten uns als menschliche Wesen, aber das gab uns nicht das Recht, wie normale Kinder zu leben. Wir fielen ganz aus dem Rahmen der menschlichen Spezies. (McDonald, S.9, 17ff.)

17.14 Ich habe das Pech oder das Glück, dass mein Körper oder meine Seele sich ausdrücken ohne mich zu fragen. Ich kann meine Seele nicht ignorieren. Ich will es auch gar nicht. (Schär, S. 260, Z: 2ff.)

17.15 Hart waren die jährlichen Untersuchungstermine im BBZ der Hessing Stiftung in Augsburg, wo man mich und meine Entwicklung mit Argusaugen betrachtete und analysierte. Da man der festen Überzeugung war, die motorische Entwicklung gehe mit der kognitiven Hand in Hand, durfte ich in der Ecke sitzen und spielen, während man Mama mit einer Hiobsbotschaft nach der anderen konfrontierte, nicht ahnend, dass ich doch zuhörte und verstand. (Müller, S. 18, Z: 19ff.)

Resümee: Browns Mutter war sich gewiss, dass nur sein Körper, nicht aber sein Geist zerrüttet sei. Trotz ihrer Stärke, die sie nach aussen vertreten habe, habe sie innerlich jedoch Gott gebetet, er möge ihr einen Beweis für ihren Glauben geben. Sie wusste, dass Glauben eine Sache für sich, aber Beweise ganz etwas anderes waren. Bevor Brown viel gelesen habe, seien Bücher in ihrem Haus selten in Erscheinung getreten. Brot, um ihre Bäuche zu füllen, sei für wesentlich wichtiger und höher

gehalten worden, als der Versuch, den Geist mit Nahrung zu versorgen. Sie sei in St. Nicholas verkommen, erzählt McDonald, bis sie durch Rosie erlebt habe, dass es Menschen gebe, die wüssten, dass in ihren hilflosen Körpern Geist und Seele wohnen könne, auch wenn Rosie nicht erkannt habe, dass einige von ihnen sogar normal intelligent seien. Aber allein das Gefühl, wenigstens als lebendiges Wesen betrachtet zu werden und nicht nur als dahinvegetierender Körper, habe sie ungeheuer erleichtert. Zahra Khan schwärmt, Musik beflügle ihre Seele, setze gute Energien frei und lasse sie die guten Kräfte in sich spüren. Häufig mache ihm Reizüberflutung zu schaffen, erzählt Müller. Seine Sinne würden versuchen wettzumachen, was sein Körper nicht zu leisten imstande sei und liefen auf Hochtouren. Wenn es zu viel werde, dann blende er ganz gezielt optische Signale aus und konzentriere sich auf die akustischen. Er definiert den von ihm geprägten Begriff "chillosophieren" folgendermaßen: «Dies ist meine Bezeichnung für denkend auf der Couch gechillte Stunden.»

Hypothese: Körper und Geist sind auch bei den Erzählenden untrennbar miteinander verbunden und wollen beide, unabhängig voneinander, nicht gerne ignoriert werden. Das unkoordinierte, gegenseitige Arbeiten von Körper und Geist führte für die Erzählenden oft zu belastendem Stress.

6.1.9 Herausforderungen

- 14.4 Wenn ich niemals wirklich wie andere Menschen sein konnte, dann wollte ich wenigstens ich selber sein und das Beste aus mir herausholen. (Brown, S.139, Z: 31ff.)
- 14.5 Als Rosie sagte, dass sie mir das Sprechen beibringen könnte, wusste ich schon, dass Wörter mir nicht genügen würden. Ich wollte buchstabieren lernen. Aber wie sollte ich das Rosie mitteilen? Zwar freute ich mich, aber eine schnelle Verständigungsmöglichkeit war nicht das, was ich brauchte. Ich brauchte einen Weg, den Menschen zu zeigen, dass ich mehr wusste, als sie glaubten. (McDonald, S. 68, Z: 22ff.)
- 14.8 Für den behinderten Jungen bestand das Leben aus einer unablässigen Folge von Herausforderungen. (Nolan, S. 47, Z: 25f.)
- 14.12 Wir müssen uns auch wehren, dass wir nicht übergangen, sondern wirklich ernst genommen werden. Wir müssen uns auch für Liebe und Verständnis wehren. Wir haben wie alle ein Recht darauf zu lieben und geliebt zu werden. Dies sind unsere Hauptanliegen, die es überall zu vertreten gilt und die alle Menschen etwas angehen! (Schär, S. 200, Z: 3ff.)
- 14.17 Mama hatte mit ganz anderen, praktischen Themen zu kämpfen: Wie überhaupt zum Veranstaltungsort gelangen, wo einen Parkplatz finden, und wie kommt man mit dem Rollstuhl bitteschön in den ersten Stock? Unsere Sorge war unbegründet, zwei freundliche Herren halfen uns die Stiegen hinauf, und ich wurde genauso nett behandelt wie die anderen Kinder. Nur der Weg vom Platz zur Bühne gestaltete sich mit dem Rollstuhl etwas schwierig, weil der Raum so voll war, dass die Leute auf dem Gang standen und den Weg versperrten. (Müller, S. 98, Z: 13ff.)

Resümee: Brown sei sich bewusst gewesen, dass seine erste Aufgabe jeweils darin bestanden habe, sich selber zu besiegen. McDonald wollte den Menschen zeigen, dass sie mehr verstand und wusste, als diese glaubten. Zahra Khan sah eine ihrer Herausforderungen darin, sich dafür zu wehren, dass beeinträchtigte Menschen wie alle anderen, Verantwortung für sich selbst, aber auch für die Umwelt und für andere Mitmenschen übernehmen können. Müller betonte, er müsse Geduld lernen und lästige Wartezeiten, so gut es gehe, nutzen. Es blieben ihm genau drei Möglichkeiten: beten, schlafen und nachdenken. So würden, aus scheinbar unproduktiven Wartezeiten, kleine kreative Inseln im Strom der dahinfließenden Zeit werden.

Hypothese: Für die Erzählenden bestand das Leben aus einer permanenten Folge von Herausforderungen. An erster Stelle stand wohl immer der Wunsch zu zeigen, wozu sie befähigt waren.

6.1.10 Essen

- 9.2 Ich konnte mir natürlich nicht selber Nahrung zuführen, aber das hinderte mich nicht daran, mich an solchen Wettessen sehr lebhaft zu beteiligen. Meine Mutter oder der Vater sassen neben mir und fütterten mich. Ihre Hände wurden oft müde von der einfachen Betätigung, das Brot aufzuheben und es in meinen Mund zu stecken. (Brown, S. 29f., Z: 32ff.)

9.3 Ich hatte damals so grosse Angst vor dem Sterben, dass ich gar nicht begriff, was Rosie für mein Leben bedeuten könnte. Schwester Z. sagte, ich würde in einem halben Jahr sterben. Bevor Rosie Schwester Z. bat, etwas gegen meine Krämpfe zu unternehmen, hatte ich gar nicht gewusst, dass man dagegen etwas tun könne; die Schwestern sagten nur immer, es würde so schlimm werden, dass man mich nicht mehr füttern könnte. Der Gedanke, an Unterernährung sterben zu müssen, hat mich fast verrückt gemacht. (McDonald, S. 40, Z: 6)

9.8 Mampfend und in ihren Futtersäcken wühlend, trudelten die Schüler wieder ein, in den Händen hielten sie Tüten mit Pommes und Essig, Limonadendosen und diverse Schokoladenriegel. Wie Joseph sie beneidete! Jugendfrisch kickte er gegen seine Handschellen, sein Magen schrie nach Nahrung, und der Duft der Pommes frites machte ihn ganz verrückt. (Nolan, S. 178, Z: 25ff.)

9.9 Nahrungsmittel-Unverträglichkeiten begleiten und verfolgen mich. Sie zeigen sich nicht in Hautausschlägen, sondern terrorisieren mich mit üblen Krämpfen aller Art, sorgen für tägliche Komplikationen zu Hause und unterwegs und rauben unserer Familie viel Spontanität und noch mehr Lebensfreude. (Müller, S. 116, Z: 9ff.)

Resümee: Brown habe es meist fertiggebracht, als erster am Esstisch anzukommen, sich auf einen Stuhl zu werfen, um zu zeigen, dass dieser belegt sei, und zu warten, bis einer von den Grösseren ihn daraufgesetzt habe. Das Essen sei in ihrem Haus von grosser Wichtigkeit gewesen und für die Kinder habe die Mahlzeit nie früh genug kommen können. Anne wurde im Heim, auf dem Boden kniend von hinten gefüttert. Dies sei täglich schwieriger geworden, weil ihre Fersen bald ihren Kopf berühren würden. Sie konnte gerade so viel essen, dass sie nicht verhungerte. Nolan ass und trank in der Öffentlichkeit nicht. Für Müller wurde dreimal täglich fast jede Mahlzeit extra gekocht. Es wurde genau Buch geführt, was er zu sich genommen und wie er es vertragen habe. Mittlerweile stabilisiere sich sein Zustand dank orthomolekularer Medizin und seiner Therapien etwas, so dass er schrittweise immer öfter an den normalen Mahlzeiten teilnehmen dürfe. Er geniesse jeden einzelnen Bissen.



Abbildung 16: Anne beim Essen

Hypothese: Alle Erzählenden konnten sich Speisen nicht selber zuführen und vermutlich mussten alle Speisen so zubereitet werden, dass sie geschluckt werden konnten. Brown und Nolan, der in der Öffentlichkeit keine Speisen zu sich nahm, sind an einem Erstickenanfall beim Essen gestorben.

6.1.11 Poesie

22.1 Er verschwendete keine Zeit, sondern atmete seine ehrlichen Überzeugungen aus; Poesie war sein Ausdrucksmittel und Wahrheit sein Wappen. Gut formulierte Botschaften brachten seine Werke zum Leuchten, versuchte er doch, das Geheimnis seines verhinderten Mannseins zu ergründen: gehirngeschädigt von Geburt, merkwürdigerweise jedoch, wenn auch nur selten erkannt, von normaler Intelligenz. (Nolan, S. 12, Z: 22ff.)

22.4 Meine ureigenste Sprache ist die der Poesie. Wann immer man mich lässt, wandle ich mein Erleben um in ein Gedicht. Diese Verdichtung oder auch Komprimierung hilft mir zu verstehen und birgt zudem den Vorteil, dass ich mir meine Formulierung leichter merken kann, bis jemand Zeit findet, mich zu stützen. Wenn es dann so weit ist, benötigt es deutlich weniger Zeit als ein Prosatext mit dem gleichen Inhalt. (Müller, S. 76, Z: 8ff.)

Resümee: Nolan wurde in der Fachwelt das Zeugnis ausgestellt, dass er ein Dichter, ein reiner Dichter sei. Es stimme, erzählte Müller, dass er sich in der Schule meist nicht in dem gleichen Masse einbringen könne, wie die Anderen. Aber er tue, was er tun könne und so gut er es auf seine Weise vermöge und das sei häufig in Gedichtform. So komme es, dass an Pinnwänden in der Schule und in der Schülerzeitung neben Artikeln auch Gedichte zu finden seien. Er dichte nicht nur, weil es anderen gefalle, sondern um seine Gedanken am Leben zu erhalten. Es helfe ihm, Erlerntes zu kapiern und Ideen einzusortieren und auf diese Komprimierung wolle er nicht verzichten.

Hypothese: Die Poesie ist eine Kunst, die in vier der fünf Werke der Erzählenden Eingang gefunden hat. Damit setzen sie mit Phantasie eine Ausdrucksmöglichkeit der Sprache ein, die eine natürliche Gabe, ein Talent erfordert, das nicht jedem gegeben ist.

6.2 Soziales Umfeld

6.2.1 Familie

10.1 Fast alle Ärzte, die mich sahen und untersuchten, bezeichneten mich als einen sehr interessanten, aber auch hoffnungslosen Fall. Viele gaben meiner Mutter sehr behutsam zu verstehen, dass ich schwachsinnig sei und es auch bleiben würde. ... Sie deuteten ihr, dass nichts für mich getan werden könne. Sie konnte und wollte nicht glauben, dass ich, wie die Ärzte ihr sagten, geistesschwach sei. Es gab nichts in der Welt, an das sie sich hätte klammern können, kein Zipfelchen eines Beweises, um sie in ihrer Überzeugung zu bestärken, dass, wenn mein Körper auch verkrüppelt war, mein Geist es nicht war. Ungeachtet aller Äusserungen von Ärzten und Spezialisten wollte sie es nicht wahrhaben. Ich glaube nicht, dass sie wusste, warum – Sie wusste es einfach, ohne auch nur den geringsten Schatten eines Zweifels aufkommen zu lassen. (Brown, S. 13, Z: 18ff.)

10.29 Meine Eltern besuchen mich nicht. Ich glaube, sie weigern sich, mich tippen zu sehen, weil sie Angst haben, dass dieses Buch die Wahrheit sagt. (McDonald, S. 245, Z: 2ff.)

10.39 Hör mich an, Joseph, du kannst sehen, du kannst hören, du kannst denken, du verstehst alles, was man dir sagt, dir schmeckt dein Essen, dir gefallen schöne Kleider, Vati und ich haben dich lieb. Wir lieben dich so, wie du bist. (Nolan, S. 58, Z: 10ff.)

10.77 Was mir Lebenskraft gegeben hat, ist die Liebe meiner Mutter zu mir. Sie hat mich von Anfang an so angenommen, wie ich bin, und wollte mich nie in ein Heim geben. Das ist die Basis meine Liebe, die ich empfangen und auch weitergeben kann. (Schär, S. 225, Z: 9ff.)

10.92 Ich habe die weltbesten Eltern abbekommen, da bin ich sicher. Obwohl es nicht immer leicht ist mit mir, unterstützen sie mich nach Leibeskräften und machen «Unmögliches» möglich. (Müller, S. 19, Z: 25ff.)

Resümee: Als die Ärzte der Mutter von Christy Brown rieten ihre Liebe nicht an ihn zu verschwenden, beschloss sie ein für alle Mal, die Zügel selber in die Hand zu nehmen. Er war ihr Kind und deshalb gehörte er zur Familie. Sie war entschlossen, ihn genau so zu behandeln wie die Anderen. Das sei für sein zukünftiges Leben ein folgenschwerer Entschluss gewesen. Es bedeutete, dass er seine Mutter auf seiner Seite haben würde, um ihm all die Schlachten, die ihm bevorstanden, schlagen zu helfen und ihm neue Kraft zu verleihen, wenn er an die Grenze seiner Kräfte gelangen würde. Aber es sei nicht leicht für sie gewesen, denn die Verwandten und Freunde seien anderer Meinung gewesen. Sie hätten verlangt, dass er zwar gütig und freundlich behandelt, aber nicht ernst genommen werden solle. Zu seinem Glück, so erzählt Brown weiter, seien Vater und Mutter allem zum Trotz standhaft geblieben und Mutter habe sich nicht damit zufriedengegeben, bloss zu sagen, er sei kein Idiot, sie wollte es beweisen, nicht aus eisernem Pflichtgefühl heraus, sondern aus Liebe. Und das sei der Grund, weshalb ihr Verhalten von Erfolg gekrönt worden sei. Anne McDonald erinnerte sich daran, dass sie ihr Kaninchen, das sie so geliebt habe und auch all die anderen Tiere, mit denen sie gespielt habe, nicht mit ins Heim nehmen durfte. Sie sagte aus, dass man sich leichter an zu Hause erinnern konnte, wenn man einfach so ins Bett gesteckt wurde, - ohne Spielzeug, Gutenachtgeschichten oder Betthupferl -, erwähnte aber ansonsten ihre Familie nicht. Nolan überlegte, ob er seine Familie um Unterstützung angehen könne, um die von der Gesellschaft gerichteten Barrieren, - deren entsetzliche Skepsis gegenüber seiner unruhigen, traurigen Welt -, zu überwinden. Er war sich des kolossalen Opfers bewusst, das seine Familie auf sich nahm, indem sie ihn versorgte. Er fragte sich, ob ein Krüppel das Recht habe, sich mit eiserner Faust an die Rockschösse seiner Familie zu klammern. Sie versuchten ja freundlich zu sein, aber er kannte ihr Kreuz und er kannte das Opfer, das sie brachten. Trotz ihrer Beteuerung sorgte und wunderte er sich. Dank der unerbittlich strengen Lebensführung seiner Familie hatte er es bis zur Universität gebracht, immer den hohen Preis, den jedes Familienmitglied entrichten musste, im Auge behaltend. Als ihre Familie bezeichnete Zahra Khan ihre Mutter, ihre Assistentin und sich selber. Sie sei sehr froh, dass ihre Mutter sie liebe und ihr alle Unterstützung

gebe, die sie brauche. In Zukunft werde sie versuchen, immer selbstständiger zu werden, damit sie irgendwann für sich selbst sorgen und einstehen könne. Über ihren Vater berichtete Zahra, dass er sich schäme, mit ihr auszugehen. Er habe vieles erzählt, aber nicht ihr, sondern ihrer Mutter, die als einzige immer in ihrer Nähe bleibe und alles sei, was sie habe. Sie habe ihre Mama fest lieb und würde sie so gerne umarmen können. Am 5. Januar 2001 schreibt sie in ihr Tagebuch: "Ich bin eine schöne Tochter und meine Mutter ist stolz wegen mir."

Raphael Müller erzählte, dass die Folgen des Bekanntwerdens seines Befundes mit sieben Monaten schlagartig alles in ihrer Familie verändert habe. Ihm sei intuitiv immer klar gewesen, dass das nicht von Anfang an so gewesen sei, dass etwas zerbrochen sei im Familiengefüge und dass es etwas mit ihm zu tun haben musste. Mama habe ihn tapfer verteidigt und ihm signalisiert, dass sie fest an ihn glaube. Das tröstete ihn ungemein! Leider habe ihr viele Jahre niemand geglaubt, dass er deutlich mehr verstehe, als die Ärzte sie glauben machen wollten. Seine Eltern hätten ihn so oft wie möglich mitgenommen und versucht, ihr Leben so normal wie möglich zu gestalten, was selten gelungen sei, weil seine Situation ein solches Ansinnen von vornherein konterkariert habe. Ein Leben wie seines gehöre wohl eher zu der komplizierten Sorte, bedürfe eines erheblichen organisatorischen Aufwandes und verbiete so manches Event. Auch Flexibilität sei gefragt, da geplante Aktivitäten häufig an seiner Tagesverfassung scheitern würden, während gute Tage spontan genutzt werden wollten. Nahrungsmittel-Unverträglichkeiten sorgten zusätzlich für tägliche Komplikationen zu Hause und unterwegs und hätten seiner Familie viel Spontanität und noch mehr Lebensfreude geraubt. Während Mama sich täglich um die konkreten Dinge kümmere, lande sämtlicher Schriftverkehr zielsicher auf Papas Schreibtisch. Wenn Mama Hilfe brauche, seien die beiden Omas und Opa Stephan immer zur Stelle und opfereten bereitwillig freie Abende, um ihn und seine Schwester zu hüten, da er aufgrund seiner Epilepsie nicht allein bleiben könne. Mit Mama klappe das gestützte Schreiben am schnellsten und besten. Kein Wunder, sie übten es seit rund sieben Jahren, also mehr als 2555 Tagen, täglich. Mit Papa, Oma und Opa verständige er sich per Handzeichen. Dank der Zeit und der Energie, die seine Familie für ihn verwende, dürfe er trotz aller Einschränkungen ein menschenwürdiges Leben führen. Er sei seiner Familie einschließlich Oma und Opa so dankbar dafür!

Hypothese: Das Leben aller beschriebenen Familien wurde durch die Geburt des beeinträchtigten, in hohem Masse pflegebedürftigen Kindes stark gefordert. Die Eltern wurden vor die Entscheidung gestellt, die Kinder in eine Institution einweisen zu lassen oder die Beanspruchung lastete rund um die Uhr einzig und allein auf ihren eigenen Schultern. Vor allem bei Brown, Anne und Nolan kannte man noch wenig Unterstützung bei der Betreuung von beeinträchtigten Kindern, die im Elternhaus lebten. Es gab praktisch keine ambulanten Hilfen zu deren Versorgung. Die Erzählenden stellen sehr eindrücklich heraus, wie das Opfer, das ihre Familien zu bringen bereit waren, zu den Erfolgen - gegen alle Prophezeiungen - führte, die sie trotz ihrer Beeinträchtigung in ihrem Leben erfahren durften.

6.2.2 Schule/ Lehrpersonen/ Lernen

Schulbesuch

24.8	Meine Mutter wusste, dass es unmöglich war, mich wie die anderen zur Schule zu schicken; deshalb grübelte sie darüber nach, wie sie mir in dieser Beziehung am besten helfen könne. ... Sie wollte vor allem, dass ich in jeder nur
------	---

möglichen Weise meinen Geschwistern gleichgestellt wäre, und da ich nun einmal nicht zur Schule gehen konnte, tat sie alles, was sie vermochte, um von sich aus die Folgen einer solchen Benachteiligung zu vermindern. (Brown, S.26, Z: 12ff.)

24.32 ... Wasserplanschen, Sandspielen und Fingermalen waren neue Lustbarkeiten für uns - solche Babyspiele sind sonst nicht attraktiv für Teenager, aber für uns war dieser Kindergarten die einzige Spielmöglichkeit und die einzige Schule, die wir je hatten. (McDonald, S. 49, Z: 5ff.)

24.76 Von seinen Freunden in der Klassengemeinschaft stets für voll genommen, hatte er Dinge erlebt, die er nie verraten würde, hatte Dinge gesehen, die er nie schildern würde, hatte sich ein Leben eingefangen, das ihm bis zum Grab ausreichen würde, und das alles nur weil eine Schule seine Neider zum Teufel gewünscht und Joseph Meehan in ihrer Mitte willkommen geheissen hatte. (Nolan, S. 202f., Z: 32ff.)

24.124 Mein Wunsch ist es, dieselben Dinge zu tun wie alle anderen. Aber leider geht das oft nicht. Ich möchte zum Beispiel ein Gymnasium besuchen und später Physik studieren. Meines Erachtens geht es darum, dass sich niemand getraut, mit einem behinderten Menschen zu arbeiten. Meine Schulerfahrung ist deshalb nicht sehr positiv. Ich musste das Gymnasium aus diesem Grund verlassen. (Schär, S. 293, Z: 21ff.)

24.160 So kam es, dass ich im zweiten Halbjahr der zweiten Klasse parallel drei Schulen besuchte: weiterhin die Stunden in Aichach-Nord, Deutsch und Englisch im Gymnasium und die restlichen Stunden in der Förderschule. Der Unterricht am Gymnasium rettete regelmäßig meine Woche, ich fand das einfach «obergut»! Leider machte mir mein Gesundheitszustand immer mal wieder einen Strich durch die Rechnung, und die Aufregung tat ein Übriges dazu; dann war der Kummer groß. Frau Dollinger erkannte meine Not und erlaubte mir, in jede ihrer Stunden kommen zu dürfen, sofern ich fit war. (Müller, S. 49, Z: 9ff.)

Resümee: Bei Brown war es allen Beteiligten klar, dass ein Schulbesuch in der üblichen Weise unmöglich war. Auch für McDonald stand diese Option niemals offen. Nolan, so kann man wohl sagen, fand zur rechten Zeit am richtigen Ort ideale Bedingungen für seine Beschulung. Trotzdem begleitete ihn immer die Angst, seiner Schule zur Last zu fallen. Unverfrorenem Gerede habe das Schulleben den Boden entzogen. So gekrümmt er auch gewesen sei, Nolan habe aufgehört, sich Angst um nichts und wieder nichts zu machen, die Schule habe ihn in ihren Armen gewogen. Er war wohl der Glücklichste unter den Erzählenden, was seine Schulzeit betraf und beendete diese nach seinem eigenen Willen. Zahra ging gerne in die Schule, fühlte sich aber über weite Strecken unverstanden, unterschätzt, missverstanden und nicht vollständig angenommen. Ihre ganze Schullaufbahn war ein Ringen um Anerkennung ihrer Fähigkeiten, der schlussendlich im Ausschluss aus dem Gymnasium endete. Müller beschreibt seine Schullaufbahn als einer Achterbahn gleichend, mit Höhen und Tiefen, emotionalen Loopings, Beschleunigungen und Spurwechseln.

Hypothese: Während man bei Brown und McDonald nicht einmal daran dachte, diese Kinder in die Schule zu schicken, standen bei Zahra Khan und Müller die Frage im Vordergrund, welche Schule die geeignetste für sie sei. Dabei gab es viele Interessenskonflikte zwischen den Schul Anbietern und den zu Beschulenden. Beide geben an, gerne in die Schule gegangen zu sein, auch wenn es ihnen manchmal langweilig gewesen sei. Den Hauch von Normalität in der Schule erlebten sie als Glück und Ablenkung von ihren alltäglichen Sorgen und Nöten. Nolan bekam die wohl ideale Chance, in seiner Schullaufbahn ausschliesslich nach seinen Leistungen beurteilt zu werden. Auf seine Beeinträchtigung wurde nur bei der Wahl seiner Fächer und dem zeitlichen Rahmen seines Schulbesuchs Rücksicht genommen.

Bildung/Lernen

24.24 Meine Bildung! Sie war gleich null. Das erste und einzige Bröckchen Bildung, das ich jemals erhielt, war das Erlernen des Alphabets mit Hilfe meiner Mutter, und damals war ich fünf Jahre alt.... Schon bei dem Wort allein erschrak ich zutiefst, denn ich wusste, oder besser, ich fühlte es, dass alles, was ich mir während der Kindheit und Jünglingsjahre an Kenntnissen angeeignet hatte, so gut wie nichts war, und ich wusste auch, dass ich einen langen Weg gehen musste, bis ich soweit wäre, überhaupt ermessen zu können, was Kenntnisse sind. (Brown, S.171, Z: 22ff.)

24.39f. Als Körperbehinderte hat man ein anderes Zeitgefühl. Wenn man so häufig zu absoluter Passivität verdammt ist, wird man erfinderisch im Füllen der Zeit. Während der Lücken in meinem Leben liess ich mein Gehirn gegen sich selbst spielen und rechnete Dinge aus, von deren Existenz ich wusste, aber deren Wert ich nicht kannte. Das Fernsehen erweiterte meinen Horizont: Die Serie «Der Aufstieg der Menschheit» von Brownowski gab mir den entscheidenden Anstoss zum

wissenschaftlichen Denken. In St. Nicholas war sie nicht besonders gefragt, aber mich bewahrte sie vor geistiger Leere.

Diese Serie eröffnete mir den Zugang zur Mathematik. (McDonald, S. 109f., Z: 34ff.)

24.51 Da ihm überdurchschnittliche Intelligenz zugeschrieben wurde, suchte Joseph nunmehr eine Schule, die souverän genug wäre, einen stummen Krüppel in die Gemeinschaft normaler, schön gewachsener Jungen und Mädchen aufzunehmen. (Nolan, S.26, Z: 1ff.)

24.99 Ich brauche zu vielem sehr lange, wie zum Beispiel zum Essen oder zum Schreiben. Deshalb kann ich oft nicht genauso viele Hausaufgaben machen wie ihr. Dafür kann ich mir Dinge leicht merken, wenn ich sie lese. Das ist ein Glück für mich. Ich habe mir einfach eine andere Art zu lernen angewöhnt. Ich lerne gerne, wenn das Thema interessant ist. Aber auch so strenge ich mich an, weil ich studieren will und muss. (Schär, S. 217, Z: 8ff.)

24.130 «Selbst ist das Kind», dachte ich und lernte ohne fremde Hilfe lesen, um meiner Langeweile den Garaus zu machen. Als sich dann Jahre später herausstellte, dass ich bereits lesen, schreiben und rechnen konnte, waren alle erstaunt und fragten sich, wie sich das zugetragen habe. (Müller, S. 32, Z: 31ff.)

Resümee: Ausser bei Anne McDonald wurde allen Erzählenden der Weg zu ihrer Bildung durch ihre Mütter geebnet, die ausnahmslos Kämpferinnen für die Freisetzung der Potentiale ihrer Kinder waren. Bei Anne nahm Rosemary Crossley diese Rolle ein. Annes Bildung wurde durchs Fernsehen ange-regt, Müller lernte zuerst als Autodidakt durch Beobachten, Überprüfen und Anwenden.

Hypothese: Alle Lernenden waren auf Hilfe angewiesen, wenn es darum ging, zu zeigen, über wel-ches Potential sie verfügten. Ihr Unvermögen, an vielen Ablenkungen, die für andere Kinder in ihrem Alter selbstverständlich sind, teilzunehmen, eröffnete ihnen zeitliche Ressourcen, um Zusammen-hänge aufzufassen, Gedankengängen nachzugehen und durch Beobachtungen zu lernen. Bildung ist für körperlich beeinträchtigte Menschen oft der einzige Weg, ihre Potentiale auszuleben. Lernen aus Erfahrung reduziert sich dabei auf die kognitive Wahrnehmung. Die Erzählenden können keine aktiven Lernwege beschreiten, sie sind darauf angewiesen, dass sie jemand mit dem wissensvermittelnden Stoff konfrontiert, auch wenn es z.B. nur darum geht, ihnen das Radio oder den Fernseher einzuschal-ten, das Buch zu halten, die Seiten umzublättern, den Körper zu stützen oder sie an lernförderlichen Situationen teilhaben zu lassen. Obwohl die Verbindung von ihrem Hirn zum übrigen Körper nicht recht funktioniert, ist ihr Hirn doch ihr einziges Organ, mit dem sie selbstständig und willkürlich arbei-ten können. (Von letzterer Aussage ausgenommen ist der linke Fuss von Christy Brown).

Lehrpersonen

24.27 «Eine Schule oder Universität kannst du in der üblichen Weise nicht besuchen», fuhr er fort, «so wird es am bes-ten sein und das nächste, was wir tun müssen, einen Privatlehrer für dich zu suchen. Es muss jemand sein, der die mensch-liche Natur von Grund auf kennt und beständig genug ist, um über deine ungewöhnlichen Körperbewegungen und die man-gelnde Sprache hinwegzusehen... (Brown, S.172, Z: 6ff.)

24.45 Zu viele Lehrer fürchten sich davor, dass ihre Schüler sie als Dummköpfe dastehen lassen. Vielleicht war dies Ro-sies grösste Stärke – es war ihr gleich, was andere sagten, solange sie sich selbst im Recht fühlte. Erst als wir gemeinsam über «mist» lachten, konnte Rosie sicher sein, dass ich unabhängig von ihr kommunizierte. Und dennoch hatte sie mir immer eine Chance gegeben. Sonst wäre ich noch immer in St. Nicholas, falls ich überhaupt noch am Leben wäre. (McDonald, S. 124, Z: 5ff.)

24.69 Die Lehrer halfen ihm, indem sie ihn ebenso behandelten wie alle anderen Schüler auch. Sie ermahnten ihn, wenn er mit seinen Kumpeln herumalberte. Seine Behinderung übergingen sie geflissentlich und kommentierten ihn mit dem übr-igen Haufen herum. Wenn er jedoch das Kollegium insgesamt betrachtete, befand er einen Lehrer für unzulänglich. Ihm fiel auf, dass der betreffende Lehrer ihn nie direkt ansprach und ihm nicht einmal solche Fragen stellte, die er mit Ja oder Nein hätte beantworten können- den Burschen, der in seinem Rollstuhl festgezurr war, nahm er einfach nicht für voll. (Nolan, S. 138f, Z: 26ff.)

24.126 Manchmal ist es für mich nicht einfach, mit meiner neuen Situation zurechtzukommen. Die neuen Lehrer wissen noch zu wenig von mir und sind oft verunsichert. Ich will, dass sie mich immer direkt ansprechen und mich genauso behan-deln wie alle anderen Schüler. Mich scheisst es an, wenn ich das immer wieder sagen muss, darum schreibe ich es jetzt und alle sollen es sich merken! (Schär, S. 298, Z: 7ff.)

24.157 Herr Kamm hörte sich interessiert meine Geschichte an, las ein paar meiner Texte und stellte mir dann Fragen, die ich gerne beantwortete. «Raphael, du gehörst auf das Gymnasium, und zwar bald», befand er und versprach, mit Herrn Haunschild, Rektor am Deutschherren-Gymnasium in Aichach (DHG), zu sprechen, was er auch tat. Seitdem hat Herr Kamm meine schulischen Höhen und Tiefen begleitet, in Krisenzeiten vermittelnd eingegriffen, die Lehrer des Gymnasiums in Sachen Autismus und Inklusion fortgebildet und aufmerksam meine Entwicklung verfolgt. (Müller, S. 48, Z: 13ff.)

Resümee: Brown erhielt seinen ersten Privatlehrer im Alter von über 20 Jahren. Bis dahin war es seine Mutter gewesen, die ihm, wann immer sie Zeit dazu hatte, Schreiben, Lesen und Malen beigebracht hatte. Robert Collis vermittelte ihm Wissen im Bereich von Literatur, was ihm später ermöglichte, seine Autobiografie verständlich zu schreiben. Anne McDonald sagte aus, ihrer ersten Lehrerin, die sie mit 16 Jahren zu fördern begonnen habe, wahrscheinlich ihr Leben zu verdanken. Was Joseph anging, so stärkten seine Lehrer sein Selbstvertrauen, indem sie nicht nur seine codierten Mitteilungen dechiffrierten, sondern darüber hinaus einfallsreich genug waren, ihn an den Erfahrungen von Kindern, die nicht gleichermassen beeinträchtigt waren, teilhaben zu lassen. Unterschiedlichste und spannendste Vergnügen wurden dadurch möglich, dass die Lehrer sie in Josephs Welt einführten. Zahra Khan wollte im Unterricht vorne sitzen, damit die Lehrer sie sehen müssen. Sie wollte direkt angesprochen werden, nicht nur durch ihre Schulbegleiterin. Sie litt unter dem Gedanken, dass sich niemand getraue, mit einem beeinträchtigten Menschen zu arbeiten und fühlte sich oft von ihren Lehrpersonen übersehen. Müller beschrieb einen seiner Lehrer als das Beste, was ihm damals passieren konnte. Seine Schulzeit sei begleitet von Lehrern gewesen, die ihn nicht verstanden und solchen, die ihm den Weg durch eine erfolgreiche Schulzeit geebnet hätten.

Hypothese: Die Lehrpersonen und deren Einstellungen dem beeinträchtigten Lernenden gegenüber, spielen eine Schlüsselrolle in deren Möglichkeiten, ihre Potentiale zu entfalten. Damit tragen sie eine nicht zu unterschätzende Verantwortung mit, was die Zukunft ihrer beeinträchtigten Lernenden betrifft, denn diese sind ihnen, im Zusammenhang mit schulischem Lernen, auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

6.2.3 Therapie

28.4 Ich sah ein, dass das, was sie sagte, klug und weise war. Man durfte sich wirklich nicht auf Halbheiten einlassen. Von nun an hiess es, den Kampf ernstlich aufzunehmen, und wenn ich ihn gewinnen wollte, musste ich alles, was ich nur konnte, zum Einsatz bringen - ich musste einen hohen Preis bezahlen, - vielleicht war der Preis sogar grausam -, um einen grösseren Gewinn zu erzielen. Es würde fürchterlich sein, aber es bestand die Möglichkeit, dass es am Ende den Sieg brachte. (Brown, S. 125, Z: 3ff.)

28.9 Er musste dafür trainieren, die Kraft seiner Muskeln auf eine einzige örtlich begrenzte Bewegung zu konzentrieren, und zugleich eine Methode finden, den richtigen Augenblick abzuwarten, in dem er den Befehl dazu geben musste. Dass er sich seines Dilemmas bewusst war, hiess freilich noch längst nicht, dass er sich daraus befreien konnte. (Nolan, S. 118, Z: 11ff.)

28.12 Dabei meinten es alle gut mit mir. Sie wussten schlicht nicht, was sie taten. Jede Disziplin erkannte meine Defizite in ihrem Fachbereich, und denen galt es mit aller Kraft entgegenzuwirken. Dies entspricht der Lehrmeinung, doch es stärkte nicht unbedingt mein Selbstwertgefühl. Physiotherapie, Ergotherapie, Logopädie, Hippotherapie und Osteopathie bereicherten mit einem Mal neben Babyschwimmen und Krabbelgruppe meinen Alltag. Ich freute mich über die Abwechslung, doch ich möchte nicht wissen, was dieses Pensum meinen Eltern abverlangte. (Müller, S. 14f., Z: 33ff.)

Resümee: Die Übungsmethode, die bei ihm angewandt worden sei, sei Physiotherapie genannt worden und er habe gedacht, das sei ein wahrer Riese von einem Namen, erzählte Brown. Das sehr grosse Opfer, das er für die Zulassung dazu habe erbringen müssen, sei gewesen, sich dazu zu entschliessen, niemals wieder seinen linken Fuss zu gebrauchen. Nolan half auch eine medikamentöse Therapie, - er selber nannte es eine Droge -, die ihn zum Erfolg an der Schreibmaschine führte. Mit der Menge an Schmerzmitteln, die er in den vergangenen vierzehn Jahren konsumiert habe, rechnete Müller, hätte man mühelos mehrere Großfamilien versorgen können und manchmal habe es dennoch nicht gereicht. Im Laufe der Jahre habe er eine ganze Reihe von Therapien über sich ergehen lassen dürfen. Mancher Therapeut habe sich an ihm und seinem Unvermögen aufgegeben und schließlich

die weiße Fahne gehisst. Sie seien dabei gescheitert, ihm Dinge beizubringen, während er schier an ihren Zweifeln zerbrochen sei. Die Delfintherapien hätten ihm Mut und Hoffnung gegeben. Ohne sie hätte er sich sehr viel schwerer getan, mit dem Schreiben zu beginnen, erzählte Müller.

Hypothese: Während Therapieformen bei Brown erst neu aufkamen, sind sie heute nicht mehr aus dem Massnahmenkatalog wegzudenken und manchmal auch fast des Guten zu viel.

6.2.4 Betreuung

3.9 Es dauerte ein bisschen, bis uns klar wurde, dass wir hier gar nicht behandelt wurden. Schliesslich erwartet man von einem Hospital, dass die Patienten auch anders als in Särgen entlassen werden. (McDonald, S. 30, Z: 35ff.)

3.16 Meine Assistentinnen arbeiten für einen Lohn, von dem man nicht gut leben kann. Die Arbeit ist sehr schwer und anspruchsvoll, dazu gehört neben der Pflege auch die Fähigkeit, mit mir umzugehen, obwohl ich viel schwieriger bin, weil ich mit meiner Behinderung zu kämpfen habe. Sie müssen meinen Schulstoff beherrschen, u. a. Latein. Deshalb sollten sie zumindest die Matura haben, am besten einen pädagogischen Beruf haben. Sie verdienen aber bei mir zu wenig, weshalb viele wieder gehen. (Schär, S. 246, Z: 1ff.)

Resümee: Vier der fünf Erzählenden, wurden vornehmlich in ihrem familiären Umfeld betreut. McDonald erzählte aus dem Heim, dass die Schwestern vor allem über ihre Scheisse, deren Gestank und die damit verbundene Sauerei gesprochen hätten. Ihr Englisch sei sehr begrenzt, und das meiste davon seien Schimpfwörter gewesen. Deshalb hätten die Kinder versucht, ihren Stuhlgang so lange zurückzuhalten, bis sie fast geplatzt seien, nur um das schreckliche Geschimpfe zu vermeiden. Selbst wenn es Toiletten gegeben hätte, hätten sie ja doch nicht selbst dorthin gehen können, und so hätten sie alle Windeln getragen. Medizinisch seien sie schlechter versorgt worden als zu Hause. Lachen sei ihre einzige Medizin, ausser Abführmitteln und krampfhemmenden Medikamenten, gewesen. Doch Lachen sei gefährlich gewesen, weil es mit epileptischen Anfällen verwechselt und mit Valiumspritzen behandelt worden sei. Die Schwestern hätten noch nie mit körperbeeinträchtigten Menschen zu tun gehabt und deshalb nicht unterscheiden können, welche Äusserungen denen normaler Kinder entsprachen und welche wichtige Schmerzsignale waren, die man behandeln musste. Überbesorgte Schwestern hätten sie oft für kränklich gehalten und im Bett gelassen, bis sie Fieber gehabt hätten. Alle Schwestern hätten sie wie Babys behandelt. Kinder, die nur temporär aufgenommen worden seien, hätten viel mehr Aufmerksamkeit bekommen, als ihnen gerechterweise zugestanden hätte. Dabei seien sie noch mehr ins Hintertreffen geraten, denn es habe die Schwestern herzlich wenig interessiert, wenn eines von ihnen mager, kränklich oder traurig gewesen sei.

Hypothese: Ein schwerst körperbeeinträchtigtes Kind bringt wohl jedes soziale Umfeld an den Rand seiner Belastbarkeit. Wo dieses überfordert ist, tragen die Beeinträchtigten die Nachteile daraus.

6.2.5 Institution

16.1 Alles schien hoffnungslos zu sein. Es sah aus, als sei die Behauptung meiner Verwandten, ich sei ein Idiot, dem nicht geholfen werden könne, berechtigt. Sie sprachen jetzt von einer Anstalt. «Niemals!» sagte meine Mutter beinahe heftig, als man ihr diesen Vorschlag machte. «Ich weiss, dass mein Sohn kein Idiot ist. Sein Körper ist zerrüttet, nicht sein Geist. Dessen bin ich gewiss.» (Brown, S. 16, Z: 19ff.)

16.4 Ich kam als Dreijährige nach St. Nicholas. Das Hospital war der Mülleimer der Nation. Ganz kleine Kinder wurden für immer dort untergebracht. Ungeachtet ihrer geistigen Fähigkeiten. Waren sie missgebildet, entstellt oder behindert, so sollte die Welt sie nicht sehen und sich zu Ihnen bekennen müssen. Wir wussten, wir hatten den Standardanforderungen für Babys nicht entsprochen. Und nun erwartete man von uns zu sterben. (McDonald, S.9, 10ff.)

10.62 Joseph mass seiner Familienzugehörigkeit grosse Bedeutung bei. Lieber tot sein, empfand er, als in eine Anstalt oder ein Krankenhaus gesteckt zu werden. Er war jederzeit bereit, sich aus Ausbildungsgründen woanders hinzubegeben, aber an den Wochenenden und während der Ferien musste er nach Hause fahren können. Jetzt hatte er das eine und

brauchte auf das andere nicht zu verzichten: Zu Hause im Clontarf durfte er Familienrechte beanspruchen, während er in Mount Temple unterrichtet wurde. (Nolan, S. 170, Z: 3ff.)

16.21 Meine Familie sind meine Mutter, meine Assistentinnen und ich. Meine Mutter arbeitet viel für mich. Ohne Lohn. Sie ist Psychologin, hat aber wegen mir keine Zeit, ihrem Beruf nachzugehen. Deshalb kann sie kein eigenes Geld verdienen. Sie könnte mich in ein Heim geben. Es gibt aber keine Heime mit Gymnasium in der Schweiz. (Schär, S. 245, Z: 20ff.)

Resümee: Brown, Nolan, Zahra Khan und Müller sind ihren Familien dankbar, dass sie sie von Anfang an so angenommen haben, wie sie sind und sie nie in ein Heim einweisen lassen wollten, obwohl alle dahingehend beraten worden waren, ihr Kind sterben zu lassen oder in ein Heim zu geben. St. Nicholas, in das McDonald im Alter von drei Jahren eingewiesen worden war, habe nur deshalb Hospital geheissen, weil es in den Gebäuden der ehemaligen Kinderklinik untergebracht gewesen sei. Es sei nur deshalb für sie frei geworden, weil man es als zu unsicher und für Kinder zu ungeeignet befunden habe. Es könne wohl nirgends schrecklicher gewesen sein, als in St. Nicholas, aber draussen habe es anscheinend auch Probleme gegeben, erfuhren die Langzeit- von den Kurzzeit-Kindern. Die Schwestern seien davon abgehalten worden, die Kinder zu liebkosen. Wenn ein Kind geweint habe, sei es "zu seinem eigenen besten" bestraft worden. So würde es lernen, sich damit abzufinden, dass es keine Liebe gab, und bald auch ohne glücklich sein. Die Strafe habe darin bestanden, das weinende Kind in eine kleine dunkle Vorratskammer zu sperren. Manche Kinder seien nur für kurze Zeit zu ihnen nach St. Nicholas gekommen, und merkwürdigerweise seien viele von ihnen gestorben. Die Arbeit in psychiatrischen Einrichtungen habe nicht gerade die besten Ärzte angezogen, und Supervision habe es keine gegeben. Die Patienten hätten sich nicht beschweren können. Viele Kinder, die aufgenommen worden seien, bevor sie sprechen gelernt hätten, hätten Englisch nur von Menschen gehört, die es selbst kaum hätten sprechen können, denn die meisten Schwestern seien nicht aus Australien gewesen. Als sie ins Heim gekommen seien, hätten sie in der fremden, neuen Welt zunächst keinen einzigen Erwachsenen verstehen können, bis sie Jugoslawisch gelernt hätten. So sei die Sprache ein Geheimnis geworden, das die Erwachsenen von den Kindern getrennt habe. Eine Zeit lang habe kein Erwachsener ein Kind und kein Kind einen Erwachsenen verstanden. Die Kinder hätten gelernt, die Erwachsenen nicht. Da die Erwachsenen sie nicht verstanden haben, hätten sie sie zum Schweigen gebracht, wenn sie zu sprechen versucht haben. Manchmal sei sie geschlagen worden, erzählt McDonald, weil sie mit anderen Kindern geredet habe und die Schwestern gedacht hätten, dass sie grundlos schreie. Manche Kinder hätten daraufhin einfach aufgehört zu reden. Lieber tot sein, empfand Nolan, als in eine Anstalt oder ein Krankenhaus gesteckt zu werden.

Hypothese: Die Auswirkungen der nicht optimalen Rahmenbedingungen der beschriebenen Institution waren wohl, weder für das Personal noch für die eingewiesenen und davon abhängigen Kinder, fürsorglich und gut.

6.2.6 Hilfe

15.2 Dann packte er mich unter die Arme, hob mich ein wenig in die Höhe und warf mich mit einem Schwung in den Kanal! Ich schnaufte, als ich das kalte, eisige Wasser über mich hinwegrieseln fühlte. Mein Gehirn wurde verwirrt; alles verschmolz zu einer einzigen verschwommenen Vorstellung von Wasser. Ich war eine Sekunde lang unter dem Wasser, kam nach oben, ging wieder unter, kam erneut an die Oberfläche und erwartete, zum drittenmal unterzugehen. Aber ich ging nicht unter. Statt dessen schlug ich wie rasend mit meinen Füßen aus, und das nächste, was ich begriff, war, dass ich ganz einfach dahinschwamm wie einer der weissen Schwäne weiter oben im Fluss. Ich machte immer noch kräftige Stösse mit meinen Füßen und segelte an der Oberfläche des Wassers weiter. Ich hörte schallendes Gelächter vom Ufer her, und wenige Augenblicke später schwamm Toni an meiner Seite. Er hielt meinen Arm und steuerte mich auf den Schlepplweg zu, wo Jim mich ans Ufer zog. Dort lag ich atemlos, aber triumphierend. (Brown, S. 48, Z: 14ff.)

15.4 Alle zusammen halfen Joseph dabei, zu schwimmen und sich von der warmen Strömung treiben zu lassen.... Er glühte vor Vergnügen, als er dahinglitt, denn in ihren Händen fühlte er sich völlig entspannt und sicher. So kostete er dank ihrer Bemühungen von den Freuden der Gesunden. (Nolan, S. 105, Z: 22ff.)

15.13 Sprechen ist manchmal Lebens notwendig. Ich brauche Menschen, die mit mir schreiben, damit ich leben kann. (Schär, S. 282, Z: 21f.)

15.20 Zwar gibt es inzwischen eine ganze Reihe von Hilfsmitteln, doch kaum einer kann sich alles leisten, was gut und sinnvoll wäre. Und die Krankenkassen müssen sparen. Mitunter dauert es Monate, bis man das bekommt, was man braucht. Ich musste zum Beispiel von Mai bis Mitte September auf einen neuen Rollstuhl warten und rieb mir inzwischen an dem zu klein gewordenen Exemplar mein linkes Schulterblatt wund. (Müller, S. 115, Z: 17ff.)

Resümee: Obwohl er in seinen natürlichen Verrichtungen sauber gewesen sei, habe er sich nicht selber helfen können, aber in dieser Hinsicht habe sein Vater für ihn gesorgt, erzählte Brown. Katriona Delahunt sei ihm auch eine grosse Hilfe gewesen, indem sie zu seinem jugendlichen Geist von schönen und erhabenen Dingen gesprochen habe. Durch die Unbeschwertheit und den Übermut seiner Brüder, konnte er wohl viele Dinge lernen, die ihm sonst verwehrt geblieben wären. Nur dank der Hilfe, die sie angeleitet, beruhigt, zurückgehalten und unterstützt habe, vermochten die Erzählenden zu schreiben, sich damit mitzuteilen und zu kommunizieren. Obschon er seinen Altersgenossen allerhand Hilfestellung zugemutet habe, berichtete Nolan, sei er davon zurückgeschreckt, sie um Hilfe beim Toilettengang zu bitten. Seine Eltern und seine Schwester boten ihm Hilfestellung, indem sie viel früher, als für sie nötig, aufgestanden seien, um ihn im Auto, wo auch immer hinzubringen oder ihm die Bücher, die auf seiner Literaturliste standen, vorgelesen und nach seinen Anweisungen mit Notizen versehen hätten. Es falle ihr schwer, dass sie so auf Hilfe angewiesen sei, bedauerte Zahra Khan. Deswegen sei sie aber nicht weniger intelligent. Sie brauche mutige Menschen, damit sie leben könne. Ihre Behinderung könne manchmal aber auch genau denjenigen helfen, die sich selber unsicher fühlen würden, weil sie dann sähen, dass es ihnen nämlich sehr gut gehe.

Hypothese: Gewisse Erlebnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten konnten sich bei den Erzählenden nur dadurch einstellen, dass andere Menschen bereit waren, ihnen zeitintensive Hilfestellungen zu leisten.

6.2.7 Unterstützung

32.2 Ich beziehe keine Rente mehr, sondern bin Steuerzahlerin und also berechtigt, mich darüber zu beklagen, dass mein sauer verdientes Geld für den Unterhalt von behinderten Kindern verwendet wird, die niemals zum Nationaleinkommen beitragen werden. (McDonald, S. 244, Z: 31ff.)

32.3 Die Sunday Times, die von der schwierigen Lage des behinderten Jungen erfahren hatte, bezeugte nicht nur Interesse an seinem schriftstellerischen Talent, sondern schenkte auch seinem Versuch, sich aus seinem Fangnetz loszustrampeln, bemerkenswert viel Aufmerksamkeit. In einem zweiten Artikel wurde der Versuch des hirngeschädigten Jungen beschrieben, seine Unabhängigkeit zu gewinnen. Die Zeitung bat um Spenden, die es Joseph ermöglichen würden, sich einen eigenen Computer anzuschaffen. Die Reaktion der Leser war so überwältigend, dass Joseph ganze Mikrocomputer, Software sowie Tausende und Abertausende von Pfund angeboten bekam... (Nolan, S. 115, Z: 22ff.)

32.10 Ich habe gedacht, Sie sind vielleicht in der Lage, mir bei der Verwirklichung meines Traumes helfen zu können. Ich weiss nicht genau wobei, aber es gibt vielleicht eine Möglichkeit. Jedenfalls bin ich froh, Sie kennen gelernt zu haben und ich hoffe, dass wir uns wieder einmal treffen können. (Schär, S. 294, Z:7 ff.)

32.17 Zwar gibt es inzwischen eine ganze Reihe von Hilfsmitteln, doch kaum einer kann sich alles leisten, was gut und sinnvoll wäre. Und die Krankenkassen müssen sparen. Mitunter dauert es Monate, bis man das bekommt, was man braucht. Ich musste zum Beispiel von Mai bis Mitte September auf einen neuen Rollstuhl warten und rieb mir inzwischen an dem zu klein gewordenen Exemplar mein linkes Schulterblatt wund. (Müller, S. 115, Z: 17ff.)

Resümee: Ausser Rosie sei ihr Mann Chris der Mensch gewesen, der am meisten für sie getan habe, erzählte McDonald und das, trotz ständiger Schikanen durch die Health Commission. Nolan dachte, dass dort, wo es ihm nicht selber gelingen sollte, Fortschritte zu erzielen, vielleicht jemand anders, der weniger eingengt sei, die Kluft überbrücken könne. Er habe sowohl die Unterstützung seiner Freunde als auch die seiner Familie arglistig und unbarmherzig in Anspruch genommen. Besonders berührt

müssen ihn auch ganz alltägliche Hilfestellungen haben, die er in seinem Buch erwähnt, z.B. als ein Bühnenautor und Erzähler nach dem Genuss an einem Buffet sein Taschentuch hervorgeholt habe und zuerst sich selber und dann Nolan, - der nichts gegessen hatte -, den Mund abgewischt habe, bevor er ihm Ratschläge eingeflüstert habe oder als ihn ein Lehrer lächelnd auf die Arme genommen habe und einen anstrengenden Anstieg zu einer Sehenswürdigkeit hinaufgetragen habe. Indem sie einen Brief an Frau Dreyfuss geschrieben habe, hat Zahra Khan versucht, sich Unterstützung von Seiten der Politik, die schlussendlich für die Durchsetzung ihrer Rechte verantwortlich gewesen wäre, zu bekommen. Die Schulpsychologin, die den Kontakt zu dem Rektor hergestellt habe, der sich erfreulich offen, für das Experiment, ein schwer mehrfachbeeinträchtigtes Kind aufzunehmen, gezeigt habe, habe ihn mit dieser Unterstützung gerettet, erzählt Müller. Er sei extrem dankbar dafür! Auch habe er Unterstützung durch eine Lehrerin gefunden, die seine Not erkannt und ihm erlaubt habe, in jede ihrer Stunden kommen zu dürfen, wann immer er eine Freistunde gehabt habe.

Hypothese: Die Erbringung von Unterstützungen, die über das Lebensnotwendige hinausgehen, berühren die Herzen der Erzählenden auf eine besondere Weise.

6.2.8 Verständnis

33.3 «Ein gehirngeschädigter Säugling kann nicht darüber nachdenken, weshalb seine Mutter mit ihm nicht zu kommunizieren vermag. Erfährt er von seinen Eltern weder Liebe noch Anregung, ist er aufgeschmissen; dann errichtet die Retardierung uneingeschränkt ihr nerventötendes Regiment.» (Nolan, S. 160f, Z: 35ff.)

Resümee: Manches Mal sei er erstaunt gewesen, erzählte Nolan, wie würdig ihm Menschen begegnet seien. Die Weite ihres Horizonts und ihre Selbstsicherheit sei Trost in einer Welt der Mühsal für ihn gewesen. Zu denen, die weggeschaut hätten habe er gefleht, herzuschauen und das Handicap des Lebens zu erfahren, Tränen der quälenden Frustration zu vergiessen, aber auch ein gesundes Lachen erschallen zu lassen, denn dies besiege den verletzten Stolz des Empfindlichen. Ein besonderes Erlebnis von Verständnis sei gewesen, als eine Stewardess ihm nach einem Flug einen Beutel wunderbares Mittagessen überreicht habe, weil seine Schwester ihr beim Servieren erklärt hatte, dass ihr Bruder vor anderen Leuten nichts zu sich nehme oder als sein Onkel ihm, aus demselben Grund, heimlich eine Flasche Sekt in den Rollstuhl schmuggelte, damit er sie zuhause trinken könne.

Hypothese: Alle Erzählenden sind auf unbedingtes Verständnis durch ihr Umfeld angewiesen. Wird ihnen das nicht zuteil, werden sie sich nicht ihrem Potential entsprechend entwickeln können.

6.2.9 Zuschreibungen

38.1 Peter und Eddie wichen nicht von seiner Seite, aber es gab kindische Gemüter, die sie beide als leichtgläubig einstufen, denn es war doch offenkundig, dass sie es mit einem geistig zurückgebliebenen Jungen zu tun hatten. (Nolan, S. 39, Z: 2ff.)

38.7 Behinderte Menschen müssen immer wieder hören, dass sie nicht zur Welt hätten gebracht werden dürfen. Dies ist eine grosse Gemeinheit, denn wieso sollten sie weniger Recht haben zu leben als andere Menschen! (Nicht Frage- sondern Ausrufzeichen.) (Schär, S. 199, Z: 23ff.)

38.12 Ich spreche aus Erfahrung, auch mir wurde attestiert, es mache keinen Sinn, die Buchstaben mit mir zu üben! Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass ein Mensch in der Lage ist, klar zu denken und so zu empfinden wie andere auch, und dies schlicht nicht zu zeigen vermag. Ähnlich einem Computer, der bei intakter Hardware und Software Gefahr läuft, entsorgt zu werden, da sein Bildschirm defekt ist. (Müller, S. 94, Z:15 ff.)

Resümee: Nolan habe sich oft Debatten über seinen Mangel an Intelligenz anhören müssen. Da die Beurteilenden davon ausgegangen seien, dass er sie nicht verstehen könne, hätten sie sich eine

Lautstärke rausgenommen, als sei er gar nicht anwesend gewesen. Seine Mitlernenden hätten ihm Bezeichnungen wie Psychopath, Geistesgestörter, Spasti, Gehirnamputierter, Schwachsinniger ungehemmt zugeschrieben und sich darüber lustig gemacht, dass der Direktor und das Kollegium offensichtlich auf ihn reingefallen seien. Zum Glück gab es, wenn auch viel seltener, ebenso positive Zuschreibungen. So äusserte sich ein Professor, an einer Autorenwoche folgendermassen zur Person von Nolan: «Poesie findet sich in Leuten, bei denen man es am wenigsten vermutet. Aber wenn wir uns den jungen Mann im Rollstuhl betrachten, sehen wir einen Dichter, einen reinen Dichter vor uns.»

Hypothese: Alle Erzählenden mussten sich damit abfinden, dass sie oft und von vielen Menschen als geistig beeinträchtigt eingestuft wurden. Daran änderten oft auch ihre offensichtlich erbrachten Leistungen nichts.

6.2.10 Medien

- 20.1** Als er seiner Familie besorgte Blicke zuwarf, ging ihm der Affront gegen ihre Privatsphäre erst so richtig auf. Wie sie mit seinen mühsalvollen, kopfnickenden, kreativen, wenn auch stummen Kommunikationsversuchen umgingen, das war ein einziges Ja. Bekümmert suchte er Gehör für seine Herzensbitte - lasst doch nicht zu, dass die Medien ein Monstrum aus mir machen! (Nolan, S. 10, Z: 22ff.)
- 20.6** An die Medien Ich habe ein Recht auf Bildung. Ich will zur Schule. Wieso darf ich nicht? Ich suche nach Antwort. Muss ich sie allein finden? (Schär, S. 288, Z: 22ff.)
- 20.7** Durch den Landessieg beim Geschichtswettbewerb wurden die Aichacher Nachrichten und die Aichacher Zeitung auf mich aufmerksam und veröffentlichten jeweils einen Bericht. Dazu bekam ich die Fragen schon im Vorfeld per E-Mail zugesandt. Somit hatte ich ausreichend Zeit, sie zu beantworten. Die Reporterinnen kamen dann noch zu einem Gespräch und für Fotos vorbei. Auch sie mussten feststellen, dass es gar nicht so leicht ist, mich abzulichten. (Müller, S. 102, Z: 24ff.)

Resümee: Anfangs hätten in die Zeitungen dauernd bombardiert, erzählte Nolan, denn jede hätte die Erste sein wollen, die mit seiner Geschichte aufgewartet sei: wie ein Krüppel dazu kam, es kräftigen Männer nachzutun, besonders auf dem Gebiet unverschämt freimütiger Literatur und ihrer nassforschenden Experten. Die Haltung, die er an Leuten, die ihn befragt hätten, wahrgenommen habe, die doch in erster Linie gewohnt seien, stimmbegabte, kerngesunde Menschen zu interviewen, habe ihn zutiefst gerührt. In den Medien sei die Tatsache seiner Behinderung ausnahmsweise einmal hinter die seiner künstlerischen Leistungen zurückgetreten und diese seien bis ins Kleinste erläutert worden. Die Fragen habe man ihm bereits vorher vorgelegt und es sei für angebracht gehalten worden, sich in den Sendungen selbst seiner schriftlichen Antworten zu bedienen. Zahra Khan hat versucht, über die Medien auf ihr Dilemma aufmerksam zu machen. Auch Brown, McDonald und Müller wurde durch die Medien Aufmerksamkeit für ihre Erfolge zuteil.

Hypothese: Die Medien haben dazu beigetragen, die Erfolge der Erzählenden einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln.

6.3 Beziehungen

6.3.1 Kommunikation

Abgeschnitten von Kommunikation

- 18.1** Ich war einsam, in einer mir eigenen Welt gefangen, unfähig mit anderen in Verbindung zu treten, abgeschnitten, abgesondert von Ihnen, als stünde eine gläserne Wand zwischen meinem und ihrem Dasein, die mich von ihrer

Lebenssphäre und ihren Betätigungen ausschloss. Ich sehnte mich danach, umherzulaufen und mit den anderen zu spielen, aber ich war ausser Stande meine Versklavung abzuschütteln. (Brown, S. 17, Z: 8ff.)

18.31 Wenn ich an die Zeit vor Rosie zurückdenke, wird mir ganz elend. Sie war der erste normale Mensch, der wirklich mit uns sprach - und daran glaubte, dass so schwer Behinderte wie wir sie auch verstanden. (McDonald, S. 40, Z: 20)

18.48 Er orientierte und glückte und bettelte um mehr. (Nolan, S.17, Z: 25)

18.91 Wenn ich etwas wollte, habe ich geheult, aber manchmal wurde ich nicht verstanden. (Schär, S. 175, Z: 2f.)

18.114 Je älter ich wurde, umso ärger wurde es mir, dass man mich nicht verstand, wo ich die anderen doch sehr wohl verstehen konnte. Ich sprach zwar fließend «Raphaelisch», wie Mama es nennt, aber das half mir gar nichts, schließlich existieren keine Wörterbücher für diese exotische Sprache, und das hindert das Verstandenwerden enorm. So blieb mir an manchen Tagen nur noch Gebrüll, um deutlich zu machen, dass etwas nicht stimmte. Doch diese lautstarke Art der Verständigung ist reichlich unspezifisch, so dass meine Eltern, Großeltern und Therapeuten das eigentliche Problem meist nicht erkannten. Mein Frust regelte die Lautstärke entsprechend nach oben. Das wiederum stresste nicht nur meine Eltern, sondern auch die Großeltern zur Genüge, die allesamt um mein Wohlergehen besorgt waren. Ein Circulus vitiosus. Dieser Zustand änderte sich erst, als ich mich schließlich mit sieben Jahren schreibend mitteilen konnte. (Müller, S. 19, Z: 5ff.)

Resümee: "Es war, als lebte ich in Ketten", beschrieb Brown seinen Zustand. Je mehr sein Geist sich entwickelte, um so deutlicher wurde er sich seines Körpers bewusst, so dass schon allein das Wissen um seine Unzulänglichkeit genügte, um ein beinahe körperliches Schmerzgefühl in ihm hervorzurufen. Auch McDonald schrieb im Vorwort zu ihrer Lebensgeschichte, wie furchtbar es sei, "im eigenen Körper gefangen zu sein." Mit 16 Jahren war sie noch unfähig, sich mit Erwachsenen zu verständigen, obwohl sie und weitere Kinder im Heim alles verstanden hätten, was diese gesagt haben, aber niemand habe sie verstanden. Nolan erlebte seinen Körper als einen Käfig, den er als Barriere für seine Kommunikation beschrieb. Zahra Khan hätte sich gerne über Telepathie verständigt, da sie darin ihre einzige Chance sah, selbständig zu kommunizieren. Müller musste es sieben Jahre lang aushalten, zu verstehen, aber selber nicht verstanden zu werden. Nach dem Bericht einer seiner Therapeutinnen verstand er bereits Deutsch, Englisch und Französisch bevor er von irgendjemandem verstanden wurde.

Hypothese: Versiegelte Lippen bei normalen Geisteskräften führten dazu, dass die Erzählenden ihre Kommunikationsbedürfnisse nicht befriedigen konnten. Es muss unvorstellbar hart sein, so zu leben.

Wunsch nach Kommunikation

18.22 Bei meinem Bemühen, mit den Menschen eine natürliche Verbindung aufzunehmen, ist meine grunzende Sprechweise immer eines der grössten Hindernisse gewesen. Sie ist die eine Seite meines Gebrechens gewesen, die mir die bitterste Pein bereitete, denn ohne Sprache ist man praktisch verloren, von den anderen Menschen durch einen Vorhang getrennt, man bleibt zurück mit dem Wunsch, Millionen Dinge zu sagen, und dann kann man gar nicht sagen. (Brown, S.163, Z: 10ff.)

18.37 Als ich noch ganz vom Verkehr mit der Aussenwelt abgeschnitten war, habe ich oft über Verständigungsmöglichkeiten nachgedacht. Es schien mir immer besser, Buchstaben zu benutzen als Symbole oder Wörter. Als Rosie sagte, dass sie mich Bilder oder Symbole lehren wollte, hatte ich Angst, dass es dabei bleiben würde. Ich gab mir so grosse Mühe, weil das meine einzige Möglichkeit war, ihr zu zeigen, dass ich klüger war, als sie dachte. Zum Glück habe ich ein gutes visuelles Gedächtnis und konnte schnell Wörter lernen. (McDonald, S. 82, Z: 21ff.)

18.54 Als Joseph seine Mundsperrre, sein einsames Schweigend schliesslich durchbrach, freute sich Yvonne für ihren Bruder. Sie hatte es nie schwierig gefunden, seine kopfnickende, augenverdrehende Sprache zu verstehen. (Nolan, S. 55, Z: 11ff.)

18.93 Ich habe im Alter von fünf Jahren angefangen, mich mit meiner Mutter zu unterhalten. Erst habe ich das über Zeichen für ja und nein gemacht. Dann bin ich in die Schule gekommen und habe wie ihr schreiben gelernt. (Schär, S. 216, Z: 24ff.)

18.123 Es gibt ein Davor und ein Danach in meinem Leben. Fein säuberlich getrennt durch die Worte «Facilitated Communication» (FC), die so viel bedeuten wie «Gestützte Kommunikation» und die es mir ermöglichen, Ihnen meine Geschichte zu erzählen. Ich bin auf Hilfe angewiesen, so viel wissen Sie nun schon. Nicht ab und an oder für bestimmte, schwierige Handgriffe. Nein, ständig und für Banalitäten, denn mein Körper ist störrisch und widersetzt sich beharrlich meinen Befehlen. An dieser Sturheit vermag das Gestützte Schreiben nun auch nichts zu ändern, doch es bietet mir die Möglichkeit zu fragen, zu bitten und zu erklären – und somit gibt es mir ein Stück Menschenwürde zurück. (Müller, S. 37, Z: 10ff.)

Resümee: Obschon Brown im Alter von fünf Jahren das Schreiben mit seinem linken Fuss erlernt hatte, sehnte er sich immer nach einer Stimme, um Gemütsbewegungen, die seiner Meinung nach durch das geschriebene Wort allein nicht wirklich empfunden werden können, mitzuteilen. Er war davon überzeugt, dass die Schrift die Kluft zwischen zwei menschlichen Wesen nicht so überbrücken könne wie ausgesprochene Worte. Für McDonald war es wichtig, einen Weg zu finden, um den Menschen zu zeigen, dass sie mehr wusste als diese glauben wollten. Sie strebte das Buchstabieren an, wollte sich mit schnellen Verständigungsmöglichkeiten nicht zufriedengeben. Nolan überwand seine Kommunikationsbarrieren, indem er versuchte, seinen Gesichtsmuskeln ein Lächeln im richtigen Moment abzurufen, seine Zähne zu blecken, zu nicken, Augenkontakt aufzunehmen, den Blick seines Gegenübers zu fesseln und auf den Gegenstand seines Interesses zu führen. Um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, konnte er auch wie wild auf der Füssstütze seines Rollstuhls strampeln. Zahra Khan, die mit fünf Jahren begonnen hatte, mit ihrer Umwelt zu kommunizieren, würde gerne alleine kommunizieren können. Müller lebt in dem Bewusstsein, sein Nichtsprechen ebenso wie sein Unvermögen, eine Handlung von sich aus zu beginnen, mit vielen Zeitgenossen zu teilen. Oft hänge es von der Energie seiner Mitmenschen ab, ob er sich loszueisen vermöge, aus seiner so anderen Welt.

Hypothese: Der Wunsch nach Kommunikation ist, wie sollte es auch anders sein, - da es sich dabei ja um ein menschliches Grundbedürfnis handelt -, allen Erzählenden das grösste Begehren.

Erwerb von Kommunikation

18.12 Als ich zum erstenmal gelernt hatte, mit meinen Zehen zu schreiben, war ich fünf Jahre alt gewesen, aber ich hatte beinahe bis zu meinem siebzehnten Lebensjahr warten müssen, ehe mir klar wurde, dass mir das Schreiben den Schlüssel zu einer neuen Lebensform schenken könnte, dass ich mit seiner Hilfe in neue Gedankenbereiche vordringen und mir eine Welt aufbauen könnte, in der es mir möglich sein würde, allein, unabhängig von anderen zu leben. Genau so wie Peter und die anderen ihre Häuser aus Ziegeln aufbauten, konnte ich nun - nicht nur ein Haus - nein, eine ganze Welt konnte ich aufbauen, die mir allein gehörte, keine Welt aus Ziegelsteinen und Mörtel, sondern eine grossartige neue Welt der Begriffe und Gedanken. Von nun an wurde Schreiben das einzige, dem mein ganzes Interesse galt. (Brown, S. 85, Z: 13ff.)

18.48 Es ist ein gewaltiger Sprung vom Fussboden in St. Nicholas bis zur Konversation mit einem Staatsminister - mir fehlt die Strecke dazwischen. (McDonald, S. 245, Z: 9ff.)

18.51 Überglücklich über die Worttropfen, die auf seinen Pfad klatschten, verfiel er in einen Freudentaumel, hatte doch jeder erwartet, dass er stagnieren würde. Wenn er mit Luchsaugen seine Wörter auf weisse Bogen Leben schrieb, hatte er ungläubliche Macht. Seine Hände hingen kraftlos an seinem Körper herab, durch den Stromstösse jagten, und er nickte bloss und nickte und brachte auf seinem sporengeschmückten Schreibalter gefühllos - gedankenverloren sein sprachliches Opfer dar. (Nolan, S. 42, Z: 27ff.)

18.100 Da ich nicht laut reden kann, habe ich eine eigene gestützte Kommunikation herausgefunden. Dabei hält jemand meine Hand und ich kann feine Impulse mit der ganzen Hand geben. So schreibe ich alles auf, was ich mitzuteilen habe. Wenn jemand geübt ist, schreibe ich so schnell wie andere Kinder. (Schär, S. 224, Z: 29ff.)

18.125 Mittlerweile tippe ich meine Texte auf einem iPad. Ich genieße die mögliche Spontanität, während Mama die fehlende USB-Schnittstelle beklagt. (Müller, S. 38, Z: 34ff.)

Resümee: Durch das Schreiben hatte Brown einen Weg gefunden, das seiner Meinung nach grösste Hindernis aus dem Weg zu räumen, das zwischen ihm und anderen Menschen aufgerichtet stand, seine unverständliche Sprache. Trotzdem glaubte er daran, niemals ein vollwertiges, gesundes Leben in der menschlichen Gesellschaft führen zu können, wenn er nicht so sprechen könne, dass andere ihn verstehen. Um dieses Ziel zu erreichen arbeitete er schwer und übte lange. Er wurde tatsächlich so sicher, dass er frei zu sprechen begann und manchmal, nach seinen eigenen Worten, sogar richtig geschwätzig wurde. McDonald erzählte davon, dass die beeinträchtigten Kinder untereinander eine eigene Sprache benutzt hätten, die sie sich selber angeeignet hätten und die durch viel Mimik unterstützt worden sei. Sie mussten Sichtkontakt haben, um untereinander zu kommunizieren und brauchten dazu viel Zeit. Rosemary Crossley erzählte sie nichts von dieser Sprache, weil sie dachte, diese

würde es ihr nicht glauben. Für normale Menschen sei es selbstverständlich, dass jemand, den sie selbst nicht verstünden, auch von niemand anderem verstanden werden könne. Nach ihrer Beschreibung konnte McDonald durch gestütztes Buchstabieren alles mitteilen, was sie wollte, brauchte dazu aber viel Zeit und Kraft. Manchmal gelang es ihr sogar, etwas auszusprechen. Sie meinte dazu, zum willkürlichen Sprechen brauche man eine gute Koordination. Manchmal sage sie etwas, ohne es bewusst zu versuchen, und es komme klarer heraus, als wenn sie sich grosse Mühe gegeben hätte. Sie glaubte daran, dass sie deutlich sprechen könnte, wenn sie sprechen könnte, ohne zu denken. Nolan gelang der Weg zur schriftlichen Kommunikation, indem er die Tasten einer Schreibmaschine mit einem Stab, der auf seiner Stirn befestigt war, bedienen konnte. Um seiner Starrkrämpfe und Verrenkungen Herr zu werden, musste er gestützt werden. Das kostete ihn viel Anstrengung, erfüllte ihn aber mit dem Glücksgefühl, wie alle Anderen jetzt ein Teil ein und derselben Welt zu sein. Er konnte sich aussuchen, wieviel er mitteilen wollte und durfte listig entscheiden, wie viel er verschweigen wollte. Das geschriebene Wort wurde seine Stimme. Zahra Khan sagt aus, dass sie mit einer geübten Stützpersion so schnell schreiben könne, wie andere Kinder. Das Problem beim Schreiben sei oft, dass die Adressaten nicht darauf vertrauen würden, dass sie genug intelligent für ihre Aussagen sei und die geführt geschriebenen Worte nicht ihr Werk seien. Stumm, wie er sei, sagt Müller, bleibe ihm nur die Möglichkeit zu schreiben, und dies auch nur dann, wenn sich jemand erbarme und ihm die Hand stütze. Es sei umständlich, umstritten und erfordere leider mehr Zeit als das gesprochene Wort, aber es sei ein Segen für ihn und viele seiner Leidensgenossen und die betroffenen Familien.

Hypothese: Die Voraussetzungen, um in eine kommunikative Situation zu kommen, hat viel mit dem Gegenüber zu tun. Offenheit, Zeit, Verständnis, Zutrauen, Vertrauen, Phantasie, Hilfestellung und unermüdlicher Einsatz sind optimale Gelingensfaktoren. Kreative Menschen finden früher oder später einen Weg, um in Verständigung miteinander zu kommen.

Schriftliche Kommunikation ist ein Weg, sich und seine Gedanken der Masse zugänglich zu machen und für die Zukunft festhalten zu können. Dazu sind alle Menschen auf Hilfe und Unterstützung angewiesen. Jeder Schreibende musste diese Kulturtechnik einmal erlernen, sie ist weder eine angebotene Fähigkeit noch eine Selbstverständlichkeit. Ausser für Braun war gestützte Kommunikation für alle Erzählenden der einzige Weg, in Kommunikation mit der Öffentlichkeit zu kommen.

6.3.2 Beziehung zur Gesellschaft

5.4 Die Leute blieben manchmal stehen und starrten mich an, wenn meine Brüder mich spazierenfuhren, aber ich machte mir nichts daraus, weil ich keine Ahnung hatte, warum sie mich anstarrten. Vielleicht lauerte versteckt auf dem Grunde meiner Seele eine Ahnung, dass irgendwo etwas nicht stimmte, irgend etwas an mir, was die Leute veranlasste, mich auf so merkwürdige Weise anzusehen, wenn sie vorbeigingen. Aber es war ein unbehaglicher Gedanke, und er erschreckte mich, so dass ich versuchte, ihn von mir zu schieben. Ich wollte nichts weiter als glücklich sein. Und meine Brüder sorgten dafür, dass ich glücklich war. (Brown, S. 41, Z: 1ff.)

5.11 Wir wussten nicht, wie normale Kinder waren, denn wir hatten nie welche gesehen. Worin hatten wir versagt? Unvorstellbar, dass in unseren hässlichen Körpern Geist und Seele wohnen sollten. Entscheidende Merkmale kennzeichneten uns als menschliche Wesen, aber das gab uns nicht das Recht, wie normale Kinder zu leben. Wir fielen ganz aus dem Rahmen der menschlichen Spezies. (McDonald, S.9, 17ff.)

5.33 Obwohl die Zukunft für Säuglinge wie er einer gewesen sei, so vielversprechend wie nie zuvor aussehe, missbillige die Gesellschaft die Vorstellung, dass auch spastische Neugeborene ein Recht auf Leben hätten. Es werde angedroht, Kinder wie ihn abzutreiben, ihre Behinderung schon im Mutterleib ausfindig zu machen, den Mutterschoss zu durchpflügen, ihren Müttern Angst vor ihnen einzujagen und sie dem Tod anheimzugeben, und doch sei der spastische Säugling stets jene Seele, die niemals töten, verstümmeln, der Lüge verfallen oder hasserfüllt gegen Brüderlichkeit sein werde. (Nolan, S. 161, Z: 7ff.)

5.48 Es ist auch nicht einfach, über das Äusserliche hinweg zu sehen. So kann ich es noch verstehen, dass es Leute gibt, die sich an meinem Äusseren stossen. Ich kann nicht verstehen, weshalb manche deshalb nicht mit mir sprechen. Es

gibt doch auch andere, die nicht so hübsch sind. Wäre es möglich, dass ihnen der Gedanke nicht behagt, im eigenen Körper eingeschlossen zu sein? Jetzt glaube ich, die Leute verstanden zu haben! (Schär, S. 275, Z: 26ff.)

5.67 Seid Ihr bereit, noch mal nachzudenken, auch Kranken Gaben zuzusprechen und Mut und Freude an diesem Leben? Es kann durchaus Gesundheit im Kranksein geben, und einen festen Glauben und treuen Charakter kann niemand einem nehmen. (Müller, S. 127, Z: 5ff.)

Resümee: Brown gibt an, dass er immer wieder die Gesichter von Passanten angegafft habe, um aus ihrem Blick herauszulesen, ob sie etwas Absonderliches an ihm wahrgenommen hätten. Wenn ein Fremder vorbeigekommen sei, habe er jedes Mal sein Gesicht versteckt, aber es habe sich nicht vermeiden lassen, dass er immer wieder sah, wie sie ihm zuerst ins Gesicht und dann auf die Hände geblickt hätten. Beim Weitergehen hätten sie dann bedeutungsvoll den Kopf geschüttelt, wenn sie, mit wem es auch immer gewesen sei, die Strasse hinaufgegangen seien und immer wieder zu ihm zurückgeblickt hätten, bis sie nicht mehr zu sehen gewesen seien. Blicke des Mitleids ihm gegenüber habe er als besonders bitter und vernichtend erlebt. Er hätte sich an ihrer Stelle die stärkende Kraft, die nur echte menschliche Zuneigung dem schwächsten Herzen zu schenken vermag, gewünscht. Er habe sich beim Anblick von allem was er um sich herum als normal und vollkommen empfand, elend, betrübt und zurückgesetzt gefühlt und einen Groll gegenüber der Welt gehegt. Er habe sich gefragt, warum man ihm dieselben Gefühle, dieselben Bedürfnisse und dasselbe Empfindungsvermögen wie anderen Menschen gegeben habe, dazu aber einen praktisch zur Untätigkeit verdamnten Körper, der ihn nicht nur des Rechts beraubte, ein normales Leben zu führen, sondern ihn darüber hinaus schon beim Anblick seiner selbst ganz krank mache? Im Nachhinein verglich Brown sich mit einem Höhlenmenschen, der jahrelang in die Dunkelheit und Enge seiner eigenen beschränkten Behausung eingeschlossen gewesen sei, um dann plötzlich in die weite, überquellende Welt hinausgestossen zu werden, deren Wirklichkeit er in ihrem vollen Umfang nur schwer erfassen konnte. McDonald schildert, wie sie an ihrem ersten Wochenende draussen überwältigt gewesen sei! Sie habe sich nicht an Geschäfte und an Geld erinnern können. Sie habe noch nie einen Laden betreten. Regale voller Esswaren habe sie zwar im Fernsehen gesehen, aber sie habe gedacht, das sei nur Reklame. Sie hätte nicht im Traum geglaubt, dass es so etwas wirklich gebe. Sie sei sehr erstaunt gewesen, dass die Leute die Lebensmittel in den Geschäften nicht einfach genommen und gegessen hätten. Hätte sie sich die Sachen aus den Regalen angeln können, hätte sie das sicher getan. Sie konnte auch nicht begreifen, wie die Menschen bei einem so grossen Angebot überhaupt je wussten, was sie haben wollen. Nach ihrem Umzug von St. Nicholas an einen normalen Haushalt habe sie zum ersten Mal gemerkt, wie wenig sie über das wirkliche Leben gewusst habe. Was ihre Integration in die Gesellschaft betrifft, schreibt sie folgenden Satz: «Von mir wird erwartet, dass ich mich entweder wie ein Tier oder wie ein Botschafter benehme. Bei einer normalen Rollenverteilung würde ich einfach eine Jugendliche spielen.» Nolan sinnierte darüber nach, weshalb die Gesellschaft das verkrüppelte Kind fürchte, weshalb sie das unversehrte bejuble und frohlocke über den, der später einmal zum Henker taugen möge. Es sei ihm aufgefallen, wie schweigsam die Leute beim Anblick ihrer leidenden Mitmenschen würden. Er berichtet, den Kleinkrieg zwischen einem verkrüppelten, geistig gesunden Jungen und einer normalen, feindlichen, insgeheim brutalen, wenn auch mitunter barmherzigen Welt aufgenommen zu haben, indem er folgende Ansage gemacht habe: «Akzeptiert mich so, wie ich bin, dann akzeptiere ich euch so, wie ihr akzeptiert werdet.» Er habe sich in der Welt der Gesunden als Zuschauer gefühlt. Freilich habe er sich danach gesehnt, mit den jungen Gesunden in Berührung zu kommen, doch wenn er an

seine Schwierigkeiten gedacht habe, habe er um seine Chancen gebangt. Nachdem das geschriebene Wort seine Stimme geworden sei, sei er wie alle anderen ein Teil derselben Welt geworden. Entwöhnt durch Schläge, die auf seine gebrabbelten Schreie herniedergeprasselt seien, habe er die Geschichte seines Überlebens in einer fremden, stummen, starrkrampfbefallenen Welt niedergeschrieben. Zahra Khan betonte, dass es sie traurig mache, dass viele Leute denken, sie würde nicht verstehen. Traurig mache sie auch, wie die Leute sie auf der Strasse anstarren und für blöde halten würden. Sie finde es schlecht, dass viele Menschen nicht verstünden, dass sie ein normaler Mensch sei. Beeinträchtigte Menschen müssten immer wieder hören, dass sie nicht zur Welt hätten gebracht werden dürfen, regt sich Zahra auf und empfindet das als grosse Gemeinheit. Denn wieso sollten Beeinträchtigte weniger Recht haben zu leben als andere Menschen, fragte sie sich. Wenn sie nicht die gleichen Rechte hätten wie die anderen Menschen, müssten sie nicht Verantwortung übernehmen für diese Welt und würden nur passiv mitgezogen werden im Alltag. Zahra befürchtete, dass dies leider wirklich vielen Leuten einfacher und billiger zu sein scheine, als den beeinträchtigten Menschen Verantwortung zu überlassen. Für Müller sei es ein überwältigendes Glücksgefühl gewesen, als er zum ersten Mal erlebt habe, dass es endlich Menschen außerhalb seiner Familie gab, die ihm etwas zugetraut hätten, die nicht nur einen Schwerbeeinträchtigten, einen dummen Krüppel in ihm gesehen hätten. Er ist davon überzeugt, dass jegliche Form der Ausgrenzung Beeinträchtigter die Gesellschaft beraube, die soziale Kompetenz schmälere und Schule auf das Minimum der Leistungserbringung reduziere. Nur wenn schon im Kindesalter Toleranz gefördert und ein normaler Umgang miteinander erlernt würde, habe unsere Gesellschaft die Chance, besser zu werden, und davon würden alle profitieren: die Migranten ebenso wie Beeinträchtigte, die Alleinerziehenden, die Reichen und die Armen, Gesunde und Kranke. Schubladen sei er leid. Immer wieder kämpfe er dagegen an, in eine solche verbannt zu werden, ungeachtet der Tatsache, dass er in kein solches "Gemäss" hineinpasste, zumal er sich weder verbiegen könne noch wolle. Schubladen seien für alle Menschen denkbar ungeeignet, und es erschrecke ihn immer wieder, dass Menschen in solche "sortiert" würden. Das Nichtbeachten der Behinderung durch Stephen Hawking verdiene seinen höchsten Respekt. Denn nicht die Defizite würden einen Menschen ausmachen, sondern wie er damit umgehe und was er aus seinem Leben mache. Er gibt an, dass er gerne Brücken bauen möchte zwischen seiner Welt und der unsrigen. Es sei sicherlich eine Bereicherung für beide Seiten und unsere Gesellschaft, wenn wir lernen würden, auch durch das jeweils andere Fenster zu blicken und unserer Wahrnehmung ein weiteres Puzzlestück hinzufügen würden.

Hypothese: Besonders beeinträchtigte Kinder leiden unter der Reaktion einer unsensiblen Gesellschaft auf ihre Erscheinung. Alle Erzählenden teilen die Welt in zwei Lager ein: Ihre Welt, in die sie hineingeboren wurden und unsere Welt, in der sie sich einen Platz erobern müssen. Sie registrieren, dass ihnen in praktischen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens oft ein Recht auf ein gleichwertiges Leben, Denken, Fühlen und Handeln abgesprochen wird.

6.3.3 Beziehung zu Gott

4.3 Am schlimmsten von allem war die allmählich aufsteigende Empfindung, dass sich hinter meinem Elend etwas ganz Albernes, etwas Grausames und Sinnloses verbarg. Wenn ich überhaupt an Gott dachte, so nur mit einem Gefühl von Groll. Ich betete jeden Abend mit den anderen zusammen, aber ich tat es ganz automatisch, ohne einen Gedanken oder echtes Empfinden in die gesprochenen Worte hineinzulegen. Sogar Gott schien mir zu entgleiten als ich älter wurde. (Brown, S. 92f., Z: 32ff.)

- 4.8 Bei Stephens Tod verlor ich meinen Glauben an Gott. Bis dahin hatte ich an einen fürsorglichen Gott glauben wollen, der sogar Menschen wie uns liebte. Aber niemand, der Stephen liebte, hätte ihn als Gefangenen seines eigenen Körpers und der Health Commission sterben lassen. (McDonald, S. 244, Z: 7ff.)
- 4.13 Wie gewohnt schwamm Joseph sich von seinem strangulierten Körper frei. Er spürte, wie die in ihn eingesenkte Gewissheit Christi seine Seele besänftigte und ihn mahnte: «Was fürchtest du dich? Sieht doch, wie der Geist sich ergiesst!» (Nolan, S. 111, Z: 30ff.)
- 4.32 Wir gehen nicht in die Kirche, aber wir glauben an Gott. (Schär, S. 174, Z: 2ff.)
- 4.48 Vielleicht ahnen Sie es: Der Glaube an Jesus ist das, was mich hält mitten im Sturm. Er ist die Quelle meiner Hoffnung zu Beginn des Tunnels und der belohnende Lichtstrahl an dessen Ende. Ich wüsste nicht, wie ich die Einsamkeit in all dem Trubel ertragen sollte, wenn ich die Gemeinschaft mit Gott missen müsste. Denn nur wenige trauen sich, Freundschaft zu schließen mit einem Exoten wie mir, und menschliche Zuneigung hat nicht immer Bestand. (Müller, S. 138f., Z: 3ff.)

Resümee: Vor Gott seien alle Menschen gleich, wird in den Kulturen und Religionen aller Erzählenden gelehrt. Sowohl Brown als auch Nolan und Müller pflegten einen intensiven Austausch mit ihrem Schöpfer. Dabei wurden, "von Stummen an einen Stummen", Fragen gestellt, Vorwürfe gemacht, Sinn angezweifelt und Dankesbezeugungen ausgesprochen. Browns Glaube drohte in Bitterkeit und Enttäuschung zu ersticken, sei aber wieder aufgerichtet worden, als ein, -von ihm als ein Wunder empfundenes -, Zusammentreffen von Umständen, seiner Vergangenheit Bedeutung und seiner Zukunft eine Verheissung verliehen habe.

Hypothese: Was die Gestaltung ihrer Beziehung zu einer höheren Macht betrifft, gibt es keinen Unterschied zwischen den Menschen.

6.3.4 Partizipation

- 21.6 Sie nahmen mich überall mit hin, sogar jedes Wochenende in unser Kino. Beim Hineingehen sass ich hoch oben auf dem Rücken meines grossen Bruders Jim. Ich bemerkte, wie die anderen Kinder mich anstarrten und wie Jim zu ihnen sagte: «Glotzt nicht so!», aber ich dachte nicht weiter darüber nach, weil ich nicht einsehen konnte, warum ich nicht hoch oben auf dem Rücken meines Bruders sitzen sollte. Immer, soweit ich mich erinnern konnte, war ich auf dem Rücken von irgend jemandem einhergegangen. Ich wusste nicht warum. (Brown, S. 39, Z: 18ff.)
- 21.19 Ich freute mich riesig, als ich endlich auch ohne Chris und Rosie eingeladen wurde. Da fühlte ich mich nicht länger als Anhängsel, sondern als eigenständige Person. Als ich eines Abends mit Chris und Rosie in einem französischen Restaurant speiste und Dr. Lipton am Nachbartisch sitzen sah, wurde mir klar, wie sehr mein Leben sich verändert hatte. (McDonald, S. 238, Z: 10ff.)
- 21.23 Integration muss gelebt werden, wenn wir es wichtig finden. Integration ist eine Grundhaltung fürs Leben. Es bedeutet, dass wir einander lieben und annehmen, wie wir sind. Alle sind wertvoll und wichtig für die Gesellschaft. Miteinander sind wir eine vielschichtige und menschenfreundliche Welt und geniessen unser Zusammenleben miteinander in vielfältigen Formen. (Schär, S. 200, Z: 18ff.)
- 21.35 Inklusion ist ein Thema, das mich nicht loslässt. Es ist ein Thema, für das es sich zu kämpfen lohnt! Schon in der ersten Klasse formulierte ich es deutlich: «Ich will nicht in einem Ghetto leben!» Nicht weil die Fördereinrichtungen ihre Sache schlecht machen, sondern weil jede Aussonderung einer Diskriminierung gleicht. Exklusion wird in unserer Gesellschaft weit stärker gelebt und umgesetzt als die Inklusion. Man sortiert fein säuberlich: die Kranken ins Krankenhaus, die Alten ins Altersheim, die Komischen in die Psychiatrie, die Kinder in den Kindergarten, die Behinderten in die Fördereinrichtungen ... Die Liste ließe sich noch weiter fortführen. In der Folge entstehen Ratlosigkeit und Hilflosigkeit im Umgang miteinander, und das auf beiden Seiten. Es ist kaum möglich, einen natürlichen Umgang miteinander zu erlernen, und wenn man dann doch einmal aufeinandertrifft, so fühlt es sich für alle verkrampft und stressig an. Das raubt unserer Gesellschaft viel, wie ich meine, denn jeder kann sein Puzzlestück dazu beitragen. (Müller, S. 59f., Z: 25ff.)

Resümee: Im Alter von sieben Jahren fing Brown an, sich mit Hilfe seiner Brüder anderen Kindern seines Alters anzuschliessen, mit denen er viel Spass getrieben, die schönsten Jahre seines Lebens und viele Abenteuer erlebt habe. McDonald sei beeindruckt gewesen, wie sehr sich Freunde von Chris und Rosie bemüht hätten, dass sie sich willkommen gefühlt habe. Integration heisse für Zahra Khan, teilnehmen am wirklichen Leben. Sie beschreibt sich und ihre Mutter als Kämpferinnen für die Integration von Beeinträchtigten in der Welt der sogenannten Nichtbeeinträchtigten. Manchmal hätten sie ans Aufgeben und Auswandern gedacht, denn in anderen Ländern sei die Integration weiter als in der Schweiz. Müller habe sich ausgegrenzt gefühlt, weil ein Lehrer ihm eine gelungene Arbeit nicht

zugetraut habe. Darunter habe auch der Kontakt zu den Mitschülern gelitten. Er zitiert in seinem Buch Stephen Hawking, der schon 1990 in einer Rede gesagt haben soll:

Es ist unglaublich wichtig, dass man behinderten Kindern ermöglicht, mit anderen gleichaltrigen Kindern zusammen zu sein. Das ist entscheidend für ihr Selbstgefühl. Wie kann man sich als Mitglied der menschlichen Rasse fühlen, wenn man bereits im frühen Alter von ihr getrennt wird? Das ist eine Form der Apartheid. (Ferguson, 2000)

Hypothese: Während Brown von Exklusion und McDonald von Separation betroffen waren, kämpfte Zahra Khan für die Integration und Müller forderte die Inklusion von Menschen mit besonderen Bedürfnissen. Bei Nolan wurde Partizipation gelebt und war daher kein explizit angesprochenes Thema.

6.3.5 Freundschaft

12.2 Ein schmerzhafter Stich durchfuhr mein Gemüt, als ich erkannte, dass all die freundschaftlichen Bande, die ich in meiner Kindheit geknüpft hatte, nun zerstört waren, weil sich infolge des Erwachsenseins ein Abgrund aufgetan hatte zwischen mir und den Knaben, mit denen ich einst als Kind gespielt hatte. Eigentlich hätte ich, als ich älter wurde, eine vernünftige Einstellung zu meinem Leiden finden müssen, aber nun schien es so, als würde ich nur immer noch gequälter und verbitterter. (Brown, S. 87, Z: 26ff.)

12.5 In St. Nicholas war es riskant, Freundschaften einzugehen, weil man nie wieder seine alte Station besuchen durfte, wenn man einmal verlegt worden war. Die Kinder wurden nach den Bedürfnissen des Personals auf die Stationen verteilt, und so konnte eine Freundschaft durch einen einzigen Federstrich für immer zerstört werden. (McDonald, S. 41, Z: 30)

12.25 Die Dreistigkeit der Jungen schenkte Josephs Gliedern einen Hauch von Normalität. Die Frechheit der Mädchen erfüllte diese Normalität mit glücklichem Lachen. Und indem die Mount Temple School seiner Gefühllosigkeit mit Verständnis begegnete, webte sie seinem einsamen Arazzoteppich ein zartes Muster ein. Das Leben des Joseph Meehan richtete verheerenden Schaden an, doch die Brüderlichkeit seiner Freunde verschaffte ihm Trost. (Nolan, S. 194, Z: 17ff.)

12.31 Es ist in meiner Situation nicht leicht, Freundschaften zu schliessen, weil ich nicht auf die Menschen zugehen kann. So kann ich ja gar nicht mit jemandem reden und nach Hause gehen. Der Kontakt ist darum sehr schwierig und kompliziert. Das ist für mich sehr traurig, weil ich gerne viele Freunde haben möchte. Ich möchte mit meinen Freunden gerne ins Kino gehen und Musik hören. (Schär, S. 220, Z: 9ff.)

12.38 Freundschaft ist etwas sehr Kostbares. Für mich erst recht, da sie so rar ist. Selten, aber gelegentlich doch bekomme ich Besuch von Klassenkameraden, dann spielen wir Uno oder «Wer wird Millionär?», hören Musik und unterhalten uns. Manchmal, besonders an meinem Geburtstag, gehen wir auch ins Kino. Ich liebe Filme, die zugleich tiefgründig und lustig oder spannend sind. (Müller, S. 66, Z: 3ff.)

Resümee: Sheila, die wie ein Spiegel gewesen sei, in dem er sich endlich unverhüllt habe sehen können, sei letzten Endes Browns bester Freund gewesen. Indem sie versuchten, in Nolans Haut zu schlüpfen und über seine Gebrechen fluchten, hätten seine Freunde ihm Trost gespendet und lebenswichtige Jeansfreundschaften gestiftet. Nachdem McDonald das Heim verlassen hatte, habe sie die anderen Kinder, die sie dort immer um sich gehabt habe, sehr vermisst. Sie habe sich an das normale System gewöhnen müssen, wo man seine Freunde nur in Abständen von Tagen oder auch Monaten sehe. Er habe einen Halt im Leben gesucht, verbreitete Nolan und seinen Freunden das ihre schwer gemacht. Er habe sie aufgefordert, für ihn zu sprechen, sich hierhin und dorthin rollen lassen, die Nase putzen oder den Mund abwischen lassen und auch seine Zähne auseinanderzwingen, wenn sie wie ein Schraubstock geklemmt hätten. Nachdem sie aus seiner Art, sich zu verständigen, erst einmal schlau geworden seien, hätten sie ihn mit Gaudi und Kameraderie umgeben, wo Alleinsein ihn zur Einsamkeit verdammt hätte. Sie sei offen für neue Freundschaften, erzählte Zahra Khan, doch Kontakt aufzunehmen sei für sie schwer. In ihren Schulklassen habe sie keine guten Freunde gefunden. In den Pausen hätte sie lieber mit anderen Schülern geredet als nur am Rand zu sitzen und zuzuschauen, wie sie nachgemacht worden sei. Das Ziel solle nicht sein, alle gleichzumachen, ergänzt

Müller, sondern das Besondere im Anderen zu erkennen und sich gegenseitig zu stützen und zu ergänzen.

Hypothese: Freundschaften zu schliessen stellt für die Erzählenden eine ungeheure Herausforderung dar und kann nur gelingen, wenn das Gegenüber offen und interessiert ist. Es wird auch Vermittlung benötigt, um überhaupt mit anderen Menschen zusammenzukommen.

6.3.6 Leidensgenossen und Leidensgenossinnen

19.3 Anstatt Mitleid begann die Empfindung einer Seelenverwandtschaft in mir aufzusteigen, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit jenen Kindern, es gab ein Bindeglied, das mich in die Lage versetzte, die wahre Persönlichkeit, die hinter den grotesk arbeitenden Gesichtern und den angespannten, steifen Gliedern lebte, zu sehen und zu fühlen; eine Art brüderlichen Einvernehmens liess mich weiter sehen, hinter verzerrten Muskeln und Knochen erblickte ich die Gefangenen Seelen, die in ihrem Inneren wohnten. Ich erkannte, dass ich nicht der einzige war, der hinter Gefängnismauern eingekerkert lebte. (Brown, S. 131, Z: 24ff.)

19.12 Ich bin draussen, aber ich kann keinen Augenblick vergessen, dass andere warten. Lesley Weddingham starb 1982, Mark Corkhill starb 1983. St. Nicholas wurde bis heute nicht geschlossen. Alles, was ich getan habe, zeigt nur den Unterschied zwischen meinen Möglichkeiten und denen der Überlebenden. (McDonald, S. 244, Z: 19ff.)

19.16 Auf den Friedhöfen lagen die entzweigebrochenen Knochen seiner gelähmten, verkrüppelten Brüder; sie hatten sich durch ein inhaltsleeres Leben gegackert und gebrabbelt; eigentlich waren sie schon bei ihrer Geburt gestorben, sie verlangten nichts ausser Zuwendung und Liebe. Jetzt verhalf er ihnen zur Auferstehung und lehrte ihre Gebeine, die so lange geruht hatten, mit ihm zu gehen und Zeugnis davon abzulegen, dass sie von irgendwelchen Besserwissern in die Verbannung gestossen worden waren. (Nolan, S. 41, Z: 24ff.)

19.23 Ich möchte den behinderten Kindern in anderen Ländern helfen. (Schär, S. 282, Z: 29f.)

19.26 Auch ich möchte Positives bewirken. Mein Schicksal soll mehr bewirken als mir Schmerz bereiten. Es soll Sinn machen und anderen Betroffenen den Weg ebnen!... (Müller, S.147, Z: 3ff.)

Resümee: Erst als Brown mit Menschen konfrontiert wurde, die Leid zu ertragen hatten, habe er begonnen, die Welt, die ausserhalb seines Schneckenhauses gelegen habe, zu sehen. Es schien ihm, als sei er die ganze Zeit blind gewesen und erst jetzt die Mühsale von anderen, - deren Bürde so gross war, dass die seine im Vergleich dazu nicht zu sein schien -, mit eigenen Augen sehe und mit seinem Herzen wirklich fühle. Er hätte sie leicht bemitleiden können, aber er habe es nicht getan, denn er habe sich daran erinnert, wie tief ein mitleidiger Blick ihn einst verletzt habe. McDonald habe versucht, den anderen Kindern etwas von dem beizubringen, was sie von Rosie gelernt habe. Ihre Unfähigkeit, den Kindern im Heim zu helfen, - sie durfte diese nach ihrem Austritt aus St. Nicholas eine Zeitlang nicht besuchen -, habe sie sehr unglücklich gemacht. Sie habe sich gefühlt, als hätte sie ihre Leidensgenossen im Stich gelassen. Nolan schrieb immer wieder darüber, wie er an seine verkrüppelten Brüder, die vor ihm gewesen waren und bislang wie Hamel am Kreuz verschieden seien, gedacht habe. In Hinterzimmern seien sie verwahrt worden, verdreht, vernachlässigt mit finsternen Blicken bedacht. Er stellte sich die Frage, wie viele von ihnen einen hitzigen Verstand gehabt hätten. Der Gedanke, dass sie nie die Gelegenheit gehabt hätten, etwas derart Schönes wie er zu erleben, habe ihn geschmerzt. Wenn er die Gänge der Universität entlang gerollt sei, hätte er sich wahrhaft glücklich geschätzt, dass man ihm gestattet habe, seinen Verstand in einer ehrwürdigen akademischen Institution zu schulen. Er habe sich vorgenommen, die Saga hilfloser, von der Gesellschaft verworfener, in der Schwebe gelassener Krüppel, die im Grunde nur apathisch darauf warten würden, völlig in Vergessenheit zu geraten, neu zu schreiben. Gestützte Kommunikation sei umständlich, umstritten und erfordere leider mehr Zeit als das gesprochene Wort, äusserte sich Müller, aber es sei ein Segen für ihn und viele seiner Leidensgenossen und die betroffenen Familien.

Hypothese: Die Erzählenden erleben eine Seelenverwandtschaft mit ihren Schicksalsgefährten und -gefährtingen und möchten, durch ihre Erlebnisse und Erfahrungen, deren Leben positiv beeinflussen.

6.3.7 Respekt

- 23.1 Er liest die Luft aus beiden Reifen an Josephs Rollstuhl heraus. Der konnte ihn bei der Lehrerin ja doch nicht verpetzen! (Nolan, S.19, Z: 30f.)
- 23.4 Man muss die Köpfe anderer Menschen unbedingt respektieren. Auch mein eigener Kopf muss respektiert werden. Die Gedanken der anderen sind für mich tabu. Jeder darf denken, was er will. Ich darf die Telepathie nicht missbrauchen, um anderen Schaden zuzufügen. Ich will niemanden mit Hass Schaden zufügen. (Schär, S. 273, Z: 21ff.)
- 23.5 «Die Würde des Menschen ist unantastbar», so unser Grundgesetz. Leider wird allzu häufig bewusst oder unbewusst gegen dieses Gesetz verstoßen. (Müller, S. 93, Z: 1ff.)

Resümee: Zahra Khan fragt sich, wo der Respekt der Versicherungen gegenüber ihrer Mutter bleibe. Diese hätten für ein Heim das Doppelte von dem, was sie ihr jetzt zahlen würden, entrichten müssen und seien trotzdem nicht bereit gewesen, ihr einen Lohn zu bezahlen. Sie selber würde sowohl ihrer Mutter als auch ihren Assistentinnen, aus Respekt vor deren Arbeit, gerne einen angemessenen Lohn ausbezahlen können. Die Würde des Menschen, die Müller anspricht, heisst nichts anderes, als ihnen Respekt entgegenzubringen.

Hypothese: Vor allem kompetente Personen, die sich in den erbrachten Leistungen der Erzählenden auskennen, zollen diesen grossen Respekt dafür. Die Einstellung, dass die beeinträchtigten Erzähler eh nichts verstehen und weitererzählen können oder dass sie sich kaum erfolgreich wehren können, führt wohl dazu, dass ihnen häufig nicht die Achtung entgegengebracht wird, die sich in zwischenmenschlichen Beziehungen eigentlich allemal gehört.

6.3.8 Vertrauen

- 34.3 Der behinderte Junge tippte seine Befunde mehr schlecht als recht, doch das Vertrauen seines Professors in seinen aufgeschlossenen Geist liess nicht nach. Einfühlsam las er zwischen den spärlichen Zeilen und vermochte Josephs schweissgetränkter Sprache genügend Sinn abzugewinnen. (Nolan, S. 211, Z: 23ff.)
- 34.6 SOS, suche oberdringend verständnisvolle Begleitung in die Schule, Hände, die mich stützen (FC), eine freundliche Stimme, die für mich einspringt, jemand, der mir mehr zutraut, jemand, der keine Angst vorm Lernen hat und mir meine nimmt, eine Person mit einem grossen Herzen für autistische Wesen wie mich, jemand, der mir vertraut und dem ich vertrauen kann.» (Müller, S. 57, Z: 19ff.)

Resümee: Ein gehirngeschädigter Säugling sei aufgeschmissen, wenn seine Eltern ihm kein Vertrauen entgegenbringen würden, erzählte Nolan. Was seine Erfahrungen in der Schule betrifft, habe es ihn getröstet, dass ein Kollegium als Kollektiv einem Schüler durchaus das Vertrauen aussprechen könne, ein Mann mit Überzeugungen gegen jede bessere Einsicht allerdings von seiner Haltung nicht abzubringen sei. Müller berichtet, wie er sich schon als Kleinkind, - zum Leidwesen seiner Mutter -, nicht habe dazu durchringen können, seine Fähigkeiten denjenigen zu beweisen, die zuvor an ihm gezweifelt hätten. Das sei so bei ihm. Wer ihm vertraue, erhalte jede Menge Beweise, wer nicht, der eben nicht.

Er erzählte auch, dass er nicht mit Jedem habe schreiben können oder wollen, besonders nicht mit Stützenden, die ihn auf die Probe gestellt und kein Vertrauen in ihn gehabt hätten. Dahingehend haben sich auch McDonald und Zahra Khan geäussert. Das sei reichlich unklug gewesen und habe die Dinge unnötig verkompliziert, denn durch dieses Verhalten seien die Zweifler in ihrer Sichtweise bestätigt worden, was den Erzählenden im Nachhinein klar geworden sei. Das im Rahmen unter 36.4 abgedruckte Textbeispiel habe Müller für eine Zeitungsannonce so formuliert.

Hypothese: Den Erzählenden nichts zuzutrauen bedeutet, sie auszugrenzen und ihnen offene Feindschaft entgegenzubringen. Dagegen können diese sich kaum wehren und sind auf Menschen angewiesen, die einen Gegenpol zu derartigen Verhaltensweisen bilden.

6.4 Sinnesempfindungen

6.4.1 Gefühle

13.4 Ich vermochte das nicht zu ergründen. Ich war nicht einmal imstande, einen klaren Gedanken zu fassen. Ich konnte es nur fühlen, konnte es nur tief in meinem innersten Herzen spüren wie eine dünne scharfe Nadel, die sich ihren Weg durch alle Vorstellungen und Träume meiner kindlichen Seele brannte, bis sie die Träume schliesslich alle in Fetzen riss und die Seele nackt liegen liess, machtlos der unumstösslichen Wahrheit gegenübergestellt, dass ich ein Krüppel war. (Brown, S. 51, Z: 8ff.)

13.54 Mich lockte der Tod nie, denn ich wollte Rache. Heute scheint mir das nicht mehr wichtig. Was zählt, ist, andere Kinder vor dem zu bewahren, was wir durchmachen mussten. Es gab eine Zeit, da war Hass mein stärkstes Gefühl, und Hass macht einen stark. Zärtliche Gefühle machen einen gefährlich schwach. Unversöhnlicher Hass auf die ganze Welt verzerrte jahrelang meine Beziehungen zu anderen Menschen - Hass auf eine Welt, die behinderte Kinder auf Müllhalden wie St. Nicholas warf. (McDonald, S. 31, Z: 28)

13.66 Mutlos angesichts seiner verkrüppelten Freiheit, riss er sich zusammen, so gut er konnte. Einmal, ein einziges Mal weinte er, als er die grässliche Hoffnungslosigkeit seine Lage erkannte. Nora verhässchelte ihn nie. Sie ahnte, wie schwierig ihr Leben werden würde, aber sie richtete ihn auf und machte ihm Hoffnung, wo es gar keinen Grund zur Hoffnung gab. Sie empfand seine Frustration und sah ihm schweigend zu. Sein erzwungenes Säuglingsdasein liess aus den Tiefen seines gebrochenen Herzens Tränen in seine Augen treten. Er war erst drei Jahre alt und vergoss die Tränen eines traurigen Mannes. Alle Dämme brachen und die Tränen liefen ihm über die Wangen. Besser heraus damit, dachte seine Mutter bei sich, als dass er seinen Schmerz unterdrückt und die Wunde in alle Zukunft schwären lässt. (Nolan, S. 56f, Z: 27ff.)

13.84 Traurig macht mich, dass viele Leute denken, dass ich nicht verstehe, dass ich keine Freundin habe. Traurig macht mich auch, wie die Leute mich auf der Strasse anstarren und für blöd halten. Glücklich macht mich, dass ich eine Wolfsmutter habe und dass ich in die Schule gehen kann. Mit Smily spazieren gehen. (Schär, S. 148, Z: 14ff.)

13.113 Das bastardartige Gefühl des Ausgestossenseins, welches viele Behinderte und auch anderweitig Leidgeprüfte ertragen müssen, ist häufig kaum auszuhalten, geht mitunter an die Substanz, ist bisweilen katastrophal! So mancher findet sich am Rande des Abgrunds wieder, der Verzweiflung nahe, und der fassungslose Verstand treibt sich selbst in den Wahn. War das Gottes Plan? Was bezweckt er mit solch «nutzlosem Leben»? Warum hat er es uns gegeben und dabei doch die Chance auf Normalität versagt? Hört er es, wenn man sich beklagt? Warum wird Erleichterung vertagt? Birgt das Leiden einen Sinn? Bringt es am Ende doch Gewinn? (Müller, S. 124f., Z: 27ff.)

Resümee: Braun erzählte, dass er sich erst im Alter von zehn Jahren seiner selbst bewusst geworden sei. Damit habe seine glückliche Kindheit im Kreise seiner Brüder ein jähes Ende genommen. Er habe den Boden unter den Füßen verloren und begonnen, den Anblick seiner Hände, seines wackelnden Kopfes mit dem schief herunterhängenden Mund im Spiegel zu hassen und zu fürchten. Er war zu tiefst erschrocken über das, was er sah, denn er hatte niemals daran gedacht, dass er so aussehen könnte. Die Blicke der Menschen auf den Strassen, die er vorher nur unbewusst wahrgenommen habe, seien ihm jetzt durch und durch gegangen. Er habe begonnen, sich immer tiefer und tiefer in sich selber zu versenken, sei fast immer traurig, niedergeschlagen und verschlossen gewesen. Ihm sei so gewesen, als bewege er sich nur in einer Grube, immer dasselbe denkend, dasselbe fühlend, dasselbe fürchtend. Diese Trübsal wurde während der nächsten zehn Jahre, nur zeitweilig durch Ablenkungen wie das Malen, die Musik oder Literatur unterbrochen. Seinen wirklichen Frieden habe er erst nach dem Erscheinen seiner Autobiografie gefunden, mit der es ihm gelungen sei, viele Menschen in ihrem Innersten anzusprechen und für die er viel Beifall erhalten habe. Eingesperrt in einer Anstalt für geistig schwer Beeinträchtigte zu leben, berichtete McDonald, nehme einem jede Hoffnung. Ihr Schweigen, das als Anzeichen für ein glückliches Kind gegolten habe, sei nicht nur Gold, sondern voller Hass und Traurigkeit gewesen. Die Hoffnung, dass sie irgendwann wieder nach Hause kämen,

vielleicht ja sogar geheilt würden, hätten sie, naiv wie sie gewesen seien, in ihrem Innern bewahrt. Es habe, neben den verhassten, auch Schwestern gegeben, die sie bewundert habe für ihren liebevollen Umgang mit den vielen Kindern. Von einer Schwester sagte McDonald aus, dass sie sie sogar gerne gehabt habe, weil sie die Kinder immer gut behandelt habe, egal ob sie darauf reagiert hätten oder nicht. Nolan kannte das Gefühl, sich als Abgelehnter vor Schmerz zu winden, wie auch dasjenige, in der Atmosphäre von Bejahung zu schwelgen. Er beschrieb, wie er sich dem Wunsch seiner Widersacher entzogen habe, seine Gefühle zu verletzen, und stattdessen ein Rückgrat aus Eisen entwickelt habe, gekoppelt mit dem vulkanischen Verlangen, in der Mitteilung seiner Überzeugungen und Gewissheiten geschickter zu werden. Nolan beweinte seine Lage nie, aber als er mit ansehen musste, wie Jungen sich mit Mädchen paarten und wie die Mädchen mit einem strahlenden Nein ihr Ja versteckten und eigentlich ein kicherndes Vielleicht meinten, habe der Luft die klamme Feuchtigkeit von Friedhöfen angehaftet. Doch er habe seinen Kummer zurückgehalten und die Lage gemeistert, habe er doch gefunden und sich damit getröstet, dass aus kühnen Jungen, kühne Männer werden würden. Auf dem College habe ihn Niemand fühlen lassen, dass er anders sei; er habe sogar Ausschau gehalten nach jenen ablehnenden Blicken, mit denen ihm die Leute früher begegnet seien - aber alle Achtung, weder bei Dozierenden noch bei Studierenden habe er gefunden, wonach er gesucht habe. Sie sei genau wie die anderen, was ihre Gefühle angehe, bringt es Zahra Khan auf den Punkt. Die Liebe sei die Grundkraft des Lebens und sie schätze sich glücklich, dass sie eine wunderbare Mutter habe, die sie liebe, wie sie sei. Sie kenne viele Menschen, die sie auch gern haben. Liebe gebe Wärme in sich und Herzlichkeit und Stärke. Weil sie von ihrer Mutter viel Liebe bekommen habe, werde ihr Leben voller Stärke sein und sie werde auch Liebe weitergeben können. Das sei ihr Grundthema des Lebens. Sie glaubt erfahren zu haben, dass wenn Menschen nicht lernen, wütend und traurig zu sein, sie diese Gefühle durch Mitleid gegenüber beeinträchtigten Menschen ersetzen. Auf die Frage, wie sie ihren Körper empfinde, antwortete sie: "Ich kenne mich nicht anders, also habe ich keinen Vergleich." Haare bedeuten für Zahra Khan ein Gefühl von Wunderbarkeit und Schönheit. Manchmal habe sie Angst, ihre Mutter, die sehr stolz auf sie sei, zu enttäuschen und auf dem Gymnasium stehe sie unter grossem Druck, den sie zeitweise kaum mehr aushalte. Was ihre Zukunft betrifft, beschreibt sie sich als sehr deprimiert, da sie keine Möglichkeit sehe, sich selbstständig zu entwickeln, weil sie sehr stark von ihren Begleitern abhängig sei. Langeweile bremse, und Motivation beschleunige! Müller wüsste zu gerne, wie man dies umkehre, damit schmerzhafteste Momente nur kurz und glückliche Augenblicke ewig währen würden! Der Glaube an Jesus sei das, was ihn halte mitten im Sturm. Er sei die Quelle seiner Hoffnung zu Beginn des Tunnels und der belohnende Lichtstrahl an dessen Ende. Er wüsste nicht, wie er die Einsamkeit in all dem Trubel ertragen sollte, wenn er die Gemeinschaft mit Gott missen müsste. Was die Schule betrifft, könne es frustrierend sein, keine Noten zu bekommen. Wenn alle anderen Noten und damit ein unmittelbares Feedback ihrer Leistungen erhielten, dann komme man sich seltsam und orientierungslos vor, wenn man, aus welchem Grund auch immer, ausgespart werde. Hart seien die Zeiten, da Stützer wegfallen und er von Neuem beginnen müsse. Bei jedem Wechsel seiner Begleitung stehe er scheinbar vor einem Abgrund. Ein schwarzes Loch scheine allen Schreiberfolg zu schlucken, und der Abschiedsschmerz stelle alles auf «Reset». Nach einer Operation wurde Raphael sechs Wochen von der Schule zwangsbeurlaubt, die Höchststrafe in seinen Augen! Bei jedem anderen Schüler wäre dies wohl ein Leichtes gewesen, aber er sei nun einmal anders als

andere Schüler, er habe sich komplett missverstanden gefühlt und sei todunglücklich gewesen! Vor Langeweile wäre er schier die Wände hochgekrabbelt. Entsprechend unausgeglichen und frustriert sei seine Laune gewesen, und ihn habe die Frage nach dem Warum gequält.

Hypothese: Die Gefühle von beeinträchtigten Menschen unterscheiden sich im Wesentlichen nicht von denen ihrer "nicht offensichtlich beeinträchtigten" Mitmenschen. Nur werden diese wohl öfters mit unangenehmen Gefühlen konfrontiert, die auf sie projiziert werden. Um sich ohnmächtig und hilflos zu fühlen gibt es viele Gründe. Eine schwerste körperliche Beeinträchtigung hat diese Gefühle aber notgedrungen zur Folge, da die Gründe dafür realer nicht sein könnten. Oft gibt es auch kaum Wege, die Ursachen der Beeinträchtigung nachhaltig zu verbessern oder die Aussicht, je in eine Unabhängigkeit zu kommen.

6.4.2 Selbstwahrnehmung

27.24 Ich fühlte jetzt, wie ich zu einer stärkeren, einer beharrlichen Bewusstheit meiner eigenen Nöte heranreife, und das war für mich allein schon Schmerz genug. Aber der Schmerz drang noch tiefer, als ich mir darüber hinaus noch der Unmöglichkeit bewusst wurde, einen einigermaßen angemessenen Ausdruck für solche Nöte zu finden, als ich erkannte, dass, gleichgültig wie ich meine körperlichen Behinderungen mit der Zeit auch überwinden mochte, doch mein Leben, mein inneres, seelisch-geistiges Leben, das Leben, auf das es schliesslich und endlich allein ankam, niemals wirklich «normal» sein würde, niemals würde wirklich «normal» sein können. Ich würde nur immer stillliegen müssen, eingeschlossen in mein eigenes Innenleben, unterdrückt, anstatt zur Entfaltung gebracht. (Brown, S. 138f., Z: 25ff.)

27.27 Ich brauchte dauernd die Bestätigung, dass sie mich liebten und mich behalten würden, ganz gleich, wie ich mich behahm. Deshalb war ich oft unausstehlich, um sie auf die Probe zu stellen. (McDonald, S. 238, Z: 23ff.)

27.34 Sein unbeholfener Leib gehörte für immer zu ihm. Aber von der Mutterliebe besänftigt, besah er sich kreisenden Kopfes seine Gliedmassen -und mochte Joseph Meehan. (Nolan, S. 58, Z: 24ff.)

27.46 Mein Buch Titelvorschlag: Von der Stärke einer Schwachen oder Wir wollen leben wie alle (Schär, S. 219, Z: 27ff.)

27.47 Nicht, dass es mich sonderlich bekümmert hätte, anders zu sein. Ich, für mich, kannte es ja nicht anders, und Gott war mir auch hier sehr nahe. Was mich irritierte, waren der stete Vergleich mit den Gleichaltrigen und die zahlreichen Therapien, vermittelten sie doch alle gleichermaßen meine Unzulänglichkeit und zielten darauf ab, mich meiner eigenen Welt zu entreißen. Mein Zufluchtsort war in Gefahr, meine Oase drohte zu verdorren! (Müller, S. 13, Z: 5ff.)

Resümee: Brown berichtete darüber, wie seine eigene Selbstwahrnehmung, mit dem Bewusstwerden seiner Andersartigkeit, ihn in bis dahin noch nicht gekannte Nöte geführt habe. Während er sich mit acht Jahren in dem alten Sportwagen noch als König auf seinem Thron, seiner Staatskarosse beschrieb und seine Brüder als diejenigen, die dafür gesorgt hätten, dass er glücklich sei, sei später sein einziger Schlüssel zur Tür des Gefängnisses, in dem er sich befunden habe, sein linker Fuss gewesen. Aus der Perspektive eines Jungen, der auf Spass ausgewesen und von Wissbegierde überquillt sei, habe sich die Sicht auf sich selber durch die Augen eines Krüppels, der sein ganzes Elend erkannt habe, drastisch geändert. Da er sich selbst gemocht habe, erwähnte Nolan, sei seine Kindheit fast ohne Murren vergangen. Anne zweifelte im Gegenteil zu Nolan daran, dass sie es um ihrer selbst willen wert war, umsorgt und geliebt zu werden. Zahra Khan war sich ihrer inneren Stärken sehr wohl bewusst und wollte sich durch ihre körperlichen Schwächen keine unüberwindbaren Grenzen setzen lassen. Sie kämpfte zeitlebens an der Seite ihrer Mutter um ihre Rechte als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft. Müllers Selbstwahrnehmung war geprägt durch die unbedingte Annahme durch seinen Gott und seine Familie. Er war sich der Gefahr, dass sein Zufluchtsort und die Oase seiner Kraft verdorren könnten, immer bewusst, baute sich aber auch immer wieder damit auf, dass er seinen Blick vorwärtsrichtete und seinem Dasein, -wenn auch noch unerkannten -, Sinn zuschrieb. Er sei ein bunter Hund und werde es auch bleiben, schrieb er trotzig.

Hypothese: Die Selbstwahrnehmung von Menschen, die in der Gesellschaft durch ihre Andersartigkeit auffallen, ist stark von der Reaktion ihres Umfeldes auf ihre Person abhängig. Eine bejahende An- und Selbstannahme setzt ungeahnte Kräfte frei, und führt zu einer besseren Lebensqualität.

6.4.3 Wahrnehmung

35.6 Als ich all diese Menschen sah, von denen jeder sein eigenes Leid zu ertragen hatte, begann ein neues Licht in mir zu dämmern. Ich war reichlich verwirrt; ich hatte nie daran gedacht, dass es so viel Leid in der Welt geben könne. Bisher hatte ich wie eine Schnecke gelebt, die in ihr eigenes enges Häuschen eingeschlossen war und erst jetzt die grosse, von Menschen wimmelnde Welt, die jenseits ihres Schneckenhauses lag, zu sehen begann. Nicht nur, dass alle diese Menschen Heimgesuchte waren, sondern zu meiner Überraschung waren ihre Behinderungen auch noch schlimmer als meine eigenen! Bisher hatte ich das nicht für möglich gehalten. Es war mir, als sei ich die ganze Zeit blind gewesen und sehe erst jetzt mit eigenen Augen und fühlte wirklich mit meinem Herzen die Mühsale von anderen, deren Bürde so gross war, dass die meine im Vergleich dazu nicht zu sein schien. (Brown, S. 95f., Z: 31ff.)

35.15 Chris war der erste Mann, der mich nicht abtossend oder lächerlich fand. Es war, als beachtete er meinen Körper gar nicht. Jedenfalls gestattete er es sich nicht, Gefühle von Abneigung zu zeigen. Das war mir nach meiner bisherigen Erfahrung mit Männern fast unbegreiflich. (McDonald, S. 55, Z: 24ff.)

35.29 Aber Joseph sah tiefer. In dem starren Blick scheinbar kaltherziger Mitschüler gewahrte er Fassungslosigkeit. Er entdeckte den wuchernden Widerspruch in ihren Köpfen: Ein Gefühl der Hilflosigkeit verhinderte jede Annäherung, ihre bewusste Kurzangebundenheit maskierte ihre Angstgefühle. Indem er hierauf Rücksicht nahm, hielt er entschlossen durch. (Nolan, S. 158, Z: 15ff.)

35.30 Die Welt ist gross. Die Erde ist bloss ganz klein. Schau in den Himmel hinein, wenn es klar ist und dunkel. Das Sternfunkel erzählt. (Schär, S. 203, Z: 7ff.)

35.38 Und selbst wenn Annas Welt eine andere wäre, so wie meine autistische Wahrnehmung nur selten deckungsgleich mit Eurer «normalen» Wahrnehmung ist, wer vermag schon mit objektiver Sicherheit zu sagen, wessen Realität nun realer ist, nehmen wir doch alle nur Ausschnitte der Wirklichkeit wahr. Jeder erkennt nur einen kleinen Teilbereich und verteidigt diesen tapfer als «die Wahrheit». (Müller, S. 94, Z: 21ff.)

Resümee: Überall um sich herum habe Brown Beweise von Tatkraft, von Streben und von Wachstum wahrgenommen. Jeder habe etwas zu tun gehabt, etwas womit er sich habe beschäftigen und seinen Geist und seine Hände betätigen können. Alle hätten Interessen, Arbeitsgebiete und Ziele gehabt, um aus ihrem Leben ein in sich gefestigtes Ganzes zu machen und ihren Energien einen natürlichen Wirkungsbereich und eine Ausdrucksmöglichkeit zu verschaffen. Wenn seine Brüder gesprochen haben, seien die Worte deutlich hervorgekommen, man habe verstanden, was sie gesagt hätten. Seine Brüder hätten ihre Hände ohne jede Mühe gebrauchen können. Bei seiner Reise nach Lourdes und später bei der Therapie nahm er erstmals wahr, dass er nicht der einzige Mensch mit Beeinträchtigungen gewesen sei. McDonald nahm sehr feinfühlig wahr, wie ihr die Menschen begegneten, im bejahenden genauso, wie im ablehnend empfundenen Bereich. Auch Nolans Wahrnehmung war von seinem sensiblen inneren Auge geprägt. Von allen Seiten in seiner Freiheit beschnitten, habe er Dinge wahrgenommen, die nicht für seine Ohren und Augen bestimmt gewesen seien. Zahra Khan schreibt, sie könne Gedanken und Gefühle ihr gegenüber sehr genau wahrnehmen. Das führe oft zu sehr traurigen Momenten. Müller habe schon lange bevor man ihm das zugetraut habe, zugehört, wahrgenommen und verstanden. Das sei für ihn oft sehr hart gewesen. Er sei sich bewusst, dass er anders sehe und höre, anders in Qualität und Quantität. Nicht jeder sehe, was er sehe, das habe er wohl beobachten können. Dies gestalte sein Leben nicht unbedingt leichter. Während seiner Operationen habe er alles mitbekommen, es habe ihm nicht weh getan, aber das Schauspiel habe ihn doch mitgenommen.

Hypothese: Während die Erzählenden ihre Umgebung sehr differenziert und feinfühlig wahrnehmen, wird ihnen und ihren Bedürfnissen gegenüber, von aussen, oft erschreckend weniger Beachtung geschenkt und auch ihre Ressourcen werden oft nicht wahrgenommen.

6.4.4 Empfindungen

7.1	Manchmal lächelten einige von ihnen zu mir herauf und winkten. Ich versuchte dann zurückzuwinken, aber wenn ich meinen Arm empor heben wollte, schoss er nach einer Seite heraus und knallte gegen den Fensterrahmen. Da liess ich mich aufs Sofa hinter mir fallen und vergrub mein Gesicht in der Sofaecke. (Brown, S. 50, Z: 27ff.)
7.3	Man konnte sich leichter an zu Hause erinnern, wenn man einfach so ins Bett gesteckt wurde - ohne Spielzeug, Gutenachtgeschichten oder Betthupferl. Wir wollten keinen Gutenachtkuss - das hätte uns unerträglich traurig gemacht -, aber es wäre schön gewesen, wenn sich mal jemand gefreut hätte, uns morgens zu sehen. (McDonald, S. 29, Z: 9)
7.10	Er brach in Gelächter aus. Er konnte sich gar nicht mehr beruhigen, als er daran dachte, dass ausgerechnet er sich hier diesen durchtrainierten Zuchthengst von einem Mann besehen durfte. Das war so als ob ein Stichling einen Wal begutachtete. (Nolan, S. 195, Z: 3ff.)
7.19	Wie empfinde ich meinen Körper? Ich kenne mich nicht anders, also habe ich keinen Vergleich. Wenn ich mich mit anderen vergleiche, bin ich manchmal traurig, dass ich nicht tanzen oder ein Instrument kann. (Schär, S. 221, Z: 3ff.)
7.22	Rückblickend betrachtet, erscheinen mir die ersten Jahre wie im Nebel: abgegrenzt und unverstanden von meiner Umwelt, doch gleichzeitig von Gottes Liebe umgeben und umsorgt. Wie eine Insel mitten im Ozean. Eingebettet in Watte, abgespalten von der Masse, verstehend, ohne verstanden zu werden, so empfand ich meine Welt. (Müller, S. 12f., Z: 33ff.)

Resümee: Ein Fackelzug durch die Dunkelheit zur Grotte von Lourdes, begleitet von den Gesängen der Pilgernden, sei der schönste Augenblick seines Lebens gewesen, schwärmte Brown. McDonald erzählte, es habe sie jedes Mal sehr aus der Fassung gebracht, als sie, durch einen Personalwechsel, verlassen worden sei. Das sei so schlimm gewesen, dass sie sich geschworen habe, sich nie wieder zu erlauben, eine Schwester zu mögen. Kindern könne man trauen, Erwachsenen nicht. Der Grosszügigkeit der Gastgeber bei einer Preisverleihung, erinnerte sich Nolan, sei eine Hoffnungsbereitschaft entströmt, welche das Trostbedürfnis jeder Person mit Gehirnschaden stille, deren Leben so entsetzlich mühsam sei. An der prächtigen Ausrichtung der Veranstaltung habe er die grosse Aufmerksamkeit der Wirte ermessen können, deren ganze Vorsorge dem Bemühen gegolten habe, Krüppel aus ihrem Bettlerstand zu erheben. Einem Psychiater schrieb er als Dank für dessen Einsatz: «Sie sind sehr demütig, dass sie sich um mich kümmern.» Eigentlich gefalle ihr ihr Leben so wie es sei, sagte Zahra Khan. Sie sei zufrieden, weil es Menschen gebe, die sie verstünden und mit ihr eins seien. Wenn sie Musik höre, fühle sie sich ruhig und zufrieden.

Müller erzählte, dass er Körperkontakt durchaus geniessen könne. Er schmecke Melodien und fühle die Farben. Er liebe Musik, allerdings treffe nicht jeder Stil seinen Geschmack. Es gebe auch solche, die tatsächlich bitter oder versalzen schmecken können, während andere ähnlich süchtig machen würde wie Schokolade und es bedürfe einer vernünftigen Dosierung, sonst sei er übersättigt und leide unter der Reizflut. Mit den Farben verhalte es sich ähnlich. Die Dosierung und Mischung der Pigmente trage wesentlich zu ihrer Bekömmlichkeit bei.

Hypothese: Die Empfindungen der Erzählenden zeugen oft von Bescheidenheit. Sie erreichen wohl manchmal eine, für Aussenstehende, schwer nachvollziehbare Intensität.

6.4.5 Einsamkeit/ Langeweile

6.6	Aber was ich auch tat, wohin ich mich auch wandte, immer fühlte ich mich einsam und ruhelos. Es war, als lebte ich in Ketten. Je mehr mein Geist sich entwickelte, um so deutlicher wurde er sich meines Körpers bewusst, so dass schon allein das Wissen um seine Unzulänglichkeit genügte, um ein beinahe körperliches Schmerzgefühl in mir hervorzurufen. So etwas wie einen n e u e n Tag gab es in meinem Leben nicht - jeder Tag war nur eine Wiederholung des vergangenen Tages, ohne eine Veränderung oder die Hoffnung auf eine Veränderung. (Brown, S. 87, Z: 5ff.)
6.10	Wir waren alle in den Käfig unserer Einsamkeit verbannt. Unsere Lebenskraft sank. Wir wurden anfällig für Infektionen, was die Schwestern darin bestätigte, dass sie recht hatten, uns im Bett zu behalten. (McDonald, S. 30, Z: 21ff.)
6.18	Während die Jungen die Tanzfläche des Royal Howth Hotel belebten und gelenkige Debütantinnen ihnen die Hand auf die Schulter legten, beschnitten Zäsuren der Einsamkeit Josephs Lebenskraft. Er sehnte sich danach, von Kühnheit gebettet zu werden, stattdessen musste er sich mit tauber Freundschaft zufriedengeben. (Nolan, S. 204, Z: 22ff.)

- 6.19 Es ist doof, das alles, das mit der Schule. Sie sind unfair. Ich möchte jetzt raus. Ich will nicht einsam sein. Ich möchte wie alle Kinder in die Schule gehen. Ja. Ein Gymnasium ist für mich passend. (Schär, S. 278, Z: 30ff.)
- 6.21 So ungewöhnlich es auch erscheinen mag, Aufgaben und Input vergrößern nicht etwa das kreative Chaos im Kopf, sondern helfen, Gedanken zu bündeln und neu zu sortieren und zwingen mich, in eurer Welt zu verweilen, während mich Phasen der Langeweile weiter in die autistische Welt hineintreiben. (Müller, S. 34, Z: 30ff.)

Resümee: Brown erzählte, wie scheussliche Gefühle des Unbefriedigtseins in seinem Herzen Wurzeln zu schlagen begonnen hätten und er sich selber zurückgezogen habe in seine Einsamkeit. Weder seiner Mutter noch seinen Brüdern sei es gelungen, ihn daraus zu befreien, obwohl diese sich sehr bemüht hätten. Er habe das schreckliche Gefühl gehabt, eine verstopfte Quelle zu sein und sich immer tiefer und tiefer in sich selber versunken. McDonald erinnerte sich, dass sie all die puritanischen Vorstellungen des Personals über das Verhalten von Kindern über den Haufen geworfen hätten. Sie seien keine braven Patienten gewesen, sondern hätten viel geweint, weil sie sich verlassen gefühlt hätten. Nolan empfand, dass die Roben des von ihm eroberten Himmels ihm aus seiner gottgegebenen Einsamkeit herausgeholfen hätten, während zugleich die Hölle ein schallendes Hohngelächter gelacht habe. Zahra erwähnte, sie finde die Schule manchmal ein bisschen langweilig, weil sie schon viel wisse, und lieber Neues lernen würde. Nach Viktor Frankl müsse man einen Sinn finden, um nicht in Krankheit zu erstarren, berichtete Müller und er frage sich, worin der Sinn von Langeweile bestehe. In der Förderschule habe er meist aus Frust und Langeweile gesungen, was dahingehend gedeutet worden sei, er müsse erst noch lernen, leiser zu sein, ehe er auf die Regelschule wechseln könne.

Hypothese: Die Gefühle der Einsamkeit und der Langeweile der Erzählenden sind meist direkt auf ihre Beeinträchtigung, auf ihr Unvermögen, sich daraus zu befreien und auf die Fehlinterpretationen und Passivität ihres Umfeldes, zurückzuführen.

6.4.6 Ängste

- 1.2 Die Stunden vor meiner Abreise waren für mich sehr beunruhigend. Dies war meine erste grosse Reise, und was noch schlimmer war, ich sollte alleine reisen – oder wenigstens ohne jemanden, den ich kannte. Der Gedanke erschreckte mich. Würde man mich verstehen? Wie sollte ich meine Mahlzeiten bekommen? Wie sollte ich angezogen und gewaschen und zu Bett gebracht werden? Auch noch mit achtzehn Jahren musste man mich füttern, ankleiden und waschen, und Vater sorgte für meine natürlichen Bedürfnisse. Ich war nahezu hilflos – mit Ausnahme meines linken Fusses. (Brown, S. 93f., Z: 31ff.)
- 1.3 Die Schwestern wussten nicht, was sie mit uns anfangen sollten; sie wussten nicht, dass wir Angst und Schmerzen empfinden konnten. Die Anstalt führte nicht Buch über gebrochene Herzen. (McDonald, S. 28, Z: 30ff.)
- 1.9 Was soll ich mit mir anfangen, wenn ich das Elternhaus verlasse, fragte er laut. Er nahm an, Gott werde seine Lippen schon verstehen. Er fragte, ohne auch nur die leiseste Tröstung zu erwarten. Was wird geschehen, wenn ich auf die Central Remedial Clinic School in Dublin gehe? Was soll aus mir werden, wenn ich niemanden habe, der meine Sprechweise versteht? Was werden meine Lehrer von mir halten? Ich habe Angst, hörst du mich, sieh mich doch nicht an und schweige! Ich habe Angst, Angst vor meinem Leben, weil ich weder Mutti noch Vati und nicht einmal Yvonne haben werde. Ich werde ganz auf mich gestellt sein, mit meinem kreisenden Kopf, unfähig zu sprechen, unfähig, mich mit den Armen zu umfassen, wenn mir bange wird. Gott, wenn du an meiner Stelle wärst, hättest du etwa keine Angst? (Nolan, S. 70f., Z: 35ff.)
- 1.16 Einmal war ich allein daheim. Meine Mutter war fort und meine Assistentin war einkaufen gegangen. Ich lag auf dem Sofa und draussen regnete es. ... Meine Katzen waren auch ruhig und Carmen lag auf meinem Schoß und schnurrte. Ich dachte, dass ich sie gerne streicheln würde, aber das geht ja nicht wirklich. ..., kommen mir immer mehr Gedanken: was wäre, wenn ich allein bleiben würde? Ich müsste verhungern, weil ich mich nicht bewegen kann. (Schär, S. 250, Z: 14ff.)
- 1.19 Das Medikament erforderte regelmäßige Blutabnahmen zur Kontrolle meiner Leberwerte. Das fand ich weit spannender als schlimm, da ich wie gesagt in meinen Extremitäten relativ unempfindlich bin. Allerdings traute der Kinderarzt mir nicht so recht, und daher wurde ich regelmäßig von mehreren Leuten festgehalten. Das wiederum jagte mir Angst ein. Außerdem kann ich es nicht gut leiden, festgehalten zu werden, schon gar nicht von Fremden! (Müller, S. 16f., Z: 7ff.)

Resümee: Eigensinnig, wie er gewesen sei, habe ihn die Angst geschmerzt, er könne versagen, gibt Nolan zu. Sein Lebensgesetz sei die grosse Furcht vor dem Fehlschlag gewesen. Die Angst, den

Mund zum Empfang der Kommunion nicht im richtigen Augenblick öffnen zu können, habe ihn in Zuckungen verfallen lassen. Schon der Gedanke, jemandem aus Versehen an den Hosenboden zu grapschen, habe ihn in Panik versetzt und da er zuweilen sehr geräuschvoll geatmet habe, habe er bei Aufführungen Angst davor gehabt, den anderen Zuschauern den Spass zu verderben. Zahra Khans Gedanke, selber ein Gymnasium zu gründen, wurde von der Angst überschattet, dass keine Kinder mitmachen wollen. Das Ansinnen der Schule, seine Anwesenheit auf zehn Wochenstunden zu reduzieren, habe bei Müller die Angst ausgelöst, dass er dann wieder zurück auf die Förderschule müsse. Jahr für Jahr habe er um das Überleben der Schülerzeitung gebangt, an der er begeistert und mit viel Herzblut mitgeschrieben habe.

Hypothese: Von den Menschen getrennt zu sein, die zum engsten Betreuungsumfeld gehören, machte allen Erzählenden Angst. Ungewissheit verursacht Furcht. Der Gedanke, nicht verstanden zu werden, flösst Furcht ein.

6.4.7 Tod

29.1 Eines Tages kroch ich in einem Anfall von Verzweiflung, geängstigt und verwirrt von allem, was in mir vorging, die Treppe hinauf in mein Schlafzimmer und riegelte die Tür zu. Dann nahm ich Bleistifte und Papier aus meiner Schachtel, setzte mich aufs Bett und fing an zu schreiben; ich hatte an jenem Tag beschlossen, «mit mir Schluss zu machen», indem ich mich aus dem Schlafzimmerfenster auf den zementierten Hof hinabstürzte. ... «An alle, die es angeht - und da ich jedoch weiss, dass es niemanden interessiert...» ... Ich schloss die Augen... Es würde ein scheusslich tiefer Fall sein, aber ich wollte es wagen; nichts konnte mich jetzt zurückhalten. Dann dachte ich an Katriona Delahunt... Ich kletterte wieder vom Fenster herab und begann, wie ein kleines Kind zu weinen. Ich war jetzt sechzehn Jahre alt. (Brown, S. 81f., Z: 3ff.)

29.2 Ich kam als Dreijährige nach St. Nicholas. Das Hospital war der Müllleimer der Nation. Ganz kleine Kinder wurden für immer dort untergebracht. Ungeachtet ihrer geistigen Fähigkeiten. Waren sie missgebildet, entstellt oder behindert, so sollte die Welt sie nicht sehen und sich zu ihnen bekennen müssen. Wir wussten, wir hatten den Standardanforderungen für Babys nicht entsprochen. Und nun erwartete man von uns zu sterben. (McDonald, S.9, 10ff.)

29.11 Aber niemand, der so versehrt war wie er, verdiente eine Überlebenschance. Besser tot, sagten die Besser-Wisser; besser tot, sprach die Geschichte; besser sich kopfüber hineinzustürzen, entschloss sich die seelenfeste Nora, als sie sein verzweifertes Schreien vernahm. Nur seine Mutter behandelte ihn als normal, verstand seine Intelligenz, die Zeichensprache seiner Augen, die Früchte der Stechpalme. Noch waren diese grün; doch liess man ihm Zeit, gab man ihm ein zu Hause, so verhiessen sie ein leuchtendes Rot. (Nolan, S.72, Z: 27ff.)

29.15 Ich denke aber oft, der Druck ist insgesamt zu gross für mich Ich habe manchmal Angst, dass ich an dem ganzen Druck sterbe. Ich glaube nicht, dass es ein Zufall war, dass ich gerade am Schulbeginn so schlimm krank wurde. So dass ich selbst dachte, ich sterbe vielleicht. Und ich will noch lange leben. (Schär, S. 259, Z: 17ff.)

Resümee: Der Tod habe mit ihnen auf den Stationen von St. Nicholas gelebt, sei oft freundlicher gewesen, als die Schwestern und oft wäre sie ihm auch dankbar gewesen, wenn er sie geholt hätte, erzählt McDonald. Ob man gestorben sei, sei davon abhängig gewesen, wie man sich gefühlt habe. Wer sterben wollte, hätte dazu jede Möglichkeit gehabt. Viele "Kurzzeitler" hätten das ausgenutzt. Sie selber hätte der Tod nie gelockt, denn sie habe Rache gewollt, für all die beeinträchtigten Kinder, die man auf Müllhalden wie St. Nicholas geworfen habe. Widerstand zu leisten habe zwar nicht bedeutet, beliebt zu sein, aber dafür, länger zu leben. Anne war der Meinung, dass man sie nicht hätte wiederbeleben sollen, wenn sie nur dazu bestimmt gewesen wäre, in einer Anstalt zu leben. Trotzdem sei sie sehr verletzt gewesen, als ein Verwandter von Rosie gesagt habe, dass sie, wäre sie ein Welpen gewesen, einen Schlag auf den Kopf bekommen hätte. Zwar hätte sie sich selbst oft gewünscht, dass jemand sie töten würde, aber dass andere ihr den Tod gewünscht hätten, empfand sie als Ablehnung, die niemandem zugestanden sei. Dass der Tod nicht geheimnisumwoben sei, das wusste Nolan, denn schliesslich sei er bereits dort gewesen. Zwei geschlagene Stunden habe er unter den Göttern geweiht, aber dann habe das Leben ihn sich gekrallt, ihn festgehalten und für frei erklärt. Manchmal

denke sie, erzählte Zahra Khan, dass nach dem Tod alles schöner sei. Jede Seele suche sich eine Aufgabe aus, die sie auf der Erde lösen wolle und wenn sie durch Krankheit oder Unfall sterben würde, dann habe sie ihre Aufgabe erfüllt. Wenn ein Mensch sterbe, komme seine Seele in den Himmel, wo sie darauf warte, wieder geboren zu werden. Im Verlaufe der Grippe, die zu ihrem Tod geführt hat, fragte sie: «Muss ich an dieser Krankheit sterben?» Niemand hätte ihr darauf mit Ja geantwortet.

Hypothese: Die Erzählenden waren in ihrer Geschichte dem Tod wohl einige Male näher als dem Leben. Dass ihnen das Recht auf Leben oft abgesprochen wird, kann niemand leugnen und muss wohl als Armutszeugnis unserer Gesellschaft in die Geschichte eingehen.

6.4.8 Selbstvertrauen/ Selbstbestimmung/ Selbstwert

26.2 Indem er mit dem Kopf nickte, tippte er schüchtern grünende Worte: zarte Verse und kindliche Prosa. Für Joseph Meehan wurde das Schreiben zum Wortwald. Der Gehirngeschädigte hatte seine Worte in der Gewissheit, dass irgendein Erdenbürger mit dem konzentrierten Blick der Zyklopen auf eine Methode stossen würde, mit deren Hilfe er seine Gedanken-Dolden ausdrücken könnte, jahrelang sorgfältig gehörtet. Seiner selbst und seiner Wort-Stösse gewiss, besass er genügend Selbstvertrauen, sich vom Ruhm zu nähren. Die in ihm nistenden Sätze befestigten ihn in dem naiven Glauben, er könne sich mit anderen Schriftstellern messen. (Nolan, S.80f, Z: 28ff.)

26.7 Ich bin im März 1998 12 Jahre alt geworden. Ich bin wegen einem Arztfehler, den ich als Baby erlitten habe, Tetraplegikerin und hirnerkrankt. Doch ansonsten bin ich ein normal intelligentes Mädchen mit einem guten Willen und Selbstbewusstsein, was für mich als behindertes Mädchen in dieser Gesellschaft wichtig ist zum Leben. (Schär, S. 224, Z: 23ff.)

26.14 Ja, es gibt Wesen, die die üblichen Normen sprengen, sie lassen sich auf ihrer Suche nicht beengen. Selbst wenn sie unfähig für Alltägliches sind und ihre Leistungen unbeständig wie der Wind: tragen auch diese sonderbaren Geschöpfe ihren Teil, und mit Gottes Hilfe werden alle heil. (Müller, S. 148f., Z: 33ff.)

Resümee: Zahra Khan stellte fest, dass Selbstbestimmung für sie sehr wichtig sei, weil es für sie Leben bedeute. Wenn sie nicht selber wählen könne, fühle sie sich nicht ernst genommen als wertvollen, vollwertigen Menschen!

Hypothese: Die Reaktion der Umgebung auf die Persönlichkeit der Erzählenden mehrt oder mindert deren Selbstvertrauen. Die Einengung ihrer Selbstbestimmung beleidigt sie. Ihr Selbstwert definiert sich sehr stark durch die Perspektive, mit der sie sich selber anschauen, aber natürlich auch durch die Rückmeldungen durch ihr Umfeld.

6.4.9 Trost

31.2 Wenn ich so der Musik lauschte, stellte sich oft ein Gefühl ein, als sei mein Leben doch nicht ganz so düster und zwecklos, wie ich gedacht hatte. Es schien mir so, als liege es jetzt sorgfältig vor mir ausgebreitet, wie ein grosses Mosaikspiel, das langsam Gestalt annimmt; die einzelnen Stücke rückten allmählich eines nach dem anderen auf ihren Platz. Mir war so, als spürte ich beim Lauschen das Strömen einer Gefühlswallung in mir, die mich ruhig und hoffnungsvoll machte, die eine unbestimmte Verheissung mit sich brachte oder Kunde von etwas, was noch in der Zukunft für mich aufbewahrt lag. Aber solche Empfindungen hatte ich nur, solange die Musik spielte. Es war nur so, als sei mir ein frischer Atemzug und ein kurzer Ausblick auf den Himmel vergönnt, ehe die Fenster wieder geschlossen und die Tür verriegelt wurden. (Brown, S. 92, Z: 4ff.)

31.5 Joseph weidete sich an ihren Grobheiten- sie benannten seine Frustrationen und spendeten ihm Trost, indem sie versuchten, in seine Haut zu schlüpfen. Wenn sie über seine Gebrechen fluchten, blubberte in ihm Gelächter. Schmissig hingeshnarrte Schuljungsprüche breiteten die Decke des Trosts über Joseph aus und stifteten lebenswichtige Jeansfreundschaft zwischen ihm und seinen Klassenkameraden. (Nolan, S. 130, Z: 25ff.)

31.11 Mama verteidigte mich tapfer und signalisierte mir, dass sie fest an mich glaubte. Das tröstete mich ungemein! Leider glaubte ihr viele Jahre niemand, dass ich deutlich mehr verstand, als die Ärzte sie glauben machen wollten. (Müller, S. 18, Z: 27ff.)

Resümee: Die Musik hätte ihm eine andere, neue Welt erschlossen, erzählte Brown, eine lichte und schöne Welt, manchmal fröhlich und lärmend, öfter jedoch gedankenvoll und traurig. Nolan habe sich Trost verschafft, indem er sich heimlich seinen Weg in die Herzen seiner Freunde gebahnt habe. "Eitel, eitel, alles ist eitel", habe ihm seine Vernunft in mancher Nacht beim Einschlafen zu bedenken gegeben und damit Tröstung in seine Stimme gebettet. «Was hättest du denn sonst tun können?» habe

ihn seine Mutter gefragt, als er sich einmal in die Hose gemacht habe und damit habe er sich getröstet und von jeglicher Schuld reingewaschen gefühlt. Müller hätte seine Mutter nach seinem Befund gerne selber getröstet, das sei ihm leider nicht möglich gewesen, aber einem Assistenzarzt gelungen, indem er ihr erklärt habe, wir würden nur zehn Prozent unserer Gehirns substanz nutzen. Wenn der Junge also das Beste aus dem Wenigen machen würde, dann könne er ein normales Leben führen.

Hypothese: Im Selbstverständnis für ihre Beeinträchtigung und dem natürlichen Umgang mit dieser, fanden die Erzählenden Trost. Vier der fünf Erzählenden erwähnen auch die Musik als eine Quelle des Trostes.

6.4.10 Träume

30.1 Es war sehr vergnüglich, mit Hilfe der Bücher solche Traumreisen zu unternehmen. Wie einseitig und begrenzt meine Lektüre auch damals noch sein mochte, so verhalf sie mir doch dazu, etwas von der Welt jenseits meiner vier Wände kennenzulernen. (Brown, S. 117, Z: 27ff.)

30.7 In der Gegenwart Gottes heilten verjagte Träume noch stets. (Nolan, S. 197, Z: 20ff.)

30.9 Öfter suche ich den Schlaf, weil ich nachdenken darf in Ruhe und im Liegen. Manchmal ist es, als könnte ich fliegen im Traum, auch laufen und springen, dann würde ich gerne vor Freude singen, ein neues Lied anstimmen. Aufzuwachen traue ich mich kaum, ist er doch dann aus, der Traum vom heilen Körper. Doch wenn ich genug Mut beisammen hab, wache ich auf und beginne den Tag, und sei es erst am Nachmittag. (Müller, S. 141f., Z: 15ff.)

Resümee: Der Traum, die Geschichte seines Lebens zu schreiben ist für Christy Brown in Erfüllung gegangen. Über ihre Träume habe das böse Leben einen einsamen Schleier geworfen, aber die Jahre hätten den stummen Schrei der befangenen Kinder vernommen und Schläue habe über die Befunde der Zeit gesinnt, erwähnte Nolan, dessen Träume nicht unerhört geblieben sind. Sie möchte so gerne ein Engel sein, frei und schwerelos in den Himmel fliegen, träumte Zahra Khan dann, wenn böse Menschen ihr ihre Lebenskraft genommen hätten. Auch träumte sie davon, von einer Mitschülerin gestützt zu werden. Manchmal sei es im Traum, als könne er fliegen, laufen und springen, erzählt Müller. Dann würde er vor Freude singen. Er verrät auch, dass er schon mal über Zeitreisen nachgedacht habe und dabei "was wäre wenn"- Vergleiche gezogen hätte.

Hypothese: Einige Traumvorstellungen der Erzählenden sind während ihres Lebens in Erfüllung gegangen, bei keinem aber diejenige, nach der körperlichen Unversehrtheit und der völligen Unabhängigkeit.

6.4.11 Zuversicht

39.1 Ich wusste genau, dass ich, gleichgültig, wie ich äusserlich wirken mochte, gleichgültig, was ich den anderen vortäuschen oder wie ich mich selbst belügen mochte, niemals glücklich sein oder mit mir selber Frieden schliessen könnte, solange ich derart verkrüppelt war. (Brown, S. 102, Z: 19ff.)

39.2 Nun kämpfte er mit der Gewissheit weiter, dass er Erfolg haben würde, und mit dieser Gewissheit wuchs sein Mut. Dieser Mut war grenzenlos, gerade so, als ob ihn jemand anspornte. Aber die Zuversicht kam nunmehr aus ihm selbst. Er wunderte sich, wie ihm geschah. Er wusste, nach Jahren der Niederlage durfte er eigentlich nichts als Verzweiflung empfinden, stattdessen kam ihm die Erleuchtung, dass er es spielend schaffen würde, seine Ketten zu sprengen und seine Zunge zu lösen. (Nolan, S.78, Z: 25ff.)

39.3 Es ist gut so, wie es ist, man könnte meinen, es wäre trist. Es kam ganz anders als geplant, als mieses Schicksal getarnt. Doch es ist gut so, wie es ist! Wenn man dem Anderssein eine Chance gibt, wenn man nicht einfach flieht, wenn man einen Sinn in allem sieht und dankbar ist, trotz allem, was geschieht, dann, ja, dann ist es gut so, wie es ist! Wenn die letzte Hoffnung garstig zwischen den Fingern zerrinnt und die ersehnte Heilung einfach nicht beginnt, wenn der fiese Zweifel die Oberhand gewinnt, dann, ja, dann ist es wichtig, dass man sich besinnt. Dass man sich voll Vertrauen in seine Gegenwart begibt, denn es ist gut so, wie es ist! Es hilft, wenn man sich selbst auch mal vergisst, wenn man den Wünschen nicht zu viel Belang beimisst. Wenn man mit dem, was man ist und hat, zufrieden sein kann, denn dann ist es gut so, wie es ist! Wenn man allem zum Trotz neu beginnt, wenn man tränenüberströmt Dankeslieder singt, wenn man sich gegen alles wehrt, was zum Himmel stinkt, wenn man, den anderen stützend, weiterläuft, obwohl man hinkt, und dabei Gott und das Leben

ehrt, weil man erkennt Sinn und Wert, dann ist es nicht nur gut so, wie es ist, dann wird es so, wie es sein soll! (Müller, S. 128f., Z: 11ff.)

Resümee: Selbst, wenn der Körper gefangen und das Leben karg und trist sei, plädiert Müller, könnten Gedanken frei und glücklich, dankbar und rein sein. Man müsse wagen, Grosses zu denken, seinen Blick nach vorne zu lenken und der Zukunft ein Lächeln zu schenken, denn Gedanken hätten grosse Macht. Es sei ein Segen, wenn man endlich einen Bereich erahnen dürfe, in welchem man nicht nur auf der Stelle trete. Denn hiermit erfahre das Leben einen Sinn und eine Richtung. Jeden Sieg – und sei er noch so klein – koste er aus und nehme den Schwung mit, für all die mühseligen Kapitel, die folgen würden. Er komme in vielen Bereichen nur mühsam vom Fleck, und oftmals trete er auf der Stelle. Doch sein Blick sei nach vorne gerichtet.

Hypothese: Menschen, allen voran diejenigen, die sich wie die Erzählenden in einer misslichen Lage befinden, brauchen einen positiven Blick in der Gegenwart und in die Zukunft, damit sie an ihrem Schicksal nicht zerbrechen. Eine zuversichtliche Haltung wirkte sich immer positiv auf das Wohlbefinden der Erzählenden aus, während das Hadern mit dem Schicksal ihre Lebensqualität eher zum negativen beeinträchtigte, was vor allem beim Lesen von Browns Geschichte fast schmerzhaft spürbar war.

7 Reflexion

Fürs Herangehen an die von mir gewählte Thematik braucht es, davon bin ich überzeugt, viel Empathie und die Fähigkeit, sich in andere Menschen hineinversetzen zu können. Wenn man sich aber mit ganzem Herzen drauf einlässt, ist es eine sehr interessante, spannende, berührende und bereichernde Aufgabe, an der die eigene Persönlichkeit reifen kann.

Was die Urheberschaft der Erzählungen betrifft, glaube ich, muss jeder Lesende für sich selber entscheiden, für wie glaubwürdig er die Aussagen empfindet. Ich selber hatte nie auch nur die leisesten Zweifel, dass die Autoren und Autorinnen ihre Geschichte aus ihrer Sicht aufs Papier gebracht haben. Das Ende der Arbeit könnte genauso gut der Anfang davon sein, denn bei jedem Durcharbeiten gewann ich neue Eindrücke, neue Erkenntnisse und Zusammenhänge gingen mir auf.

Mit der Auswahl der Literatur bin ich sehr glücklich. Es handelt sich um derart vielfältige Berichte, dass man sie wohl auch noch mehrmals durcharbeiten könnte und einem dabei, immer wieder neue Aspekte der Aussagen bewusst werden würden.

Über den Wert dieser Arbeit kann ich selber kein Urteil abgeben. Manchmal fühle ich mich stolz, den Weg zu diesem Resultat gefunden zu haben und ebenso oft zweifle ich an der wissenschaftlichen Validität der Arbeit. Auf jeden Fall fühle ich mich sehr geehrt, die Autorierenden und Ausschnitte aus deren Lebensgeschichten, durch ihre Erzählungen kennen und schätzen gelernt haben zu dürfen.

Die Forschungsfrage war sehr offen gestellt, wodurch eine enorme Menge an Zitationen zusammengekommen sind. Dies mit einer engeren Fragestellung zu verhindern, hätte die Arbeit vielleicht um gewisse Aspekte ärmer gemacht, dafür hätte man in bestimmten Bereichen mehr in die Tiefe gehen können.

Der Zeitaufwand für die Erstellung der Arbeit war enorm hoch. Ich bin froh, dass ich frühzeitig mit den Lektüren angefangen habe und könnte mir auch jetzt, nach einem intensiv durchgearbeiteten Jahr, noch einige Monate für ein nochmaliges Durchlesen aller Bücher vorstellen. Aber manchmal war es nötig, einfach mal etwas Erreichtes stehen zu lassen, damit die Arbeit voranschreiten konnte. Auch hätte ich zuweilen noch gerne kleine Details verändert, die dann aber so viele Anpassungen zur Folge gehabt hätten, dass mich die Angst beschlich, zu keinem Abschluss der Arbeit zu kommen.

Die Nummerierung und Strukturierung der gesammelten Textausschnitte erwiesen sich als sehr hilfreich und wichtig. Vor allem, wenn ich vermeintliche Fehler fand oder über einer Aussage oder Formulierung unsicher wurde, halfen sie mir, diese rasch nachzuprüfen. Das war sehr oft nötig.

Beim theoretischen Teil dieser Arbeit habe ich mich auf diejenigen Aussagen berufen, die ich auch wirklich verstehen und nachvollziehen konnte.

Grundsätzlich sehe ich mich nicht wirklich als Urheberin dieser Arbeit, sondern nur als diejenige Person, die die Gedanken und Erlebnisse der erzählenden Autorinnen und Autoren weitergeleitet hat.

Durch diese Arbeit wurde ich darin bestätigt, Menschen, ungeachtet ihres Erscheinungsbildes oder ihrer Möglichkeiten sich mitzuteilen, unter allen Umständen und immer für voll und ernst zu nehmen. Je höher die Kommunikationsbarrieren gestellt sind, desto mehr Zeit muss man sich nehmen, um diese überwinden zu können. Smalltalk sollte unter gewissen Umständen gar nicht in Betracht gezogen werden, da dieser dann nur einseitig sein könnte. Lieber ein Gespräch explizit auf später verschieben, als eine sprachbeeinträchtigte Person im Regen stehen zu lassen und damit in ihrer Würde zu verletzen. Ich möchte immer offen sein, um von Menschen, die durch andere Umstände, einen anderen Weg im Leben als ich gegangen sind, zu lernen, ihnen zuzuhören, mich mit ihnen auszutauschen und uns gegenseitig zu bereichern.

Ohne die Zusage von Frau Prof. Dr. phil. Susanne Schriber, mich in dieser Masterarbeit zu begleiten, hätte ich mich an dieses Thema nicht herangewagt. Ihr sei an dieser Stelle mein herzlichster Dank ausgesprochen. Danke, dass Sie mir beratend zur Seite gestanden sind, sich immer Zeit für mich genommen haben und mich ermutigt haben, Schritt für Schritt vorwärtszugehen. Auch herzlich danken möchte ich den Menschen, die es durch die Datenbank "Erzählte Behinderung" im Internet ermöglichen, narrative Heilpädagogik zu finden, zu lesen, zu erleben und damit helfen die Kluft zwischen den Menschen zu vermindern und das Verständnis füreinander zu erhöhen.

Meinen Dank spreche ich auch besonders meinen Erzählenden und deren Verlagen aus, die mich eingeladen haben, mit ihnen eine Wegstrecke ihrer Geschichte zu gehen. Ich habe grössten Respekt vor euch! Abschliessend noch folgendes Zitat, das meine Gedanken auf den Punkt bringen soll:

Jeder noch so ungewöhnliche Mensch hat seine Berechtigung, seine Aufgabe und sein ganz spezielles Talent. Das Ziel sollte nicht sein, alle gleichzumachen, sondern das Besondere im anderen zu erkennen und sich gegenseitig zu stützen und zu ergänzen. Denn nur so werden wir erkennen, welches Bild dem Puzzle zugrunde liegt. Und so wünsche ich mir auch für mich persönlich Menschen, die nicht vor meinem Anderssein zurückschrecken, sondern die den Mut haben für eine Freundschaft und mich begleiten auf meinem manchmal holprigen Weg durch das Gestrüpp des Alltags hin zu meiner Bestimmung. Wenn Gott will, dann darf ich auf meiner Reise Mut und Freude verbreiten. Trotz allem oder gerade deswegen. (Müller, S. 147f., Z: 29ff.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung Titelblatt: Foto von Jandrie Lombard/Shutterstock.com

<i>Abbildung 1: Korrekte Stützung.</i>	15
<i>Abbildung 2: Unkorrekte Stützung</i>	15
<i>Abbildung 3: Schreiber- Stützer- Paar</i>	16
<i>Abbildung 4: Induktion und Deduktion</i>	20
<i>Abbildung 5: Christy Brown</i>	24
<i>Abbildung 6: Anne McDonald</i>	26
<i>Abbildung 7: Christopher Nolan</i>	27
<i>Abbildung 8: Zahra Khan</i>	29
<i>Abbildung 9: Raphael Müller</i>	31
<i>Abbildung 10: Kategorisierte Aussagen insgesamt</i>	34
<i>Abbildung 11: Kategorisierte Aussagen Christy Brown</i>	34
<i>Abbildung 12: Kategorisierte Aussagen McDonald</i>	35
<i>Abbildung 13:Kategorisierte Aussagen Nolan</i>	35
<i>Abbildung 14:Kategorisierte Aussagen Khan</i>	36
<i>Abbildung 15: Kategorisierte Aussagen Müller</i>	37
<i>Abbildung 16: Anne beim Essen</i>	49

Abbildung 4 ist verfügbar unter <https://www.youtube.com/watch?v=sDG5YLbCvU8>

Literaturverzeichnis

- Bauer, N. & Blasius, J. (Hrsg.). (2014). *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer.
- Bernasconi, T. & Terfloth, K. (2020). Partizipation im Kontext von Unterstützter Kommunikation. In J. Boenisch & S. K. Sachse (Hrsg.), *Kompendium Unterstützte Kommunikation* (S.33- 39). Stuttgart: Kohlhammer.
- Bibliographisches Institut, (2015). *Duden - Das Fremdwörterbuch* (11 Aufl.). Berlin: Dudenverlag.
- Boenisch, J. (2009). *Kinder ohne Lautsprache. Grundlagen, Entwicklung und Forschungsergebnisse zur Unterstützten Kommunikation*. Karlsruhe: von Loeper.
- Boenisch, J., Wilke, M. & Sachse, K. (2020). Elektronische Kommunikationshilfen in der UK. In J. Boenisch & S. K. Sachse (Hrsg.), *Kompendium Unterstützte Kommunikation* (S. 250-258). Stuttgart: Kohlhammer.
- Brown, C. & Gescher, L. (1995). *Mein linker Fuß*. Zürich: Diogenes.
- Braun, U. (2014). Unterstützte Kommunikation bei Rett Syndrom. In Braun, U., Koch-Buchtmann, A. & Westphal, M. (Hrsg.), *Augenblicke - Unterstützte Kommunikation und Rett-Syndrom*. (S. 16-29). Karlsruhe: von Loeper.
- Braun, U. (2020). Entwicklung der Unterstützten Kommunikation in Deutschland - eine systematische Einführung. In J. Boenisch & S. K. Sachse (Hrsg.), *Kompendium Unterstützte Kommunikation* (S. 19 - 32). Stuttgart: Kohlhammer.
- Bundschuh, K. (2005). *Einführung in die sonderpädagogische Diagnostik* (6. Aufl.). München/Basel: Uni-Taschenbücher.
- Bundschuh, K. (2007). Gestützte Kommunikation. In Bundschuh, K., Heimlich, U. & Krawitz, R. (Hrsg), *Wörterbuch Heilpädagogik* (3. Aufl.). (S.106 - 108). Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Crossley, R. & MacDonald, A. (1993). *Annie - Licht hinter Mauern: Die Geschichte der Befreiung eines behinderten Kindes* (3.Aufl.). München/Zürich: Piper.
- Crossley, R. (1997). *Gestützte Kommunikation. Ein Trainingsprogramm*. Weinheim/Basel: Beltz.
- DIMDI - Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (2020). *ICD-10-GM Version 2020. Band II: Alphabetisches Verzeichnis* (10.Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer. Verfügbar unter <https://www.dimdi.de/static/de/klassifikationen/icd/icd-10-gm/kode-suche/htmlgm2020/block-f80-f89.htm>
- Elger, C. E. et. al. (2012). *Leitlinien für Diagnostik und Therapie in der Neurologie*. Berlin: Deutsche Gesellschaft für Neurologie. Verfügbar unter http://www.dgn.org/images/red_leitlinien/LL_2012/pdf/ll_01_2012_erster_epileptischer_anfall_und_epilepilep_im_erwachsenenalter.pdf
- Ellinger, S. & Koch, K. (Hrsg.). (2015). *Empirische Forschungsmethoden in der Heil- und Sonderpädagogik*. Göttingen: Hogrefe.
- Ferguson, K. (2000). *Das Universum des Stephen Hawking. Eine Biografie von Kitty Ferguson*. München: Econ.

- Fisher, R. S. et. al. (2005): *Epileptic seizures and epilepsy: definitions proposed by the International League Against Epilepsy. (ILAE) and the International Bureau for Epilepsy (IBE)*. Verfügbar unter
Epilepsia;46:470-472
- Fröhlich, A. (1996). *Wahrnehmungsstörungen und Wahrnehmungsförderung* (9., vollst. überarb. Aufl.). Heidelberg: Winter.
- Heinritz, W., Lautmann, R., Rammstedt, O. & Wienold H. (Hrsg.). (1994). *Lexikon zur Soziologie*. Berlin: Springer.
- Gruntz-Stoll, J. (2012). *Erzählte Behinderung: Grundlagen und Beispiele narrativer Heilpädagogik*. Bern: Haupt.
- Gruntz-Stoll, J. (2013). *Das Fremde lesen als das Eigene: Beiträge zur narrativen Heilpädagogik*. Bern: Haupt.
- Klein, F. (2007). Autismus. In C. Bundschuh, U. Heimlich & R. Krawitz (Hrsg.), *Wörterbuch Heilpädagogik* (3. Aufl.). (S. 22-24). Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Klicpera, C. & Gasteiger Klicpera B. (2000). Autismus. In Borchert, J. (Hrsg.), *Handbuch der sonderpädagogischen Psychologie* (S. 792-801). Göttingen: Hogrefe.
- Köster, U. C. & Schwager, A. (1999). «Sprechen kann ich nicht, aber trotzdem alles sagen!». *Schriftspracherwerb bei "nichtsprechenden" körperbehinderten Kindern*. Karlsruhe: von Loeper.
- Köck, P. & Ott, H. (1994). *Wörterbuch für Erziehung und Unterricht* (5., völlig neu bearb. und erw. Aufl.). Donauwörth: Auer.
- Maslow, A. H. (1943). *A theory of human motivation*. Verfügbar unter
<http://psychclassics.yorku.ca/Maslow/motivation.htm>
- Matthes, A. & Schneble, H. (1992) *Epilepsien: Diagnostik und Therapie für Klinik und Praxis* (5. vollst. überarb. u. erw. Aufl.). Stuttgart: Thieme.
- Müller, R. (2014). *Ich fliege mit zerrissenen Flügeln*. Basel: fontis-Brunnen.
- Nagy, Ch. (1995). Leben mit unserem autistischen Schulkind. In *Zusammen: Behinderte und nichtbehinderte Menschen*, 15, 22-23.
- Nagy, Ch. (2016). Gestützte Kommunikation heute – Erfahrungen und Gedanken. *behinderte Menschen. Zeitschrift für gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten*, 3. Verfügbar unter
<https://www.zeitschriftmenschen.at/content/view/full/14489>
- Nolan, C. (1992). *Unter dem Auge der Uhr: ein autobiographischer Bericht*. München: Dt. Taschenbuch-Verl.
- Nussbeck, S. (2006). Das Konzept der gestützten Kommunikation - Beschreibung und kritische Bewertung. In E. Wilken (Hrsg.), *Unterstützte Kommunikation. Eine Einführung in Theorie und Praxis*. (2.Aufl.). (S.177- 200). Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Oschatz, C. & Marker, C. (2020). Long-term persuasive effects in narrative communication research: A meta-analysis. *Journal of Communication*, 70, 473–496.
- Pfeffer, W. (1988). *Förderung schwer geistig Behinderter*. Würzburg: edition bentheim.
- Rödler, P. (1999). Es kann doch zumindest nicht schaden? Risiken beim Einsatz von Gestützter Kommunikation. *Die neue Sonderschule*, 44, 434-452. Verfügbar unter
<https://userpages.uni-koblenz.de/~proedler/res/fc.pdf>

- Sauer, I.B. (2017). Induktion und Deduktion. In *Wissen hat keinen Eigentümer* verfügbar unter <https://www.youtube.com/watch?v=fPb4c5algRg>
- Schär, A. (2018). *Zahra. Das Leben meiner Tochter* (2.Aufl.). Ziegelbrücke: elfundzehn.
- Schmetz, D. (2007). Interaktion. In C. Bundschuh, U. Heimlich & R. Krawitz (Hrsg), *Wörterbuch Heilpädagogik* (3. Aufl.). Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Springer Fachmedien Wiesbaden (Hrsg.). (2018). *Gabler Wirtschaftslexikon. Das Wissen für Experten*. Wiesbaden: Springer. Verfügbar unter <https://wirtschaftslexikon.gabler.de>
- Stangl, W. (2020). *Online Lexikon für Psychologie und Pädagogik*. Verfügbar unter <https://lexikon.stangl.eu/7429/phonologische-bewusstheit/>
- Tenorth, H.-E. & Tippelt, R. (2007). *Lexikon Pädagogik*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Theilen, U. (2018). *Sprachlos? Von wegen! Kommunikation mit Kindern mit schweren Behinderungen* 2.Aufl.). München: Ernst Reinhardt.
- Wachsmuth, S. (2020). Geschichte der Unterstützten Kommunikation. In J. Boenisch & S. K. Sachse (Hrsg.), *Kompendium Unterstützte Kommunikation* (S.74-80). Stuttgart: Kohlhammer.
- Wilken, E. (2006). Einleitung. In Wilken, E. (Hrsg), *Unterstützte Kommunikation. Eine Einführung in Theorie und Praxis* (2. Aufl.). (S. 1-10). Stuttgart: W. Kohlhammer.

Anhang

Anhangsverzeichnis

1	Sammlung der Aussagen aller fünf Erzählenden	1
2	Verteilung der gesammelten Aussagen auf die Kategorien	202

1 Sammlung der Aussagen aller fünf Erzählenden

Inhaltsverzeichnis nach Kategorien

1	Ängste	3
2	Beeinträchtigung	6
3	Betreuung	19
4	Beziehung/Kommunikation zu Gott	22
5	Beziehung zur Welt/Gesellschaft	29
6	Einsamkeit/ Langeweile	38
7	Empfindungen / Emotionen	41
8	Erfolge/ Fähigkeiten	43
9	Essen	51
10	Familie	52
11	Fragen / Zweifel / Sinn / Ungewissheit	63
12	Freundschaft	71
13	Gefühle	76
14	Herausforderungen	90
15	Hilfe	92

16	<i>Institution</i> _____	95
17	<i>Körper und Geist</i> _____	98
18	<i>Kommunikation</i> _____	100
19	<i>Leidensgenossen und Leidensgenossinnen</i> _____	116
20	<i>Medien</i> _____	119
21	<i>Partizipation</i> _____	120
22	<i>Poesie</i> _____	126
23	<i>Respekt</i> _____	127
24	<i>Schule/ Lehrpersonen/ Lernen</i> _____	128
25	<i>Sein / Hobbys</i> _____	151
26	<i>Selbstvertrauen / Selbstwert / Selbstbestimmung</i> _____	154
27	<i>Selbstwahrnehmung</i> _____	156
28	<i>Therapie</i> _____	162
29	<i>Tod</i> _____	167
30	<i>Träume</i> _____	169
31	<i>Trost</i> _____	170
32	<i>Unterstützung</i> _____	172
33	<i>Verständnis / Fürsprache</i> _____	175
34	<i>Vertrauen</i> _____	176
35	<i>Wahrnehmung</i> _____	177
36	<i>Wendepunkte</i> _____	184
37	<i>Wünsche</i> _____	190
38	<i>Zuschreibungen</i> _____	195
39	<i>Zuversicht</i> _____	197
40	<i>Zukunftsperspektiven</i> _____	198

1 Ängste

- 1.1 Alles schien hoffnungslos zu sein. Es sah aus, als sei die Behauptung meiner Verwandten, ich sei ein Idiot, dem nicht geholfen werden könne, berechtigt. Sie sprachen jetzt von einer Anstalt. «Niemals!» sagte meine Mutter beinahe heftig, als man ihr diesen Vorschlag machte. «Ich weiss, dass mein Sohn kein Idiot ist. Sein Körper ist zerrüttet, nicht sein Geist. Dessen bin ich gewiss.»
Gewiss? Innerlich jedoch betete sie zu Gott, er möge ihr einen Beweis für ihren Glauben geben. Sie wusste, dass Glauben eine Sache für sich, aber Beweisen ganz etwas anderes ist. (Brown, S. 16, Z: 27ff.)
- 1.2 Die Stunden vor meiner Abreise waren für mich sehr beunruhigend. Dies war meine erste grosse Reise, und was noch schlimmer war, ich sollte alleine reisen – oder wenigstens ohne jemanden, den ich kannte.
Der Gedanke erschreckte mich. Würde man mich verstehen? Wie sollte ich meine Mahlzeiten bekommen? Wie sollte ich angezogen und gewaschen und zu Bett gebracht werden? Auch noch mit achtzehn Jahren musste man mich füttern, ankleiden und waschen, und Vater sorgte für meine natürlichen Bedürfnisse. Ich war nahezu hilflos – mit Ausnahme meines linken Fusses. (Brown, S. 93f., Z: 31ff.)
- 1.3 Die Schwestern wussten nicht, was sie mit uns anfangen sollten; sie wussten nicht, dass wir Angst und Schmerzen empfinden konnten. Die Anstalt führte nicht Buch über gebrochene Herzen. (McDonald, S. 28, Z: 30ff.)
- 1.4 Trottel, der er war, wusste er, dass er sich, noch bevor der Tag vorüber wäre, endgültig alles verdorben haben würde. So lag er im Bett, machte sich erst Angst und beruhigte sich daraufhin wieder. Warte nur, bis der Schulleiter sieht, wie du deinen Kriegstanz aufführst, ulkte er. Gleich darauf widersprach er sich selbst: Vielleicht wirst du ja gar nicht nervös sein, sondern fabelhaft entspannt; Ja manchmal klappt's, denk daran, ... (Nolan, S.27, Z: 9ff.)
- 1.5 , und vergoss unstillbare Tränen nachdenklicher Verwirrung und Bestürzung. Was für einen Eindruck werde ich auf diese gesunden Männer gemacht haben? Wie kann ich sie davon überzeugen, dass ich genauso gesund bin wie sie? Waren sie wirklich erschüttert über die tollen Fratzen und Verrenkungen meines Körpers? Haben sie mir nur die typisch protestantische Hand christlicher Nächstenliebe gereicht, oder habe ich ihnen etwa genauso viel Angst eingejagt wie sie mir, als ich ihnen gegenüber sass? (Nolan, S. 31, Z: 15ff.)
- 1.6 Joseph hatte Angst seiner Schule zur Last zu fallen. (Nolan, S. 40, Z: 18)
- 1.7 Unverfrorenem Gerede entzog das Schulleben den Boden. ... So gekrümmt er auch war, Joseph hörte auf, sich Angst um nichts und wieder nichts zu machen, die Schule wiegte ihn in ihren Armen, ... (Nolan, S. 41f., Z: 33ff.)

- 1.8 Eigensinnig, wie er war, schmerzte in die Angst, er könne versagen. Sein Lebensgesetz war die grosse Furcht vor dem Fehlschlag. (Nolan, S. 64, Z: 21ff.)
- 1.9 Was soll ich mit mir anfangen, wenn ich das Elternhaus verlasse, fragte er laut. Er nahm an, Gott werde seine Lippensprache schon verstehen. Er fragte, ohne auch nur die leiseste Tröstung zu erwarten. Was wird geschehen, wenn ich auf die Central Remedial Clinic School in Dublin gehe? Was soll aus mir werden, wenn ich niemanden habe, der meine Sprechweise versteht? Was werden meine Lehrer von mir halten? Ich habe Angst, hörst du mich, sieh mich doch nicht an und schweige! Ich habe Angst, Angst vor meinem Leben, weil ich weder Mutti noch Vati und nicht einmal Yvonne haben werde. Ich werde ganz auf mich gestellt sein, mit meinem kreisenden Kopf, unfähig zu sprechen, unfähig, mich mit den Armen zu umfassen, wenn mir bange wird. Gott, wenn du an meiner Stelle wärst, hättest du etwa keine Angst? (Nolan, S. 70f., Z: 35ff.)
- 1.10 Da er seine Augen nicht willkürlich schliessen, Schlaf also nicht vortäuschen konnte, ... und was am allerschlimmsten war, er konnte die Augen nicht schliessen, seine Angst vor dem Weihnachtsmann nicht vertreiben. Seine eigentliche Angst rührte daher, dass er wusste, kein Sterblicher durfte den dickbäuchigen, rotgewandeten weissbärtigen Mann zu Gesicht bekommen. (Nolan, S.88, Z: 1ff.)
- 1.11 Er dachte so intensiv hierüber nach, dass er vor Angst in lauter Zuckungen verfiel. (Nolan, S. 118, Z: 3ff.)
- 1.12 Jetzt hatte er nichts zu befürchten, sondern konnte sich die Kehle anfeuchten, und auf die Toilette musste er auch. (Nolan, S. 126, Z: 1f.)
- 1.13 Da er zuweilen sehr geräuschvoll atmete, bereitete ihm das Atemholen Sorge, und er hatte Angst davor, den anderen Zuschauern den Spass zu verderben. ... Und als er sich in der schalldichten Loge wiederfand, von der aus man die atemberaubende Aufführung wie aus der Vogelperspektive verfolgen konnte, zerbrach er sich den Kopf darüber, weshalb man um einen blonden Irenjungen so viel Aufhebens machte. (Nolan, S. 172, Z: 14ff.)
- 1.14 Joseph, der eigentlich keine Angst kannte, sondern nur seiner Behinderung wegen ausser sich war, schenkte ihnen, anstelle schlimmster Befürchtungen, ein fröhliches Lächeln. (Nolan, S. 201, Z: 8ff.)
- 1.15 O Gott, wo ich gerade daran denke, was soll ich nur tun, wenn ich aus Versehen jemanden an den Hosenboden grapsche? Die werden sagen, der ist schwul – scheiss Schwuchtel, der fasst einem an die Eier. (Nolan, S. 202, Z: 14ff.)
- 1.16 Einmal war ich allein daheim. Meine Mutter war fort und meine Assistentin war einkaufen gegangen. Ich lag auf dem Sofa und draussen regnete es. ... Meine Katzen waren auch ruhig und Carmen lag auf meinem Schooss und schnurrte. Ich dachte, dass ich sie gerne streicheln würde, aber das geht ja nicht wirklich. ..., kommen mir immer mehr Gedanken: was wäre, wenn ich allein bleiben würde? Ich müsste verhungern, weil ich mich nicht bewegen kann. (Schär, S. 250, Z: 14ff.)

- 1.17 Ich will nicht in diese Schule (*das Mathilde Escher Heim*). Ich will wieder ins Gymnasium. Ich will nicht dumm werden. Ich mache die Prüfung. Ihr müsst mit mir lernen. Ich will mit dir (*Mutter*) wohnen. (Schär, S. 281, Z: 30ff.)
- 1.18 Zurzeit geben mir Privatlehrer Unterricht, aber das ist für mich keine ideale Situation, weil ich immer zu Hause bleiben muss. Jetzt habe ich mir überlegt, selber ein Gymnasium zu gründen. Das klappt hoffentlich. Ich glaube ganz fest daran, dann wird es bestimmt klappen. Allerdings habe ich ein bisschen Angst, dass keine Kinder mitmachen wollen. Das ist aber mein grösster Wunsch. Mein Traum wäre eine Schule für alle, die Lust haben mitzumachen. Vielleicht geht dieser Traum irgendwann in Erfüllung. Bis dahin muss ich lange warten, aber das kann ich inzwischen gut. Manchmal gelingt es mir nicht so gut lange zu warten, aber damit muss ich fertig werden können. (Schär, S. 293, Z: 27ff.)
- 1.19 Das Medikament erforderte regelmäßige Blutabnahmen zur Kontrolle meiner Leberwerte. Das fand ich weit spannender als schlimm, da ich wie gesagt in meinen Extremitäten relativ unempfindlich bin. Allerdings traute der Kinderarzt mir nicht so recht, und daher wurde ich regelmäßig von mehreren Leuten festgehalten. Das wiederum jagte mir Angst ein. Außerdem kann ich es nicht gut leiden, festgehalten zu werden, schon gar nicht von Fremden! (Müller, S. 16f., Z: 7ff.)
- 1.20 Weniger glücklich war ich über sein Ansinnen, meine Anwesenheit auf zehn Wochenstunden zu reduzieren. Bei meinem labilen Gesundheitszustand bliebe dann vermutlich kaum mehr was übrig. Ich machte mir große Sorgen, dass ich dann zurück auf die Förderschule müsste, um meine Schulpflicht zu erfüllen. Gerade dahin wollte ich aber keinesfalls zurück, selbst wenn es dort Therapieangebote gibt. Da ich neben Lesen und Schreiben keine Hobbys ausüben kann, können die Therapiestunden gerne den Nachmittag füllen und müssen nicht den Vormittag blockieren, wo ich doch etwas erfahren möchte von der Welt. Ich lag nächtelang wach und betete um ein Wunder. (Müller, S. 54, Z: 16ff.)
- 1.21 Hart sind die Zeiten, da Stützer wegfallen und ich von Neuem beginnen muss. Bei jedem Wechsel meiner Begleitung stehe ich scheinbar vor einem Abgrund. Ein schwarzes Loch scheint allen Schreiberfolg zu schlucken, und der Abschiedsschmerz stellt alles auf «Reset». Jedes Mal mache ich mir Gedanken, ob es mit der neuen Begleitung auch wieder klappt. Das tut es in der Regel, wenn auch anfangs etwas holprig. Je besser wir uns kennen lernen, umso leichter wird auch das Schreiben. Vorausgesetzt, die Chemie stimmt. Mama hat das früh erkannt und mich in die Suche mit eingebunden. (Müller, S. 57, Z: 5ff.)
- 1.22 In der Schule beteilige ich mich regelmäßig an unserer Schülerzeitung «Ventil». Leider schreiben nicht alle Beteiligten so begeistert, so dass ich Jahr für Jahr um ihr Überleben bange. Es wäre doch zu schade, wenn all die Artikel, die mit viel Herzblut geschrieben wurden, ein Schattendasein in der Schublade fristen müssten. Und eine Schule ohne Schülerzeitung – das wäre doch ein Unding. (Müller, S. 107, Z: 30ff.)

2 Beeinträchtigung

- 2.1 Meine Mutter bemerkte als erste, dass mit mir etwas nicht in Ordnung war. Ich war damals ungefähr vier Monate alt. Sie beobachtete, dass mein Kopf jedes Mal, wenn sie mich zu füttern versuchte, nach hinten zurückzufallen pflegte. Sie bemühte sich, dem dadurch abzuweichen, dass sie ihre Hand unter mein Genick legte, um den Kopf in Ruhestellung zu halten. Aber sobald sie sie wegnahm, fiel er wieder zurück. Das war das erste Warnungszeichen. Dann, als ich älter wurde, nahm sie weitere Störungen wahr. Sie sah, dass meine Hände fast ununterbrochen zusammen gepresst waren und dazu neigten, sich hinter meinem Rücken zu umschlingen; mein Mund konnte den Sauger der Flasche nicht festhalten, denn schon in jenem frühen Alter pressten sich meine Kiefer entweder fest aufeinander, so dass es nicht möglich war, sie zu öffnen, oder sie wurden plötzlich schlaff und hingen herab, wobei sie meinen ganzen Mund nach einer Seite verzogen. Mit sechs Monaten konnte ich nicht aufrecht sitzen, ohne einen Berg von Kissen um mich herum zu haben; mit zwölf Monaten war es genau das gleiche. (Brown, S. 12, Z: 25ff.)
- 2.2 Vier Jahre gingen dahin, ich war jetzt fünf Jahre alt und immer noch hilflos wie ein neugeborenes Kind. Während mein Vater arbeiten ging und durch Maurerarbeit unser täglich Brot verdiente, war Mutter damit beschäftigt, langsam, geduldig, einen Ziegel nach dem anderen von der Mauer niederzureissen, die sich zwischen mich und die anderen Kinder zu schieben schien, - langsam, geduldig durchdrang sie den dicken Vorhang, der vor meiner Seele hing, und sie von ihren Seelen trennte. Es war schwere, herzerreissende Arbeit, denn oft empfing sie als Erwidern von mir nichts weiter als nur ein unbestimmtes Lächeln und vielleicht ein schwaches Gurgeln. (Brown, S. 15, Z: 8ff.)
- 2.3 Ich konnte nicht sprechen oder auch nur murmeln, ich konnte nicht ohne Unterstützung aus eigener Kraft aufrecht sitzen oder allein Schritte machen. Aber ich war dabei nicht leblos oder bewegungslos. Im Gegenteil, ich schien von Bewegungen geschüttelt zu werden, von wilden, unaufhörlichen, ruckartigen Bewegungen, die mich niemals freigaben, ausser im Schlaf. Meine Finger verdrehten sich und zuckten beständig, meine Arme wanden sich nach rückwärts, und oft schossen sie plötzlich in dieser oder jener Richtung heraus, mein Kopf hing schlaff herab und baumelte zur Seite. Ich war ein absonderlicher, krummer kleiner Kerl. (Brown, S. 15, Z: 19ff.)
- 2.4 Alles schien hoffnungslos zu sein. Es sah aus, als sei die Behauptung meiner Verwandten, ich sei ein Idiot, dem nicht geholfen werden könne, berechtigt. Sie sprachen jetzt von einer Anstalt. «Niemals!» sagte meine Mutter beinahe heftig, als man ihr diesen Vorschlag machte. «Ich weiss, dass mein Sohn kein Idiot ist. Sein Körper ist zerrüttet, nicht sein Geist. Dessen bin ich gewiss.»
Gewiss? Innerlich jedoch betete sie zu Gott, er möge ihr einen Beweis für ihren Glauben geben. Sie wusste, dass Glauben eine Sache für sich, aber Beweisen ganz etwas anderes ist. (Brown, S. 16, Z: 27ff.)

- 2.5 Ich war jetzt fünf Jahre alt, und immer noch zeigte ich nichts, was wirklich ein Anzeichen von Verstand hätte sein können. Ich zeigte kein sichtliches Interesse für irgendwelche Dinge mit Ausnahme meiner Zehen, - und zwar im besonderen für die Zehen meines linken Fusses. (Brown, S. 16, Z: 31ff.)
- 2.6 Ich pflegte die ganze Zeit in der Küche auf dem Rücken zu liegen oder an hellen, warmen Tagen draussen im Garten, ein kleines Bündel verzerrter Muskeln und verwickelter Nerven, im Kreise einer Familie, die mich liebte, und für mich hoffte und die mich zu einem Bestandteil ihrer eigenen Wärme und Menschlichkeit machte. (Brown, S. 17, Z: 2ff.)
- 2.7 Obgleich ich im Alter von sieben Jahren noch nicht viel sprechen konnte, war ich jetzt doch imstande, allein aufrecht zu sitzen und auf meinem Hinterteil auf dem Boden hin und her zu kriechen, ohne mir ein paar Knochen zu brechen oder Mutters Porzellan zu zertrümmern. Ich trug weder Schuhe noch andere Fussbekleidung. Meine Mutter hatte versucht, mich daran zu gewöhnen, schon frühzeitig meine Füsse zu bekleiden. Sie sagte, barfuss sähe ich sehr verwahrlost aus. Aber jedesmal, wenn sie etwas über meine Füsse zog, schleuderte ich es schleunigst fort. Ich hasste es, bekleidete Füsse zu haben. Wenn Mutter Schuhe und Strümpfe über meine Füsse zog, war mir so zumute wie normalen Menschen, denen man die Hände auf dem Rücken gefesselt hat. (Brown, S. 24, Z: 5ff.)
- 2.8 Manchmal lächelten einige von ihnen zu mir herauf und winkten. Ich versuchte dann zurückzuwinken, aber wenn ich meinen Arm emporheben wollte, schoss er nach einer Seite heraus und knallte gegen den Fensterrahmen. Da liess ich mich auf Sofa hinter mir fallen und vergrub mein Gesicht in der Sofaecke. (Brown, S. 50, Z: 27ff.)
- 2.9 Ich war jetzt genau zehn Jahre alt, ein Knabe, der nicht gehen, nicht sprechen, nicht essen, sich nicht selbst ankleiden konnte. Ich war hilflos, aber erst jetzt begann ich, mir darüber klar zu werden, wie hilflos ich wirklich war. Ich wusste immer noch nichts über mich; ich wusste nichts, nur eines stand fest: ich war «anders» als die anderen. (Brown, S. 50, Z: 33ff.)
- 2.10 Ich verstand nicht, wodurch ich anders war oder warum es so sein musste. Ich wusste nur, dass ich weder herumlaufen, noch Fussball spielen, noch auf Bäume klettern konnte - oder auch nur mich selber mit Nahrung versorgen konnte wie die anderen. (Brown, S. 51, Z: 2ff.)
- 2.11 Der Spiegel liess mich das sehen, was andere jedesmal sahen, wenn sie mich anblickten – nämlich, dass mein Mund, wenn ich ihn öffnete, sich seitwärts herabzog, so dass ich hässlich und albern aussah, und dass ich, wenn ich zu sprechen versuchte, nur sabberte und stammelte – bei jedem Wort, das ich zu sprechen versuchte, lief mir der Speichel aufs Kinn herab -, ich sah, dass mein Kopf unaufhörlich von einer Seite zur anderen schwankte und wackelte, - dass ich, wenn ich zu lächeln versuchte, nur Grimassen schnitt und meine in die Höhe gezogenen Augen, mein Gesicht zu einer hässlichen Maske machten. (Brown, S. 52, Z: 11ff.)
- 2.12 Durch den Gebrauch des linken Fusses hätte ich zwar mein geistiges Angespanntsein etwas gelockert, aber dafür auch den Zustand meiner an sich schon verkümmerten Muskeln nur noch verschlimmert. Solange ich mich durch den Gebrauch meines linken Fusses verständlich machen könnte, würde ich niemals daran denken, meine Hände zu gebrauchen. Wenn ich hingegen meinen Fuss nicht mehr benutzen könne, würde ich mich darauf konzentrieren

- müssen, von meinem übrigen Körper Gebrauch zu machen. (Brown, S.125, Z: 29ff.)
- 2.13 Es ist furchtbar, im eigenen Körper gefangen zu sein. (McDonald, S.9, Z: 7)
- 2.14 Eingesperrt in einer Anstalt für geistig schwer Behinderte zu leben, ist nicht ganz so schrecklich: es nimmt einem nur jede Hoffnung. (McDonald, S.9, 7ff.)
- 2.15 Athetose ist eine Schädigung des Gehirns, die viele unkontrollierbare Bewegungen zur Folge hat; ausserdem war mein Muskeltonus stark erhöht. All das bedeutete, dass ich weder meine Hände benutzen noch laufen, noch verständlich sprechen konnte. (McDonald, S. 28, Z: 13)
- 2.16 Mit 16 Jahren war ich noch unfähig, mich mit Erwachsenen zu verständigen, denn ich bin eine schwerbehinderte Athetotikerin. (McDonald, S. 29, Z: 11)
- 2.17 Für die spastisch gelähmten Kinder war das Liegen eine Katastrophe. Ihre Krämpfe wurden im Liegen schlimmer als im Sitzen, sie konnten weniger klar sprechen, sich schlechter durch Gesten verständlich machen, jede Interaktionsmöglichkeit wurde ihnen genommen. (McDonald, S. 30, Z: 17ff.)
- 2.18 Ich war ungeheuer erleichtert, dass da nun jemand war, der mehr sah als nur unsere Körper. Es gab also Menschen, die nicht glaubten, dass die geistige Entwicklung nur von den körperlichen Fähigkeiten abhängt. (McDonald, S. 41, Z: 18)
- 2.19 Ein behinderter Mensch zu sein, ist nicht nur schlecht. Mit meinen 23 Jahren habe ich mehr erlebt, als wenn ich als normales Kind in einer Kleinstadt aufgewachsen wäre. Bald wird der Film zu diesem Buch uraufgeführt, und wenn ich auch zu sehr gewachsen bin, um die Rolle selbst zu spielen, so war ich doch an der Produktion beteiligt. Ich habe mich dreimal in Theaterstücken, die ebenfalls nach diesem Buch entstanden, auf der Bühne gesehen. Ich habe bemerkenswerte Menschen kennengelernt und wunderbare Freunde gewonnen. Und nie verlangt jemand, dass ich das Geschirr spüle. (McDonald, S. 245, Z: 21ff.)
- 2.20 Er verschwendete keine Zeit, sondern atmete seine ehrlichen Überzeugungen aus; Poesie war sein Ausdrucksmittel und Wahrheit sein Wappen. Gut formulierte Botschaften brachten seine Werke zum Leuchten, versuchte er doch, das Geheimnis seines verhinderten Mannseins zu ergründen: gehirngeschädigt von Geburt, merkwürdigerweise jedoch, wenn auch nur selten erkannt, von normaler Intelligenz. (Nolan, S. 12, Z: 22ff.)
- 2.21 ..., aber skurrilerweise barg seine Behinderung grosse Freiheiten. Zwar sah er sich von einer verkrüppelten Krankheit kastriert, von hänselndem Hohn behelligt, von gelähmten Stimmuskeln zum Schweigen verurteilt; ironischerweise war er jedoch oft mit einem Gefühl körperlichen Wohlbefindens gesegnet. Allerdings fühlte er sich hintergangen, denn jedes Wohlsein schien seine Glieder derart zu verärgern, dass sie zu rebellieren begannen. Seine tobsüchtigen Gliedmassen konnten unwillkürlich verheerenden Schaden anrichten; dabei war er nicht einmal im Stande, eine Fliege von der Nase zu scheuchen. (Nolan, S.18f., Z: 31ff.)
- 2.22 Joseph wollte seinen Lehrern von Herzen danken, doch seine Spasmen schlossen jegliche Dankbarkeitsbezeugungen aus. Das einzige, was er aufzubieten vermochte, waren Grimassen,

- Kehllaute und tanzende Gliedmassen. (Nolan, S. 30, Z: 20ff.)
- 2.23 Sein ungelinktes Gebaren entstellte sein äusseres Erscheinungsbild, und er wusste genau, dass grosse Vorhaben grosser zärtlicher Retter mit grossen zärtlichen Herzen bedurften. (Nolan, S. 37, Z: 29ff.)
- 2.24 Joseph merkte, wie ihre Augen sein Gesicht nach einem Anzeichen von Interesse an ihrem Fach absuchten, doch das einzige, was sie sah und hörte, waren blöde Blicke, Speichelfäden und sinnlose Laute. (Nolan, S. 38, Z: 13ff.)
- 2.25 Stumm, wie er war, konnte er ihr seine Freude darüber, dass er eine weitere neue Lehrerin kennen lernte, nicht vermitteln, ... (Nolan, S. 38, Z: 20ff.)
- 2.26 Man stempelt mich ab als gelähmt, aber kann sich denn ein Gelähmter bewegen? Mein Körper hört ja fast gar nicht mehr auf, sich zu bewegen. Meine Arme liegen im ständigen Gefecht und lassen mich wie einen Tölpel erscheinen. Mein Lächeln kann zwar auch ganz natürlich wirken, aber manchmal gefriert es mir auf den Lippen und macht, dass ich traurig und uninteressiert wirke. Zwei lange Beine habe ich, aber wenn ich sie mit meinem Körpergewicht belaste, knicken sie unter mir zusammen wie ein Kartenhaus. Wie also kann ich den Leuten beibringen, dass meine Beine genauso kräftig sein können wie die des stärksten Mannes? So lauteten Josephs höhnische Fragen. Aber es gab ein weiteres Hindernis, das seine Worte gerinnen liess, bevor sie noch ausgesprochen waren. (Nolan, S. 76, Z: 14ff.)
- 2.27 Selbst seine Mutter hatte ihn aufgegeben und entschieden, dass die Schreibmaschine überhaupt keine Hilfe sei. Sie hatte den Deckel zugeklappt und die Schreibmaschine weggestellt. Niederlagen schmerzten sie. In ihrem Kleinmut verstand sie nicht, dass sich zwischen ihren Sohn und die Schreibmaschine verheerende Atemkrämpfe drängten. (Nolan, S. 78, Z: 9ff.)
- 2.28 Da er seine Augen nicht willkürlich schliessen, Schlaf also nicht vortäuschen konnte, ... und was am allerschlimmsten war, er konnte die Augen nicht schliessen, seine Angst vor dem Weihnachtsmann nicht vertreiben. Seine eigentliche Angst rührte daher, dass er wusste, kein Sterblicher durfte den dickbäuchigen, rotgewandeten, weissbärtigen Mann zu Gesicht bekommen. (Nolan, S. 88, Z: 1ff.)
- 2.29 Hätte er eine Stimme besessen- aus den tiefsten Tiefen seines Glücks hätte er geschrien und gebrüllt. (Nolan, S. 112, Z: 3ff.)
- 2.30 Die Probleme waren nahezu unlösbar. Der Wissenschaftler folgerte richtig, dass bedauerlicherweise selbst die modernste Technik Josephs Bedürfnisse bei weitem nicht erfüllte. (Nolan, S. 114, Z: 29ff.)
- 2.31 Erteilte er den Befehl zu einer Bewegung, so erfolgte nichts als ein übereifriges, sprunghaftes oder schwaches Fuchteln. Hände, die ungewollt allem und jedem in der Nähe einen wuchtigen Schlag verpassen konnten, wurden steif und zögerlich, sobald er einen Gehirnimpuls zu ihnen entsandte. Auch wenn er versuchte, mit einer schnellen Seitwärtsdrehung des Kopfes die Drucktaste seines Computers zu betätigen, war die Mühe, die es in kostete, übertrieben gross- sein ganzer Körper musste sich auf eine Bewegung einstellen, die doch in nichts als einer leichten Drehung des Kopfes bestand. Als ob diese Anstrengung immer noch nicht gross genug

- gewesen wäre, sah er sich einer anderen grausamen Gefahr ausgeliefert. Nie konnte er den genauen Augenblick festlegen, in dem er mit dem Kopf drücken musste. So war er es ja auch gewohnt, sich den langersehnten Moment zu verderben, da er die Kommunion empfangen sollte. (Nolan, S. 117, Z: 18ff.)
- 2.32 Er musste dafür trainieren, die Kraft seiner Muskeln auf eine einzige örtlich begrenzte Bewegung zu konzentrieren, und zugleich eine Methode finden, den richtigen Augenblick abzuwarten, in dem er den Befehl dazu geben musste. Dass er sich seines Dilemmas bewusst war, hiess freilich noch längst nicht, dass er sich daraus befreien konnte. (Nolan, S. 118, Z: 11ff.)
- 2.33 Seine Augen ruhten auf seiner vollen Hand, einsam sehnte er sich nach einem festeren Griff, sein Blick verschleierte sich, und er liess sich von seiner blödsinnigen Freude überwältigen. ... Aber dann lockerten sich die zufassenden Finger ein wenig, seine schöne, goldene Ente entglitt ihnen und fiel auf den Küchenboden. (Nolan, S. 136f, Z: 35ff.)
- 2.34 Jeden Morgen weckte er sich wie im Traum selber auf; ans Bett genagelt, richtete er seine Tagträume auf die Fensterscheibe. Auf diese Weise regelrecht durchleuchtet, freute er sich diebisch über die Durchschaubarkeit seiner Masturbationsphasen. Er verstand, dass er nicht so funktionierte, wie sein Körper gebot, und fand sich mehr oder weniger bewusst damit ab. (Nolan, S. 174, Z: 13ff.)
- 2.35 Mampfend und in ihren Futtersäcken wühlend, trudelten die Schüler wieder ein, in den Händen hielten sie Tüten mit Pommes und Essig, Limonadendosen und diverse Schokoladenriegel. Wie Joseph sie beneidete! Jugendfrisch kickte er gegen seine Handschellen, sein Magen schrie nach Nahrung, und der Duft der Pommes frites machte ihn ganz verrückt. (Nolan, S. 178, Z: 25ff.)
- 2.36 Sein Körper war ermattet; unternehmungslustig, aber erschöpft. In seinem Kopf drängten sich neue Erfahrungen, und sein Körper, auch wenn er in seinem Fall nichts als eine Hülse war, zehrte all seine Kraft auf. (Nolan, S. 187, Z: 20ff.)
- 2.37 Während jedoch sein Geist versuchte, kühne Gedanken hervorzubringen, befielen seinen Körper Krämpfe verschiedenster Art. Diese Spasmen bestimmten seine Schreibgeschwindigkeit; je näher der Abgabetermin rückte, desto wütender wurden die Anfälle, die ihn blockierten. (Nolan, S. 207, Z: 28ff.)
- 2.38 ... und sammelte unter Zeitdruck seine schöpferischen Gedanken, nur um sogleich die verfluchten Krämpfe zu schmähen, die heimtückisch damit begannen, seinen Körper in den Würgegriff zu nehmen. Wenn Mitternacht nahte und der Abgabetag anbrach, kramte sein verkrüppelter Körper seine tödlichsten Fallschlingen hervor; in einem Schub von Katatonie zersplitterten seine hingemeckerten Gedanken, wenn sein Kopf wie im Halseisen steckend über seiner Maschine hing, und er konnte die Arbeit nicht vollenden, obwohl er kurz vor dem Schlusssatz stand. (Nolan, S. 208, Z: 8ff.)
- 2.39 Sobald er die Schwelle zu seinem Arbeitszimmer überschritten hatte, überfiel ihn wieder seine Körperstarre. Niemand vermochte ihm beizustehen, niemand lernte den Wortlaut seines Schlusssatzes kennen. Keiner konnte ihm zu Hilfe eilen ausser Gott, und der lag schon im

tiefsten Schlummer. Wenn sich das Morgengrauen zu den Fenstern hereinstahl, schlichen die Meehans die Treppe hinauf ins Bett - ihr Sohn hatte die Nuss schliesslich doch noch geknackt, hatte seinen Körper bezwungen und seinen Aufsatz abgeschlossen. (Nolan, S. 208, Z: 23ff.)

2.40 Wie der Wind bin ich ein Kind.

Ich stürme durch und sehe Furcht.

Wer Liebe lebt und nicht erbebt,
geniesst den Wind und auch das Kind.

Wer Augen hat, ist wie ein Blatt
und sieht ein Bild, nicht mich wild.

Ich kose dich, siehst du mich.
Ich küsse dich, liebst du mich.

Wer ich bin, weiss ich nicht.
Ich weiss nur, dass ich bin. (Schär, S. 7, Z: 6ff.)

2.41 Ich kann nicht laufen und nicht schwimmen. (Schär, S. 171, Z: 17ff.)

2.42 Behinderte Menschen müssen immer wieder hören, dass sie nicht zur Welt hätten gebracht werden dürfen. Dies ist eine grosse Gemeinheit, denn wieso sollten sie weniger Recht haben zu leben als andere Menschen! (Nicht Frage- sondern Ausrufzeichen.) (Schär, S. 199, Z: 23ff.)

2.43 Wie viele Male musste ich zuschauen, wenn andere Kinder spielten! Oft sass ich daneben in meinem Rollstuhl und war traurig, weil ich nicht mitspielen konnte. Es war widerwillig, wie ich nicht selbstständig wie andere Kinder mich bewegen konnte. (Schär, S. 207f., Z: 31ff.)

2.44 Leider kann ich selber kein Musikinstrument spielen, da ich gelähmt bin und meine Finger kaum bewegen kann. Aber ich freue mich sehr, wenn jemand ein Instrument spielt und ich zuhören kann. Wenn die Person gut spielen kann, freut es mich umso mehr. (Schär, S. 210, Z: 5ff.)

2.45 Ich bin jetzt seit August hier in der Schule, und ich bin froh, darüber. Aber ich habe das Gefühl, dass es in der Klasse einige Missverständnisse gibt und ihr vieles noch nicht über mich wisst. Ich bin hirnerkrankt durch eine Narkoseunfall. (Schär, S. 216, Z: 20ff.)

2.46 Leider habe ich zu wenig Kraft, deshalb kann ich nicht alleine schreiben. Es ist für viele Kinder nicht schwierig, mit mir schreiben zu lernen. Ich freue mich über jeden, der es mal versuchen will, weil wir uns dann direkt unterhalten können. (Schär, S. 216, Z: 28ff.)

2.47 Ich weiss, dass ich manchmal Geräusche mache, die sich für euch komisch anhören müssen. Diese Geräusche kann ich manchmal kontrollieren, oft aber auch nicht. So ist es, wenn ich mich freue oder wenn ich aufgeregt bin, aber auch, wenn es mir nicht gut geht oder wenn ich unglücklich bin. Manchmal auch, wenn ich mich melden will. (Schär, S. 216f., Z: 33ff.)

- 2.48 Ich brauche viel Ruhe, da ich schnell müde werde. Deswegen bin ich froh, dass ich nicht ins Turnen und zur Handarbeit gehen muss. Da esse ich und ruhe mich aus. (Schär, S. 217, Z: 6ff.)
- 2.49 Ich brauche zu vielem sehr lange, wie zum Beispiel zum Essen oder zum Schreiben. Deshalb kann ich oft nicht genauso viele Hausaufgaben machen wie ihr. Dafür kann ich mir Dinge leicht merken, wenn ich sie lese. Das ist ein Glück für mich. Ich habe mir einfach eine andere Art zu lernen angewöhnt. Ich lerne gerne, wenn das Thema interessant ist. Aber auch so strenge ich mich an, weil ich studieren will und muss. (Schär, S. 217, Z: 8ff.)
- 2.50 Ich bin im März 1998 12 Jahre alt geworden. Ich bin wegen einem Arztfehler, den ich als Baby erlitten habe, Tetraplegikerin und hirnerkrankt. Doch ansonsten bin ich ein normal intelligentes Mädchen mit einem guten Willen und Selbstbewusstsein, was für mich als behindertes Mädchen in dieser Gesellschaft wichtig ist zum Leben. (Schär, S. 224, Z: 23ff.)
- 2.51 Da ich nicht laut reden kann, habe ich eine eigene gestützte Kommunikation herausgefunden. Dabei hält jemand meine Hand und ich kann feine Impulse mit der ganzen Hand geben. So schreibe ich alles auf, was ich mitzuteilen habe. Wenn jemand geübt ist, schreibe ich so schnell wie andere Kinder. (Schär, S. 224, Z: 29ff.)
- 2.52 Ich bin 14 Jahre alt. Ich bin schwer gelähmt. Aber nicht durch meine eigene Schuld, sondern weil ein Narkosearzt, der überlastet war, einen Fehler gemacht hat. (Schär, S. 245, Z: 8ff.)
- 2.53 Mehr als alles andere wünsche ich mir, laufen und sprechen zu können. Aber alles was ich selbst kann, ist gestützt schreiben und meinen Kopf und mein Gesicht bewegen. Aber ich gehe trotzdem ins Gymnasium und bin eine der Klassenbesten. (Schär, S. 245, Z: 12ff.)
- 2.54 Ich habe das Pech oder das Glück, dass mein Körper oder meine Seele sich ausdrücken ohne mich zu fragen. Ich kann meine Seele nicht ignorieren. Ich will es auch gar nicht. (Schär, S. 260, Z: 2ff.)
- 2.55 Seit 15 Jahren habe ich eine Lähmung, so dass ich nicht sprechen kann. Es geht mir deshalb immer wieder nicht gut, so dass ich weinen muss. Es ist sehr unangenehm, mich nicht mündlich mitteilen zu können. Es fällt mir schwer, dass ich so auf Hilfe angewiesen bin. Wegen dem bin ich nicht weniger intelligent. (Schär, S. 275, Z: 16ff.)
- 2.56 Ich lebe seit ich denken kann mit dieser Behinderung und kenne nichts anderes. Es gibt Menschen, die begegnen mir auf natürliche Art und Weise und andere, die haben Mühe sich vorzustellen, dass ich ganz normal bin im Kopf. (Schär, S. 275, Z: 22ff.)
- 2.57 Manchmal bin ich einfach zu unverfroren mit meiner Behinderung. Ich habe keine Möglichkeit, mein Äusseres zu verbergen. Aber ich glaube, es hat einfach einmal genug von allen diesen Behinderungen, damit ich nicht mehr so bestaunt werde. Dann kann ich auch wie alle anderen Menschen in die Schule gehen und das Leben führen, das ich gerne möchte. (Schär, S. 283f, Z: 29ff.)
- 2.58 Weshalb fragen Sie mich immer wieder, ob ich etwas verstanden habe? Warum glauben Sie mir nicht einfach, dass ich nicht geistig behindert bin? Wieso muss ich immer wieder allen beweisen, dass ich alles verstehe? (Schär, S. 289, Z: 18ff.)
- 2.59 Heut ist ein schöner Tag, weil ich endlich wieder mal raus konnte. Immer nur zu Hause rum sitzen scheisst mich so an! Manchmal möchte ich nur noch raus, aber es geht nicht, weil ich in

- diesem unbeweglichen Körper gefangen bin. (Schär, S. 297, Z: 11f.)
- 2.60 Sieben Jahre lang hielt mich fast jeder für geistig behindert. Das hat man davon, wenn man nicht spricht und somit nicht unmittelbar antworten kann. Das verhält sich ähnlich zu einem Computer mit intakter Hard- und Software, dessen Bildschirm defekt ist. Dies fordert allzu häufig die Diagnose «komplett kaputt» heraus. Nur wenige kommen auf die Idee, klares Denken dennoch für möglich zu halten, und somit sind Missverständnisse vorprogrammiert. (Müller, S. 11, Z: 4ff.)
- 2.61 In vielerlei Hinsicht bin ich anders als erwartet. Zu Beginn enttäuschte mein Befund, und als sich mein Umfeld endlich mit dem Thema Behinderung arrangiert hatte, musste man feststellen, dass ich allen Prognosen zum Trotz ein denkendes Wesen bin, ein Kopfmensch mit störrischem Körper. (Müller, S. 11, Z: 11ff.)
- 2.62 Dieses Nebelgefühl wurde verstärkt durch ein immenses Nichtspüren meines Körpers vom Hals abwärts. Im Kopfbereich bin ich obersensibel, doch je nach Wetterlage vermag ich an manchen Tagen nicht zu definieren, wo meine Gliedmaßen enden und wo etwas anderes beginnt. Es ist ein scheußliches „Gefühl, so mit der Umwelt zu verschwimmen. Wo und wer bin ich? Lauge ich aus an solchen Tagen? (Müller, S. 13, Z: 13ff.)
Das ärgerliche Nichtspüren meiner Extremitäten bremste zwangsläufig meine motorische Entwicklung. (Müller, S. 13, Z: 27ff.)
- 2.63 Das Bekanntwerden meines Befundes mit sieben Monaten hatte schlagartig alles verändert. Ich war noch zu jung, um mich an die Details zu erinnern, aber ich erinnere mich in der Folge an eine Vielzahl von Therapien und Therapeuten, und intuitiv war mir immer klar, dass dies nicht von Anfang an so war, dass etwas zerbrochen war im Familiengefüge und dass es etwas mit mir zu tun haben musste. (Müller, S. 14, Z: 17ff.)
- 2.64 Diese Prozedur probten wir alle drei Wochen, es half trotzdem nichts: meine Blutwerte stürzten bedenklich ab. Stattdessen gab man mir Carbamazepin und Topamax – mit mäßigem Erfolg. Ich befand mich in einer Art Dauerdelirium, verlernte zu robben und zu lautieren und verkrampfte zusehends deutlich mehr statt weniger. (Müller, S. 16f., Z: 15ff.)
- 2.65 Das Gute an der Epilepsie sind die absolut klaren, genialen Gedanken unmittelbar vor dem Krampf. In solchen Momenten meine ich, den Plan hinter den Dingen zu verstehen. Dieses Glück möchte ich nicht missen! Dafür nehme ich die Schmerzen in Kauf. Allerdings musste hierfür erst die lähmende, dämpfende Decke der Dauermedikation gelüftet werden, welche klare Gedanken konterkarierte. (Müller, S. 17., Z: 1ff.)
- 2.66 Mama übt immer noch täglich laufen mit mir und ist sich für Toiletentraining nicht zu schade. Ohne sie und ihren Glauben wäre ich vermutlich stecken geblieben in meinem autistischen Schneckenhaus. Gut, dass es Mütter gibt! (Müller, S. 21, Z: 28ff.)
- 2.67 Gott sei Dank wohnen beide Großeltern bei uns am Ort und helfen, so gut es geht! Opa Heli ist leider vor zwei Jahren gestorben, doch die beiden Omas und Opa Stephan sind immer zur Stelle, wenn Mama Hilfe braucht, und opfern bereitwillig freie Abende, um uns zu hüten, da ich aufgrund meiner Epilepsie nicht allein bleiben kann. So können Mama und Papa auch mal

- etwas zusammen unternehmen. Mit meinen Großeltern verständige ich mich ebenfalls per Handzeichen. (Müller, S. 22, Z: 27ff.)
- 2.68 Die Therapeutin vermutete, es würde aufgrund des Gehirnschadens eine Weile dauern, ehe ich die Frage begriff. Tatsache war, dass ich die Frage auf Anhieb verstand, aber leider nicht wusste, wie ich meine Hand gezielt von hier nach da bewegen sollte. Habe ich schon erwähnt, dass mein Körper bisweilen etwas störrisch ist? (Müller, S. 25, Z: 9ff.)
- 2.69 «Bei Autisten werden weniger Informationen gelöscht», tippte ich, «deshalb können sie leichter lernen. Dafür sind andere Dinge schwieriger.»
Und auf die Frage, was denn schwieriger sei:
«Es macht Probleme, wahrzunehmen so wie ihr, sehr anstrengend erreichen wir durch hohes Maß an Aufmerksamkeit Verständnis für eure Sicht der Normalität.» (Müller, S. 27, Z: 5ff.)
- 2.70 Meine Ohren sind extrem geräuschempfindlich, besonders bei plötzlichen Lauten. Ich ertrage laute Schulklassen oder öffentliche Veranstaltungen, doch ich falle vor Schreck fast vom Stuhl, wenn jemand aus heiterem Himmel niesen muss. Und ich höre mühelos durch geschlossene Türen und dicke Zimmerwände. Meine Augen erfassen eine Buchseite im Ganzen, und vieles registriere ich aus den Augenwinkeln heraus. Mein Gehirn filtert kaum eine Information heraus, so dass sich die einströmenden Informationen türmen, stapeln, durcheinanderwirbeln und raufen. (Müller, S. 28, Z: 26ff.)
- 2.71 Häufig genug macht mir diese Reizüberflutung zu schaffen. Meine Sinne möchten wohl wettmachen, was mein Körper zu leisten nicht imstande ist, und laufen auf Hochtouren. Wenn es zu viel wird, dann blende ich ganz gezielt optische Signale aus und konzentriere mich auf die akustischen. (Müller, S. 29, Z: 25ff.)
- 2.72 Die Augen kann man schließen, wenn es zu viel wird, die Ohren nicht. Sie fangen an zu jucken und zu surren. Aus diesem Grund reibe ich mir die Ohren, wenn ich müde bin. Außerdem kitzeln die Gedanken an der Innenseite der Schädelkalotte, so dass ich mir den Kopf kratze. (Müller, S. 29f., Z: 34ff.)
- 2.73 Die Qual des fatalen Missverständenseins
begleitet meinen Weg,
geniale Gedanken finden nur selten den schmalen Steg
ins stressgeplagte Alltagsdenken,
in diese vorgedachten Welten
aus tristem Grau in Grau,
welche ich schmerzbehaftet nur von außen schau.
Autisten denken schnell und bunt,
sehen Eckiges mitunter rund,
reiben sich am Unverständensein wund,
tun deshalb ihre Sicht nur selten kund.
Ich möchte diesen Zaun einreißen,
Hindernisse über den Haufen schmeißen,
längst überfällig euch beweisen,
es steckt auch Eckiges in Kreisen.

Diese Mauer, die muss nicht bleiben,
es gibt Stumme, die schreiben,
und Blinde, die malen.
Autisten verstehen die Sprache der Zahlen.
Es gibt Taube, die musizieren,
und Downies, die studieren.
Wir sollten mutig Inklusion probieren!
Nur wenn wir durch die Nischen und die Lücken spähen,
das Bunte in der Welt des anderen sehen,
sodann den Weg gemeinsam gehen
in respektvollem Verstehen,
so werden wir die Farbe sehen,
den Sinn und auch die Freude! (Müller, S. 31f., Z: 26ff.)

- 2.74 Allen Prognosen zum Trotz verstand ich von Anfang an deutlich mehr, als meine Diagnosen vermuten ließen, und manch einer war über meinen klaren Blick erstaunt. Dennoch war kaum jemand geneigt, mir klare Gedanken zuzutrauen. Nicht wenige Therapeuten scheiterten dabei, mir Dinge beizubringen, während ich schier an ihren Zweifeln zerbrach. (Müller, S. 32, Z: 25ff.)
- 2.75 So ungewöhnlich es auch erscheinen mag, Aufgaben und Input vergrößern nicht etwa das kreative Chaos im Kopf, sondern helfen, Gedanken zu bündeln und neu zu sortieren und zwingen mich, in eurer Welt zu verweilen, während mich Phasen der Langeweile weiter in die autistische Welt hineintreiben. (Müller, S. 34, Z: 30ff.)
- 2.76 Es gibt ein Davor und ein Danach in meinem Leben. Fein säuberlich getrennt durch die Worte «Facilitated Communication» (FC), die so viel bedeuten wie «Gestützte Kommunikation» und die es mir ermöglichen, Ihnen meine Geschichte zu erzählen. Ich bin auf Hilfe angewiesen, so viel wissen Sie nun schon. Nicht ab und an oder für bestimmte, schwierige Handgriffe. Nein, ständig und für Banalitäten, denn mein Körper ist störrisch und widersetzt sich beharrlich meinen Befehlen. An dieser Sturheit vermag das Gestützte Schreiben nun auch nichts zu ändern, doch es bietet mir die Möglichkeit zu fragen, zu bitten und zu erklären – und somit gibt es mir ein Stück Menschenwürde zurück. (Müller, S. 37, Z: 10ff.)
- 2.77 Doch es ist schwer, in einer Sprache zu schreiben, die dem Stützer überhaupt nicht geläufig ist, oder Mathematikaufgaben zu lösen, die den Stützer in Panik versetzen, da sich seine Unsicherheit eins zu eins auf mich überträgt und mir die emotionale Stütze raubt. Solche Momente lähmen mich regelrecht und bewirken einen Rückzug in meine Welt. Ich weiß die Antwort, doch sie findet dann keinen Weg von mir in Eure Welt. Wie gesagt: Schreiben ist meine Brücke in Eure Welt, mein Tor zur Freiheit. Trotzdem schreibe ich nicht mit jedem. Da ist sie also wieder: meine autistische Sturheit. Über diesen Schatten konnte ich leider noch nicht springen. Das macht das tägliche Leben natürlich nicht einfacher, und Mama hat es zeitweise hart getroffen, gerade anfangs, als man ihr streckenweise nicht glaubte. (Müller, S. 39, Z: 30ff.)
- 2.78 Angesichts meiner Behinderung ist manches anders als gewohnt. Das Normale wird zu Besonderem, während mir manches Schwere erstaunlich leichtfällt. So ist es auch nicht verwunderlich, dass meine Schullaufbahn einer Achterbahn gleicht mit Höhen und Tiefen,

- emotionalen Loopings, Beschleunigungen und Spurwechseln. (Müller, S. 41, Z: 5ff.)
- 2.79 Womit sie nicht gerechnet hatte, war, dass ich nicht mit jedem schreiben kann oder will. In meiner gekränkten Eitelkeit entschied ich mich, mit völligen Laien zu schreiben, aber die Profis zu ignorieren, und das besonders, wenn sie kein Vertrauen in mich hatten und mich erst auf die Probe stellen wollten. Das war reichlich unklug von mir und verkomplizierte die Dinge unnötig. Aber es ging einfach nicht. Durch mein Verhalten wurden die Lehrer natürlich in ihrer Sichtweise bestätigt, so viel ist mir im Nachhinein klar. (Müller, S. 43, Z: 24ff.)
- 2.80 Mein Höhenflug endete ziemlich abrupt, als ich Ende Oktober 2009 ins Krankenhaus kam. Meine linke Hüfte war luxiert und musste rekonstruiert werden. So bald wie möglich wollte ich in die Schule zurück, denn abgelenkt und beschäftigt lassen sich Schmerzen leichter ertragen. (Müller, S. 52f., Z: 32ff.)
- 2.81 Es ist nicht leicht, wenn man auf Hilfe angewiesen ist und dabei noch nicht mal laut aussprechen kann, was man benötigt. Ich könnte ja antworten, aber man muss erst mal auf die Idee kommen, mich zu fragen. Meine Geduld wird oft auf eine harte Probe gestellt, und die der anderen auch. Da ich leider nicht mit jedem schreiben kann oder mir oft genug meine Spastik einen Strich durch die Rechnung macht, bleibt an manchen Tagen letztlich nur noch Gebrüll, was die Stimmung freilich nicht zu steigern vermag. (Müller, S. 56, Z: 23ff.)
- 2.82 «Warum ist der Junge nur so stur?» In der Mutter wächst Verzweiflung pur. Der Vater befiehlt in strengem Ton: «Jetzt kommst du endlich mit, mein Sohn!» Doch dieser sieht sie staunend an, er fragt sich, wie man nur so blind sein kann. Dies ist gewiss kein Siegestor, Blut und Krieg brachten es hervor. Sie sollten ein enges Tor finden, um die Not zu überwinden. Und während der Vater weiter tobt, der Verkehr weiter tost, die Mutter den Tränen nahe ist, da dämmert ihm ganz sacht, Gott hat ihn anders als die anderen gemacht. Noch hat keiner nachgedacht, noch hat sich keiner Sorgen gemacht ... (Müller, S. 87, Z: 10ff.)
- 2.83 Doch wenn sie sein autistisches Geheimnis erkennen, werden sie dann rennen oder die Krankheit beim Namen nennen? Werden sie durch das große Tor der Verständnislosigkeit gehen oder entgegen allen Vorurteilen versuchen zu verstehen, dass sie die Realität nur aus verschiedenen Perspektiven sehen? (Müller, S. 87, Z: 21ff.)
- 2.84 Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. «So viel du brauchst!» Dieser Satz brannte sich ein in sein müdes Denken. Das war es! Das war der Schlüssel! Glasklar erkannte er: Es war nie genug gewesen! Immer hatte einer der Beteiligten Mangel gelitten. Manchmal er und oft durch sein Verschulden der andere! Weil er nie begriffen hatte, dass nicht jeder das Gleiche braucht. «Gott, verzeih!» (Müller, S. 91, Z: 8ff.)
- 2.85 Ich spreche aus Erfahrung, auch mir wurde attestiert, es mache keinen Sinn, die Buchstaben mit mir zu üben! Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass ein Mensch in der Lage ist, klar zu denken und so zu empfinden wie andere auch, und dies schlicht nicht zu zeigen vermag. Ähnlich einem Computer, der bei intakter Hardware und Software Gefahr läuft, entsorgt zu werden, da sein Bildschirm defekt ist. (Müller, S. 94, Z: 15 ff.)
- 2.86 Eines bedrückt mich besonders: Ermisst sich der Wert eines Menschen nur durch seinen IQ? Ist der Mensch nicht mehr wert? Weshalb sprechen alle von Defekten statt von Varianten? Hat

nicht jeder Mensch Stärken und Schwächen, welche sich idealerweise ergänzen? Anna scheint ein soziales Talent zu haben, welches vielen Gesunden fehlt. Wurde auch der emotionale und soziale IQ bedacht?

Und geht unserer Gesellschaft nicht viel verloren, wenn so viele Mitglieder mit dem Stempel der Mangelhaftigkeit bedacht werden? Tun wir uns und unserer Gesellschaft einen Gefallen, wenn Themen wie Krankheit, Behinderung und Tod tabuisiert und die Betroffenen aus dem öffentlichen Leben ausgeklammert werden? Sie nehmen mir hoffentlich nicht übel, wenn ich die Bezeichnung «Behinderung» nicht leiden mag. Das amerikanische «special needs» trifft die Sache eher und respektiert dabei die Würde der Betroffenen. (Müller, S. 94, Z: 32ff.)

- 2.87 Mein Lieblingsroman ist «Was würde Jesus tun?» von Garrett W. Sheldon. ... Auch mir gefällt es, über diese Frage nachzusinnen, selbst wenn ich nur wenig tun kann. Meist ändere ich daher die Frage ab in: «Was würde Jesus denken?» (Müller, S. 96, Z: 1ff.)
- 2.88 Zur Begrüßung des Bundespräsidenten erhoben sich alle – außer mir, er möge es mir verzeihen. Das Ambiente war grandios, die Veranstaltung selbst famos! (Müller, S. 101, Z: 25ff.)
- 2.89 Da haben wir es wieder: mein Gedankenkarussell. Es dreht sich, reißt mich mit fort und beschleunigt meine Zeit auf Lichtgeschwindigkeit, um dann abrupt anzuhalten, heftig gebremst durch einen Anfall. Der krampfartige Schmerz beendet meinen Höhenflug und konfrontiert mich mit dem Boden der Tatsachen: Es gibt Fragen, die ich nur marginal beantwortet bekomme. Das Thema Zeit gehört wohl auch dazu. Und falls es doch anders kommt, werde ich mein Wissen gerne mit Ihnen teilen! (Müller, S. 107, Z: 19ff.)
- 2.90 Diese Highlights lindern meinen Schmerz um all die verpassten Chancen im Leben, sie tragen mich über so manchen depressiven Abgrund hinweg, denn auch solche Phasen kenne ich zur Genüge. In solchen Momenten bin ich versucht, in Selbstmitleid zu baden. Mama war geschockt, als ich mit gerade mal sieben von Depressionen sprach. «Kann öde sein!», erklärte ich ihr und brachte sie damit ordentlich zum Nachdenken. (Müller, S. 114, Z: 4ff.)
- 2.91 Bis dahin war sie davon ausgegangen, dass zwar nichts normal war, dass aber ich für mich in meiner Welt glücklich und zufrieden war. Sie versuchte gegenzusteuern, indem sie mir positive Lebensläufe vor Augen führte, mit mir betete und mir neben der Bibel auch Bücher wie die «Ärztliche Seelsorge» von Viktor E. Frankl zu lesen gab. Den positiven Ansatz von Herrn Frankl und seine Bemühungen um Versöhnung finde ich beachtlich und sehr hilfreich. Von ihm stammt das Bild mit dem Sandkorn in der Muschel, welches mir Mama so oft vor die Augen malt. Ich bete, dass aus meinem Sandkorn, meinem Schicksal, eine Perle werden darf. (Müller, S. 114, Z:11 ff.)
- 2.92 Nicht alles ist positiv verlaufen, und im täglichen Leben fühlt sich nur wenig so locker und leicht an, wie es sich vielleicht liest. Denn alles Verstehen der Welt hilft nichts oder wenig, wenn es an der Durchführung scheitert, weil der Körper sich den Befehlen widersetzt. (Müller, S. 115, Z: 13ff.)
- 2.93 Auch Missverständnisse sind vorprogrammiert, wenn man nicht sprechen kann und sagen, dass Z: B. eine Falte im Schuh drückt, weil sich natürlich nicht pausenlos die Gelegenheit zum

Schreiben ergibt. Ich habe gelernt, solche Dinge weitestgehend zu verdrängen, und konzentriere mich stattdessen auf meine Texte. Mama wundert sich dann in der Folge, wie es sein kann, dass ich Blasen an den Füßen habe, obwohl ich keinen Schritt laufe. (Müller, S. 115, Z: 25ff.)

2.94 Nach wie vor treffen mich epileptische Anfälle wie ein Blitz aus heiterem Himmel, doch es sind weit weniger. Auch die Bauchkrämpfe sind Gott sei Dank weniger geworden. Dafür gleichen aber die wenigen Male einem Höllenritt. (Müller, S. 116, Z: 29ff.)

2.95 Gott sei Dank bleibt die Zeit nicht stehen. Und so ging auch dieses triste Kapitel vorüber. Die Operation linderte die Hüftschmerzen, doch leider kann ich mein linkes Bein nicht mehr so bewegen wie vorher. An den Gelenken liegt es nicht, die Kombination aus Schiene und täglicher Physiotherapie hat funktioniert, und keines ist steif geworden. Es scheint eher so, als ob die Befehle nicht ankommen, als wenn die Nervenleitung unterbrochen wäre. Trotz täglichem Üben laufe ich daher immer noch nicht so wie vor der Operation. (Müller, S. 121, Z: 20ff.)

2.96 Das bastardartige Gefühl des Ausgestoßenseins,
welches viele Behinderte und auch
anderweitig Leidgeprüfte ertragen müssen,
ist häufig kaum auszuhalten,
geht mitunter an die Substanz,
ist bisweilen katastrophal!
So mancher findet sich
am Rande des Abgrunds wieder,
der Verzweiflung nahe,
und der fassungslose Verstand
treibt sich selbst in den Wahn.
War das Gottes Plan?
Was bezweckt er mit solch «nutzlosem Leben»?
Warum hat er es uns gegeben
und dabei doch die Chance auf Normalität versagt?
Hört er es, wenn man sich beklagt?
Warum wird Erleichterung vertagt?
Birgt das Leiden einen Sinn?
Bringt es am Ende doch Gewinn? (Müller, S. 124f., Z: 27ff.)

2.97 Krieg und Frieden toben in meinem Körper,
raufen um die besten Plätze,
und ich verliere jede Wette,
wo die nächste Schlacht geschlagen wird.
Manchmal wäre ich
mit Waffenstillstand schon zufrieden,
bete aber ständig um den Frieden.
Bin allezeit bereit,

- denn der nächste Schmerz ist –
der Erfahrung nach – nicht weit.
Er sucht sich jedes Mal ein anderes Kleid. (Müller, S. 125, Z: 32ff.)
- 2.98 Stephen Hawking fasziniert mich schon aufgrund seiner ähnlichen Situation trotz einer völlig anderen Grunderkrankung. Auch er sitzt im Rollstuhl, ist auf Hilfe angewiesen und kann nicht sprechen. Doch denken kann er sehr wohl – wie jeder weiß. (Müller, S. 134, Z: 29ff.)
- 2.99 Sein (*Stephen Hawking*) Nichtbeachten der Behinderung verdient meinen höchsten Respekt. Denn nicht die Defizite machen einen Menschen aus, sondern wie er damit umgeht und was er aus seinem Leben macht. (Müller, S. 136, Z: 10ff.)
- 2.100 In Kitty Fergusons Biografie «Das Universum des Stephen Hawking» kann man lesen, dass im Zusammensein mit Stephen Hawking seine Behinderung «unbedeutend» ist. Die körperlichen Unzulänglichkeiten rücken in den Hintergrund. Hingegen wird von seinen Leistungen berichtet, von seinem tapferen Lebensmut und vor allem von seiner humorvollen Liebenswürdigkeit.
- 2.101 All dies vermittelt laut Kitty Ferguson «die wichtige Erkenntnis, dass es eine Gesundheit gibt, die die Grenzen jeder Krankheit überwindet». Dies gefällt mir, davon möchte ich mir gerne eine Scheibe abschneiden! (Müller, S. 136, Z: 24ff.)

3 Betreuung

- 3.1 Die Schwestern sprachen vor allem über unsere Scheisse. Ihr Englisch war sehr begrenzt, und das meiste davon waren Schimpfwörter. Deshalb versuchten wir unseren Stuhlgang so lange zurückzuhalten, bis wir fast platzten, nur um das schreckliche Geschimpfe zu vermeiden. Selbst wenn es Toiletten gegeben hätte, wir hätten ja doch nicht selbst dorthin gehen können, und so trugen wir alle Windeln. (McDonald, S. 29, Z: 14)
- 3.2 Wer keine Verdauung hatte, dem wurde ein Zäpfchen in den Po gerammt. So wollten es die Vorgesetzten, die ein Buch angelegt hatten, in dem jede diesbezügliche Lebensäußerung für die Nachwelt aufgezeichnet wurde. Es hiess «Töpfchen-Buch» und brachte uns Qualen ohne Ende, denn «kein Stuhlgang» bedeutete «Abführmittel». Nach einem Tag «ohne» gab es Tabletten, nach zwei Tagen Zäpfchen, nach drei Tagen einen Einlauf. Wir wurden nicht gefragt. Manche Schwestern machten keine Eintragungen, und so bekamen wir viele unnötige Zäpfchen. Wenn man dann endlich Stuhlgang hatte, musste man sich auch noch die Bemerkungen über den Gestank und die Sauerei anhören. Statt die Abführmittel abends zu geben, wo sie am wenigsten Ärger gemacht hätten, bekamen wir sie immer morgens oder mittags, so dass Vormittag oder Nachmittag garantiert verdorben waren. Das wäre nicht so schlimm gewesen, wenn es ab und zu mal vorgekommen wäre, doch manche bekamen jeden zweiten Tag Abführmittel. (McDonald, S. 29, Z: 21ff.)
- 3.3 Medizinisch wurden wir schlechter versorgt als zu Hause. Lachen war unsere einzige Medizin ausser Abführmitteln und krampfhemmenden Medikamenten. Doch Lachen war gefährlich, weil es mit epileptischen Anfällen verwechselt und mit Valiumspritzen behandelt wurde. Die Schwestern hatte noch nie mit körperbehinderten Menschen zu tun gehabt und konnten

- überhaupt nicht unterscheiden, welche Äusserungen denen normaler Kinder entsprachen und welche wichtige Schmerzsignale waren, die man behandeln musste. (McDonald, S. 30, Z: 2ff.)
- 3.4 Überbesorgte Schwestern hielten uns oft für kränklich und liessen uns im Bett, bis wir Fieber hatten. Danach wurden sogar Kinder, die nicht körperbehindert waren, schwach und blass. (McDonald, S. 31, Z: 15)
- 3.5 Für die spastisch gelähmten Kinder war das Liegen eine Katastrophe. Ihre Krämpfe wurden im Liegen schlimmer als im Sitzen, sie konnten weniger klar sprechen, sich schlechter durch Gesten verständlich machen, jede Interaktionsmöglichkeit wurde ihnen genommen. (McDonald, S. 30, Z: 17ff.)
- 3.6 Wir waren alle in den Käfig unserer Einsamkeit verbannt. Unsere Lebenskraft sank. Wir wurden anfällig für Infektionen, was die Schwestern darin bestätigte, dass sie recht hatten, uns im Bett zu behalten. (McDonald, S. 30, Z: 21ff.)
- 3.7 Trotzdem mochte ich manche Schwestern gleich sehr gerne. Ich finde es bewundernswert, wie sie mit den vielen Kindern fertig wurden und dennoch liebevoll mit uns umgingen. Alle Schwestern behandelten uns wie Babys, aber manche eben wie süsse Babys. (McDonald, S. 30, Z: 27)
- 3.8 Die Nachtschwester von Station vier hatte ich besonders gerne. Sie war nie nervös oder aufgeregt, sondern ging aufmerksam und geschickt mit uns um. Sie behandelte uns immer gut, gleich, ob wir darauf reagierten oder nicht. (McDonald, S. 30, Z: 31)
- 3.9 Es dauerte ein bisschen, bis uns klar wurde, dass wir hier gar nicht behandelt wurden. Schliesslich erwartet man von einem Hospital, dass die Patienten auch anders als in Särgen entlassen werden. (McDonald, S. 30, Z: 35ff.)
- 3.10 Wir gaben uns Mühe, sie nicht zu hassen, aber das fiel uns schwer. Nicht nur, dass sie wieder nach Hause durften, sie bekamen auch viel mehr Aufmerksamkeit, als ihnen gerechterweise zustand. Die Schwestern machten furchtbar viel Aufhebens von ihnen, und wir gerieten dabei noch mehr ins Hintertreffen. Denn es interessierte sie herzlich wenig, wenn einer von uns mager, kränklich oder traurig war. (McDonald, S. 31, Z: 7)
- 3.11 Ja, ich hatte auch schon einen Mann als Betreuer. Sehr lieb aber unsicher. Auch der, der mir den Compi installiert ist lieb und unsicher. (Schär, S. 174, Z: 6ff.)
- 3.12 Halbes Jahr. Er konnte nicht schreiben mit mir und war unsicher, ob ich es kann und wollte mich nicht ernst nehmen. Zuerst meinte ich, dass er mich nicht ernst nahm und dann, dass er sich selber nicht ernst nahm. (?). Ich habe keine Mühe, wenn mich ein Mann betreut. (Schär, S. 174, Z: 11ff.)
- 3.13 Ich übe gerade schreiben mit Blanka, meiner neuen Assistentin. (Schär, S. 219, Z: 6ff.)
- 3.14 Ich möchte gerne etwas zur Integration sagen. Ich besuchte bis zu den Sommerferien die normale Primarschule. Da ich gelähmt bin und nicht laut sprechen kann, brauche ich meistens Assistentinnen um mich herum. Integration heisst für mich teilnehmen am wirklichen Leben, den Alltag mit meiner Mutter und meinen Assistentinnen erleben zu können. (Schär, S. 219,

Z: 7ff.)

- 3.15 Ich habe nicht viele Freunde, mit denen ich etwas unternehmen kann. Ich finde das sehr traurig. Ich möchte selber leben können. Ich möchte leben können wie die anderen Menschen. Ich sehe aber sehr gut, dass das sehr schwierig sein wird. Ich brauche ganz viel Pflege. Es muss jemand den ganzen Tag mit mir sein. (Schär, S. 220, Z: 17ff.)
- 3.16 Meine Assistentinnen arbeiten für einen Lohn, von dem man nicht gut leben kann. Die Arbeit ist sehr schwer und anspruchsvoll, dazu gehört neben der Pflege auch die Fähigkeit, mit mir umzugehen, obwohl ich viel schwieriger bin, weil ich mit meiner Behinderung zu kämpfen habe. Sie müssen meinen Schulstoff beherrschen, u. a. Latein. Deshalb sollten sie zumindest die Matura haben, am besten einen pädagogischen Beruf haben. Sie verdienen aber bei mir zu wenig, weshalb viele wieder gehen. (Schär, S. 246, Z: 1ff.)
- 3.17 Meine Assistentinnen müssen auch eine besondere Fähigkeit haben. Sie müssen mit mir schreiben können. Nur besonders feinfühlig Menschen können das wirklich gut. Die finde ich wirklich nur sehr selten. Deshalb ist es wichtig, dass sie es sich leisten können, bei mir zu bleiben. (Schär, S. 246, Z: 1ff.)
- 3.18 Eines Tages stellte sich eine neue Assistentin bei mir vor. Sie konnte sofort mit mir schreiben. Ich war glücklich, weil ich das noch nie erlebt hatte vorher. Ich war im siebten Himmel, weil wir ganz schnell miteinander kommunizieren konnten. (Schär, S. 261, Z: 2ff.)
- 3.19 So geht es mir nicht aus dem Kopf, wie ein Lehrer mich nicht direkt ansprach, sondern mit meiner Stützpersion über mich redete. Er wollte etwas wissen, fragte aber nicht mich diesbezüglich, sondern meine Begleiterin. Zum Glück habe ich immer wieder Begleiterinnen, die die Lehrer darauf aufmerksam machen. So gebe ich die Hoffnung nicht auf, dass sie es eines Tages auch noch lernen! (Schär, S. 276, Z: 14ff.)
- 3.20 Die Schüler und Schülerinnen haben vielleicht Mühe, weil immer eine erwachsene Person dabei ist. Das möchte ich ja selber nicht! Das geht nur, wenn jemand versucht mit mir selber zu schreiben. Wer es versuchen möchte, melde sich bei mir! Es wird schon schief gehen! (Schär, S. 276, Z: 21ff.)
- 3.21 Sprechen ist manchmal Lebens notwendig. Ich brauche Menschen, die mit mir schreiben, damit ich leben kann. (Schär, S. 282, Z: 21f.)
- 3.22 Deshalb sollten meine Assistentinnen mich fragen, was ich machen will, auch wenn ich etwas für die Schule machen sollte. Es ist meine Entscheidung, wann ich was mache! Vielleicht haben die Assistentinnen manchmal Angst, etwas gegen den Willen meiner Mutter zu tun, aber sie sind für mich da und nicht für sie. (Schär, S. 297, Z: 14ff.)
- 3.23 Ich kann auch selbst mit Mama streiten und brauche jemanden, der übersetzt. Das braucht viel Mut, aber ich bin glücklicher, wenn ich ab und zu raus kann, als wenn alle Aufgaben gemacht sind. (Schär, S. 297, Z: 20ff.)

4 Beziehung/Kommunikation zu Gott

- 4.1 Mutter hatte es möglich gemacht, ein Radio anzuschaffen, indem sie wöchentlich eine halbe Krone dafür zahlte. Weil ich nicht wie die andern zur Messe gehen konnte, durfte ich an jenem Heiligen Abend aufbleiben, um die Mitternachtsmesse zu hören, ... (Brown, S. 34, Z: 22ff.)
- 4.2 Was war ich, fragte ich mich, wie ich so dasass? Der liebe Gott hatte sich mit mir einen seiner Scherze erlaubt. Mein Leben schien sinnlos zu sein, es hatte keinen Zweck und keinen Wert. Ich war ein Gefangener zwischen Kerkerwänden, ich spürte deutlich, wie diese Mauern mich jetzt, je mehr ich heranwuchs, fester umschlossen. Ich sehnte mich danach, frei zu sein; ich sehnte mich danach, die Mauern zu sprengen und zu entfliehen. (Brown, S. 21, Z: ff.)
- 4.3 Am schlimmsten von allem war die allmählich aufsteigende Empfindung, dass sich hinter meinem Elend etwas ganz Albernes, etwas Grausames und Sinnloses verbarg. Wenn ich überhaupt an Gott dachte, so nur mit einem Gefühl von Groll. Ich betete jeden Abend mit den anderen zusammen, aber ich tat es ganz automatisch, ohne einen Gedanken oder echtes Empfinden in die gesprochenen Worte hineinzulegen. Sogar Gott schien mir zu entgleiten als ich älter wurde. (Brown, S. 92f., Z: 32ff.)
- 4.4 Ich betete und betete um Heilung. (Brown, S. 99, Z: 35)
- 4.5 Es mag reiner Zufall, ein blosses Zusammentreffen von Umständen gewesen sein, aber für mich, und gerade wegen all dessen, was es mir später bedeutete und schenkte, schien es mir damals und seither immer nichts Geringeres zu sein als ein Wunder - ein wahrlich schönes Wunder, nicht, weil es soviel Gutes für mich brachte, sondern weil es einen Glauben aufrichtete, wo vorher nur Bitterkeit und Enttäuschung gewesen war. (Brown, S. 108, Z: 24ff.)
- 4.6 An jenem Abend betete ich vorm Einschlafen, es war ein Gebiet der Dankbarkeit - und der Reue, weil ich gezweifelt hatte. (Brown, S. 109, Z: 4ff.)
- 4.7 So war es - ich hasste mein eigenes Elend, ich verabscheute es. Ich war gequält, empört -, allein schon bei dem Gedanken, dass ich anders beschaffen war - grausam anders - als andere Menschen. Und doch sollte ich bald erkennen, dass gerade dieses Elend, das ich in meinen schlimmsten Augenblicken für einen Fluch Gottes hielt, eine seltsame Schönheit in mein Leben hineinbringen sollte. (Brown, S.134, Z: 19ff.)
- 4.8 Bei Stephens Tod verlor ich meinen Glauben an Gott. Bis dahin hatte ich an einen fürsorglichen Gott glauben wollen, der sogar Menschen wie uns liebte. Aber niemand, der Stephen liebte, hätte ihn als Gefangenen seines eigenen Körpers und der Health Commission sterben lassen. (McDonald, S. 244, Z: 7ff.)
- 4.9 Von ganzem Herzen dankte er seinem Herrn, dass er ihm die Verzweiflung genommen hatte. (Nolan, S. 32, Z: 32ff.)
- 4.10 In seinen Gebeten flehte er den lieben Gott um Hilfe an. ... der liebe Gott besah sich seine linke Hand und befand, dass die Fähigkeit, weggesperrte Geheimnisse zu verraten, langes,

- einsames, stümperhaftes Umhertasten verlangte. (Nolan, S. 60, Z: 19f.)
- 4.11 Was soll ich mit mir anfangen, wenn ich das Elternhaus verlasse, fragte er laut. Er nahm an, Gott werde seine Lippensprache schon verstehen. Er fragte, ohne auch nur die leiseste Tröstung zu erwarten. Was wird geschehen, wenn ich auf die Central Remedial Clinic School in Dublin gehe? Was soll aus mir werden, wenn ich niemanden habe, der meine Sprechweise versteht? Was werden meine Lehrer von mir halten? Ich habe Angst, hörst du mich, sieh mich doch nicht an und schweige! Ich habe Angst, Angst vor meinem Leben, weil ich weder Mutti noch Vati und nicht einmal Yvonne haben werde. Ich werde ganz auf mich gestellt sein, mit meinem kreisenden Kopf, unfähig zu sprechen, unfähig, mich mit den Armen zu umfassen, wenn mir bange wird. Gott, wenn du an meiner Stelle wärst, hättest du etwa keine Angst? (Nolan, S. 70f., Z: 35ff.)
- 4.12 ..., aber er nickte dem Horizont zu. Gott, verzeih mir, wenn ich dich mit meinem Warum zurechtwies, betete er, aber wie hätte ein kleiner Kerl wie ich wissen sollen, dass ein inständiges Gebet von mir genügt, Gott dazu zu bewegen, Tür und Tor zum Himmel aufzustossen? In Begleitung seiner Familie brüstete er sich kindisch, aber in der Stille der Nacht tauchte er seinen Tröster in Ozeane kreatürlichen Dankes. Auch die heilige Kommunion rückte seinen Tröster in greifbare Nähe, und den engen körperlichen Kontakt krönte stillverzweifelt die Kredenz. Das Abendmahl diente einem grossartigen Zweck: es diente dazu, Gott bei Ihm einkehren zu lassen und ihn bei einem dienstbaren Gott. (Nolan, S. 84, Z: 18ff.)
- 4.13 Wie gewohnt schwamm Joseph sich von seinem strangulierten Körper frei. Er spürte, wie die in ihn eingesenkte Gewissheit Christi seine Seele besänftigte und ihn mahnte: «Was fürchtest du dich? Sieht doch, wie der Geist sich ergiesst!» (Nolan, S. 111, Z: 30ff.)
- 4.14 Als der Vierzehnjährige all seinen eingekerkerten Mut zusammennahm und Vergebung für die Sünde des Zweifels erbat, wurden ihm seine unerquicklichen kalten Verzweiflungsschreie anders als in früheren Nächten behaglich warm. (Nolan, S. 127, Z: 14ff.)
- 4.15 Josephs Danksagung war fruchtbar. Er überschüttete seinen Herrn mit von Herzen kommendem, ausgeschmücktem Dank. Er erbat Verzeihung für seine Vergesslichkeit und nickte verschämt seinem Buch im Küchenschrank zu. Habe ich jetzt nicht Grund zu Stolz, flötete er. Kannst du mich nicht wenigstens soweit freisprechen, dass ich auf spätere Ernüchterung vorbereitet bin? (Nolan, S. 137, Z: 19ff.)
- 4.16 Er gab Gott die Schuld. Wie konnte ein gütiger Gott mitansehen, dass ein stummer Krüppel seiner wehrlosen Stimme wegen angegriffen wurde? (Nolan, S. 146, Z: 7ff.)
- 4.17 Jetzt wollte er Gott sagen, was er von ihm hielt. Als sie an diesem Tag die Vernon Avenue entlangbummelten, plauderte Matthew drauflos. Joseph hörte nicht zu. Kein einziges Mal blickte er hinter sich, seinem Vater ins Gesicht, kein einziges Mal lächelte er, kein einziges Mal versuchte er mit ihm zu reden. Matthew schien nichts zu merken, oder wenn er es tat, übersah er es geflissentlich, denn er war ganz der Alte, wie immer gesprächig. (Nolan, S. 146, Z: 10ff.)
- 4.18 ..., sein Jungenherz war gebrochen, und er wusste, wer Schuld daran hatte. Die hellen, zornigen Augen des aufsässigen Jungen blickten zu dem grossen Kreuzifix hinauf, und indem er mit dem linken Arm einen weiten Bogen beschrieb, bedachte er den toten Christus mit einer

- obszönen Geste. Geräuschvoll atmend, sah er seinen Vater an und befahl ihm dreist mit einer schwungvollen Kopfbewegung, seinen Rollstuhl hinaus zu schieben. (Nolan, S. 147, Z: 7ff.)
- 4.19 In der ganzen Hölle war an diesem Tag kein schlimmerer Teufel zu finden. Joseph Meehan war einer Prüfung unterzogen worden und war unterlegen. Gleichwohl fühlte er sich stark, er empfand eine neue, wilde Freude. Er hatte Gott Bescheid gegeben, was er von ihm und seinem Kreuz hielt. Er war immer noch wütend. (Nolan, S. 147, Z: 15ff.)
- 4.20 Auf dem Heimweg hatten sie gerade die Hälfte der Strecke zurückgelegt, als die Hölle schallend zu lachen anfang. Stell dir vor: Gott zu sagen, dass er dir den Buckel herunterrutschen soll. So begann es in ihm zu bohren. Stell dir vor: dem gekreuzigten Christus zu sagen, dass er dich am Arsch lecken kann. Stell dir vor: die Frechheit zu besitzen, vor der Kreuzigungsszene obszön zu sein. (Nolan, S. 147, Z: 25ff.)
- 4.21 Christus hatte seinen Kummer erkennen lassen, und der Junge zauderte. Wieder nagte an ihm der Kummer, aber sein Herz zögerte. ... Dann zuckte seine Seele, wie von einem Blitzstrahl getroffen, zusammen. Übermorgen bringt er mir das Abendmahl, schalt ihn sein Gewissen. Was soll ich nur tun, quälte er sich. (Nolan, S. 148, Z: 1f.)
- 4.22 Eingesperrt in sein knöchiges Gefängnis, lag er abends im Bett. Er sah die Gitterstangen seines goldenen Käfigs vor sich. Aber Käfigvögel singen doch so süß, höhnte ihn die Verzweiflung. Eitel, eitel, alles ist eitel, gab ihm seine Vernunft zu bedenken, aber mit diesem Gedanken bettete Tröstung entenflaumenweich die kalte Stimme des Jungen. (Nolan, S. 148, Z: 10ff.)
- 4.23 Welcher nun unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber zu Gericht, mahnte ihn sein Gewissen. Joseph bereitete der Gedanke Sorgen. Seine Sünde hiess Eitelkeit, Verzweiflung war sein Sündenfall. (Nolan, S. 148, Z: 16ff.)
- 4.24 Aber Joseph, der um sein Seelenheil bangte, brauchte die Vergebung der Sünden. Da niemand von seiner Auflehnung wusste, konnte ihm auch niemand beistehen. So sass er in der Küche und sah seiner Familie bei den Sonntagsvorbereitungen zu, während er selbst ganz und gar nicht vorbereitet war. (Nolan, S. 148, Z: 29ff.)
- 4.25 Indem er Joseph im Namen der Heiligen Dreifaltigkeit von seinen Sünden lossprach, liess er dessen reuige Seele vom Schindanger auferstehen. (Nolan, S. 151, Z: 5ff.)
- 4.26 Als Joseph Meehan, der freigesprochene Sünder, an diesem Sonnabend nach Hause rollte, tänzelte er frohlockend auf Wiesen der Freude. Nach hinten gebeugt, blickte er seinem Vater ins Gesicht und lächelte fröhlich-vergnügt. «Du bist ja ganz aufgekratzt», bemerkte Matthew. «Du musst ja ganz schön übel drangewesen sein, dass du reinen Tisch machen wolltest», setzte er hinzu. Sein Sohn lachte heraus und sandte wieder und wieder sein bejahendes Signal aus. (Nolan, S. 151, Z: 8ff.)
- 4.27 Gestärkt vom Abendmahl, empfand Joseph am folgenden Morgen unsagbares Glück und versteckte sich hinter der Gestalt seines Trösters. Dank murmelnd, bat er um Vergebung vergangener und vergessener Sünden. Als er sah, dass Glücksgefühl das Ergebnis seiner lautlos gemurmelten Gedanken war, krächte er lauthals, dass er an der ausgelassenen Unterhaltung seiner Familie und des Priesters teilnehmen wolle. (Nolan, S. 151, Z: 16ff.)

- 4.28 Die heilige Kommunion diene dazu, den stummen Jungen mit seinem stummen Gott zu vereinigen. In dessen verborgenes Ohr liess Joseph seine Flüsterrede fließen und bat darum, seine treuen Freunde mit Segnungen zu überhäufen. (Nolan, S. 165, Z: 29ff.)
- 4.29 Weisheit schien ihn zu lehren, seine furchtbare Kindheit so zu betrachten, als sei Furchtbares schön. Dass jemand seine Geheimnisse hörte, tröstete ihn und wieder bildeten sich am Brombeergerank auf der Hügelspitze Früchte. (Nolan, S. 165f., Z:35ff.)
- 4.30 In der Gegenwart Gottes heilten verjagte Träume noch stets. (Nolan, S. 197, Z: 20ff.)
- 4.31 Wenn er im Bett lag, fiel sein Auge so manches Mal auf ein Poster an der Wand, auf dem ein neuer Tag abgebildet war, geboren im Glanz einer neuen Sonne. Ein schwarzer Vogel mit spitzem Schnabel flog durch ihre Laserstrahlen. Der 139. Psalm fasste die Bedeutung des Posters in Worte: «Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äussersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten. (Nolan, S. 198, Z: 7ff.)
- 4.32 Wir gehen nicht in die Kirche, aber wir glauben an Gott. (Schär, S. 174, Z: 2ff.)
- 4.33 Nicht, dass es mich sonderlich bekümmert hätte, anders zu sein. Ich, für mich, kannte es ja nicht anders, und Gott war mir auch hier sehr nahe. Was mich irritierte, waren der stete Vergleich mit den Gleichaltrigen und die zahlreichen Therapien, vermittelten sie doch alle gleichermaßen meine Unzulänglichkeit und zielten darauf ab, mich meiner eigenen Welt zu entreißen. Mein Zufluchtsort war in Gefahr, meine Oase drohte zu verdorren! (Müller, S. 13, Z: 5ff.)
- 4.34 Und Alfonz (→*ein Delfin*) schien meine Gedanken zu verstehen. Mit ihm konnte ich mich ohne Worte verständigen, und das, was er mir mit auf den Weg gab, waren Mut und Hoffnung und ein neues Gottvertrauen. Das Vertrauen, dass Gott keine Fehler macht und dass demzufolge auch meine Situation einen Sinn haben muss, selbst wenn ich diesen momentan noch nicht erkennen konnte. Alfonz schwamm so oft doch meinen Nebel, bis er sich lichtete und sich ein Fenster öffnete. (Müller, S. 24, Z: 6ff.)
- 4.35 Ich sehe und höre anders als ihr, anders in Qualität und Quantität. Dies gestaltet mein Leben nicht unbedingt leichter. Der Filter zwischen bewusst und unbewusst scheint nicht richtig zu funktionieren, er verweigert mitunter seinen Dienst, so dass viel zu viele Informationen mein Gehirn durchfluten, manchmal sanft, mitunter aber heftig wie ein Tsunami. In solchen Fällen brennt eine Sicherung durch, und ich fange an zu krampfen. Diese Flut an Informationen gewährt mir Einblick in so manches, das euch verborgen bleibt, vorausgesetzt, meine Konzentration lässt mich nicht im Stich. Es kann interessant sein, die Aurafarben wahrzunehmen und Engel live zu sehen, doch die Tatsache, diese Erlebnisse mit kaum jemand teilen zu können, ist der Freude abträglich. Es erleichtert das Lernen und das Verstehen und oft auch die Verknüpfung unterschiedlichster Bereiche zu neuen, ungewöhnlichen und genialen Gedankengängen, doch viele Mitmenschen wissen nicht um diese autistischen Eigenheiten und jammern verzweifelnd, dies könne nicht sein. (Müller, S. 34,

Z: 13ff.)

- 4.36 Weniger glücklich war ich über sein Ansinnen, meine Anwesenheit auf zehn Wochenstunden zu reduzieren. Bei meinem labilen Gesundheitszustand bliebe dann vermutlich kaum mehr was übrig. Ich machte mir große Sorgen, dass ich dann zurück auf die Förderschule müsste, um meine Schulpflicht zu erfüllen. Gerade dahin wollte ich aber keinesfalls zurück, selbst wenn es dort Therapieangebote gibt. Da ich neben Lesen und Schreiben keine Hobbys ausüben kann, können die Therapiestunden gerne den Nachmittag füllen und müssen nicht den Vormittag blockieren, wo ich doch etwas erfahren möchte von der Welt.
Ich lag nächtelang wach und betete um ein Wunder. (Müller, S. 54, Z: 16ff.)
- 4.37 Ich bin schon oft nächtelang wach gelegen und habe mich gefragt, warum dieser häufige Wechsel sein musste. Irgendein Sinn muss darin liegen, denn Gott macht keine Fehler! Immerhin habe ich auf diese Weise gelernt, mit mehreren Leuten einen Weg zu finden, wenn dieser auch anfangs eher einem Trampelpfad gleicht und sich nicht immer bis zur Autobahn ausbauen lässt, wie es meine Freundin Veronika Raila einmal formuliert hat. (Müller, S. 59, Z: 13ff.)
- 4.38 Und wie es so läuft und hüpfet und vor Freude rennt, geschieht es, dass es einen Plan erkennt und einen Schöpfer dahinter. (Müller, S. 85, Z: 31ff.)
- 4.39 Mein Lieblingsroman ist «Was würde Jesus tun?» von Garrett W. Sheldon. ... Auch mir gefällt es, über diese Frage nachzusinnen, selbst wenn ich nur wenig tun kann. Meist ändere ich daher die Frage ab in: «Was würde Jesus denken?» (Müller, S. 96, Z: 1ff.)
- 4.40 Es heißt von Gott, er stehe über den Dingen, also auch über der Zeit. Er könnte wohl das Rätsel lüften und mir all meine Fragen beantworten, auch die, die ich nicht in der Bibel beantwortet finde. Ich gebe zu, dass ich ungeduldig bin und nicht in alle Ewigkeit warten möchte. Gerne würde ich meine Neugier befriedigen und mir Antwort an kompetenter Stelle holen, ganz oben, in höchster Instanz. Fragt sich nur, wie? Die Astrophysiker haben Gott im Weltall nicht angetroffen. Dafür haben die Quantenphysiker überraschend ein Gottespartikel entdeckt. Ist der Größte etwa im Kleinsten verborgen? (Müller, S. 107, Z: 10ff.)
- 4.41 **Quälende Ungewissheit**
Qualvoll getrieben –
auf der Suche nach Sinn –
in einem Raum von Ungewissheit gefangen,
einem Meer von Zweifeln gebeutelt
und von der Luft der Andersartigkeit eingehüllt,
welche zu dünn zum Atmen ist,
kaum Kraft zum Leben gibt,
suche ich verzweifelt meinen Weg,
einen hoffnungsvollen Steg
in ein sinnerfülltes Leben,
möchte Liebe schenken, Hoffnung wecken,
den Mut bestärken und an Jesus denken,
meine unbeholfenen Schritte

in seine Richtung lenken.

Nichts soll mich dabei bremsen:

weder Schmerzen noch Zweifel sollen mich verleiten,
der quälenden Ungewissheit Platz zu bereiten.

Gott hat auch für mich eine Aufgabe
und erklärt sie mir beizeiten! (Müller, S. 114f., Z: 25ff.)

- 4.42 Das bastardartige Gefühl des Ausgestoßenseins,
welches viele Behinderte und auch
anderweitig Leidgeprüfte ertragen müssen,
ist häufig kaum auszuhalten,
geht mitunter an die Substanz,
ist bisweilen katastrophal!
So mancher findet sich
am Rande des Abgrunds wieder,
der Verzweiflung nahe,
und der fassungslose Verstand
treibt sich selbst in den Wahn.
War das Gottes Plan?
Was bezweckt er mit solch «nutzlosem Leben»?
Warum hat er es uns gegeben
und dabei doch die Chance auf Normalität versagt?
Hört er es, wenn man sich beklagt?
Warum wird Erleichterung vertagt?
Birgt das Leiden einen Sinn?
Bringt es am Ende doch Gewinn? (Müller, S. 124f., Z: 27ff.)

- 4.43 Seid Ihr bereit, noch mal nachzudenken,
auch Kranken Gaben zuzusprechen
und Mut und Freude an diesem Leben?
Es kann durchaus Gesundheit im Kranksein geben,
und einen festen Glauben und treuen Charakter
kann niemand einem nehmen. (Müller, S. 127, Z: 5ff.)

- 4.44 Wenn es Gott gibt – und davon bin ich mehr als überzeugt –, dann muss alles einen Sinn
haben. Selbst der Schmerz. Und auch das Leid. Manchmal können wir dies nicht erkennen,
zumindest nicht aus unserer erdgebundenen Perspektive. Noch nicht. Ich habe mir schon
nächtelang den Kopf zerbrochen, worin der Sinn liegen könnte! Weshalb er ein solch
verstecktes Dasein fristet! Warum die Schicksalspäckchen solch unterschiedliche Größen
aufweisen! (Müller, S. 127, Z: 18ff.)

- 4.45 Ich scheine besonders viele Ecken und Kanten zu haben! Manchmal frage ich mich schon,
warum! Habe ich diese Rosskur wirklich verdient? Könnte ich das nicht auch anders, leichter
und vor allem schmerzfrei lernen? Ja, ich gebe zu: Ich bin beleidigt, vor allem mit mir selbst.
Doch ich bin nicht in der Position, dies zu entscheiden. Mir fehlt die alles überblickende

Perspektive. Die gebührt Gott, und er wird wissen, was er tut. (Müller, S. 127f., Z: 32ff.)

- 4.46 Es ist gut so, wie es ist,
man könnte meinen, es wäre trist.
Es kam ganz anders als geplant,
als mieses Schicksal getarnt.
Doch es ist gut so, wie es ist!
Wenn man dem Anderssein eine Chance gibt,
wenn man nicht einfach flieht,
wenn man einen Sinn in allem sieht
und dankbar ist, trotz allem, was geschieht,
dann, ja, dann ist es gut so, wie es ist!
Wenn die letzte Hoffnung garstig
zwischen den Fingern zerrinnt
und die ersehnte Heilung einfach nicht beginnt,
wenn der fiese Zweifel die Oberhand gewinnt,
dann, ja, dann ist es wichtig, dass man sich besinnt.
Dass man sich voll Vertrauen
in Seine Gegenwart begibt,
denn es ist gut so, wie es ist!
Es hilft, wenn man sich selbst auch mal vergisst,
wenn man den Wünschen
nicht zu viel Belang beimisst.
Wenn man mit dem, was man ist und hat,
zufrieden sein kann,
denn dann ist es gut so, wie es ist!
Wenn man allem zum Trotz neu beginnt,
wenn man tränenüberströmt Dankeslieder singt,
wenn man sich gegen alles wehrt, was zum Himmel stinkt,
wenn man, den anderen stützend, weiterläuft,
obwohl man hinkt,
und dabei Gott und das Leben ehrt,
weil man erkennt Sinn und Wert,
dann ist es nicht nur gut so, wie es ist,
dann wird es so, wie es sein soll! (Müller, S. 128f., Z: 11ff.)
- 4.47 Wage nur Großes zu denken,
deinen Blick nach vorne zu lenken,
der Zukunft ein Lächeln zu schenken.
Gott wird deine Schritte lenken.
Schränke Gedanken nicht ein,
zwänge sie nicht in Schubladen hinein,

sie können sonst nicht glücklich sein
 und vergiften unser Sein.
 Halte die Gedanken rein,
 sonst wirst du nicht fröhlich sein.
 Gedanken haben große Macht,
 ich hoffe, du hast dies bedacht. (Müller, S. 131, Z: 5ff.)

- 4.48 Vielleicht ahnen Sie es: Der Glaube an Jesus ist das, was mich hält mitten im Sturm. Er ist die Quelle meiner Hoffnung zu Beginn des Tunnels und der belohnende Lichtstrahl an dessen Ende. Ich wüsste nicht, wie ich die Einsamkeit in all dem Trubel ertragen sollte, wenn ich die Gemeinschaft mit Gott missen müsste. Denn nur wenige trauen sich, Freundschaft zu schließen mit einem Exoten wie mir, und menschliche Zuneigung hat nicht immer Bestand. (Müller, S. 138f., Z: 3ff.)
- 4.49 Natürlich sind Glaube und Zuversicht kein statischer Dauerzustand. Sie wollen abgeglichen, erneuert und poliert werden und sich dynamisch weiterentwickeln. (Müller, S. 143f., Z: 32ff.)
- 4.50 Ja, es gibt Wesen, die die üblichen Normen sprengen,
 sie lassen sich auf ihrer Suche nicht beengen.
 Selbst wenn sie unfähig für Alltägliches sind
 und ihre Leistungen unbeständig wie der Wind:
 tragen auch diese sonderbaren Geschöpfe ihren Teil,
 und mit Gottes Hilfe werden alle heil. (Müller, S. 148f., Z: 33ff.)

5 Beziehung zur Welt/Gesellschaft

- 5.1 Als sie erkannte, dass die Ärzte in keiner Weise helfen konnten, dass sie ihr nur raten konnten, ihre Liebe nicht an mich zu verschwenden, mit anderen Worten, dass sie vergessen solle, dass ich ein menschliches Wesen sei und besser nur als ein Gegenstand betrachtet werde, den man füttern und waschen und dann wieder beiseite schieben müsse, - Als sie das erkannte, beschloss meine Mutter, ein für alle mal die Zügel selber in die Hand zu nehmen. (Brown, S. 14, Z: 4ff.)
- 5.2 Aber es war nicht leicht für sie, denn jetzt waren die Verwandten und Freunde anderer Meinung. Sie verlangten, dass ich zwar gütig, freundlich behandelt, aber nicht ernst genommen werden solle. Es sei falsch, mich ernstzunehmen. «Um deiner selbst willen», sagten sie, «beachte diesen Jungen nicht ebenso wie die anderen; es würde letzten Endes nur dein Herz zerreissen.» (Brown, S. 14, Z: 24ff.)
- 5.3 Alles schien hoffnungslos zu sein. Es sah aus, als sei die Behauptung meiner Verwandten, ich sei ein Idiot, dem nicht geholfen werden könne, berechtigt. Sie sprachen jetzt von einer Anstalt. «Niemals!» sagte meine Mutter beinahe heftig, als man ihr diesen Vorschlag machte. «Ich weiss, dass mein Sohn kein Idiot ist. Sein Körper ist zerrüttet, nicht sein Geist. Dessen bin ich gewiss.» (Brown, S. 16, Z: 19ff.)
- 5.4 Die Leute blieben manchmal stehen und starrten mich an, wenn meine Brüder mich

- spazierenfahren, aber ich machte mir nichts daraus, weil ich keine Ahnung hatte, warum sie mich anstarrten. Vielleicht lauerte versteckt auf dem Grunde meiner Seele eine Ahnung, dass irgendwo etwas nicht stimmte, irgend etwas an mir, was die Leute veranlasste, mich auf so merkwürdige Weise anzusehen, wenn sie vorbeigingen. Aber es war ein unbehaglicher Gedanke, und er erschreckte mich, so dass ich versuchte, ihn von mir zu schieben. Ich wollte nichts weiter als glücklich sein. Und meine Brüder sorgten dafür, dass ich glücklich war. (Brown, S. 41, Z: 1ff.)
- 5.5 Ich gaffte immer ihre Gesichter an, um aus ihrem Blick herauszulesen, ob sie etwas Absonderliches an mir wahrnahmen. Wenn ein Fremder vorbeikam, versteckte ich jedesmal mein Gesicht, aber es liess sich nicht vermeiden, dass ich immer wieder sah, wie sie mir zuerst ins Gesicht und dann auf die Hände blickten. Beim Weitergehen schüttelten sie dann bedeutungsvoll den Kopf, wenn sie, mit wem es auch sei, die Strasse hinaufgingen und immer wieder zu mir zurückblicken, bis sie nicht mehr zu sehen waren. (Brown, S. 53, Z: 27ff.)
- 5.6 Sie schaute zu mir herüber, aber - es war ein B l i c k d e s M i t l e i d s. Ich erfuhr damals, wie ich es später oftmals erlebte, wie bitter und vernichtend ein Blick des Mitleids für jemanden wie mich sein kann, für jemanden, der etwas anderes braucht als Mitgefühl – die stärkende Kraft, die nur echte menschliche Zuneigung dem schwächsten Herzen zu schenken vermag. Ich liess unter ihrem mitleidigen Blick meinen Kopf sinken, und ohne dass ein Wort von einem von uns beiden gesprochen wurde, wandte Jenny sich langsam um, ging über den Hof und überliess mich mir selber. (Brown, S. 74, Z: 23ff.)
- 5.7 Nach ein paar Monaten übermannte mich ein neues Gefühl - ein schreckliches Gefühl. Ich fühlte mich nicht mehr nur elend und betrübt, sondern auch zurückgesetzt. Ich hegte einen Groll gegenüber der Welt überhaupt und im besonderen deshalb, weil ich einen schiefen Mund, verkrümmte Hände und nutzlose Gliedmassen hatte. Ich besah alles ringsumher, was normal und vollkommen war, und ich fragte mich zum hundertstenmal, warum ich anders beschaffen war, warum man mir dieselben Gefühle, dieselben Bedürfnisse und dasselbe Empfindungsvermögen wie anderen Menschen gegeben hatte, dazu aber einen praktisch zur Untätigkeit verdammt Körper, der mich nicht nur des Rechts beraubte, ein normales Leben zu führen, sondern mich darüber hinaus schon beim Anblick meiner selbst ganz krank machte? Was hatte ich zu erwarten? Was für eine Aussicht hatte ich, jemals etwas anderes zu sein als nur der Krüppel, der mit meinen Zehen malte? (Brown, S. 83, Z: 10ff.)
- 5.8 Es bewies mir, dass es in dem grossen Gesamtbild des Lebens auf uns alle ankommt, selbst auf den geringsten unter uns, weil wir alle ein Teil von ihm sind, und dass selbst die kleinen Unbekannten sehr wichtig sind, weil sie dazu beitragen, die Grossen zusammenzuhalten, auf dass sie nicht straucheln. In jenem ersten Aufblitzen des Begreifens erkannte ich, dass auch ich eine Rolle zu spielen hatte, und sei sie auch noch so klein. (Brown, S. 108, Z: 31ff.)
- 5.9 Ja so war es; ich hatte mich bis jetzt noch nicht an diese neue «Umwelt» gewöhnen können. Ich konnte die Wirklichkeit in ihrem vollen Umfang einfach noch nicht erfassen - die Tatsache, dass ich nun ein Bestandteil dieser fremden und verwirrenden Welt war, dieser neuen, in ständigem Wandel begriffenen Welt mit ihren Menschen und wechselnden Aufenthaltsorten. Ich war wie ein Höhlenmensch, der jahrelang in die Dunkelheit und Enge seiner eigenen

- beschränkten Behausung eingeschlossen gewesen war und nun plötzlich in die weite, überquellende Welt hinausgestossen wird. (Brown, S.133, Z: 11ff.)
- 5.10 Ich hatte das verzweifelte Verlangen, etwas zu sagen, nicht nur zu meiner Familie, nicht nur zu meinen Freunden, sondern am liebsten zu jedem einzelnen Menschen, zur Welt in ihrer Gesamtheit. Es rührte sich in mir, ich verspürte einen inneren Drang, etwas auszusagen, und ich wollte, dass es den Weg aus mir herausfinde, dass ich es anderen mitteilen und es ihnen verständlich machen könne. (Brown, S.141, Z: 1ff.)
- 5.11 Wir wussten nicht, wie normale Kinder waren, denn wir hatten nie welche gesehen. Worin hatten wir versagt? Unvorstellbar, dass in unseren hässlichen Körpern Geist und Seele wohnen sollten. Entscheidende Merkmale kennzeichneten uns als menschliche Wesen, aber das gab uns nicht das Recht, wie normale Kinder zu leben. Wir fielen ganz aus dem Rahmen der menschlichen Spezies. (McDonald, S.9, 17ff.)
- 5.12 Und dann kamen Aussenstehende und lobten die Schwestern, weil sie uns so gut versorgten. (McDonald, S. 30, Z: 24)
- 5.13 Die meisten «Kurzzeiter» waren sehr schwer körperbehindert. Diejenigen, die sprechen konnten, waren unglücklich, weil keiner sie verstand und sie niemanden hatten, mit dem sie reden konnten. Wir hatten wenigstens uns. Manche Kinder wollten uns helfen, aber auch für sie war es so schwierig, sich anderen verständlich zu machen. (McDonald, S. 31, Z: 18)
- 5.14 Wenn ich an die Zeit vor Rosie zurückdenke, wird mir ganz elend. Sie war der erste normale Mensch, der wirklich mit uns sprach - und daran glaubte, dass so schwer Behinderte wie wir sie auch verstanden. (McDonald, S. 40, Z: 20)
- 5.15 Ich war ungeheuer erleichtert, dass da nun jemand war, der mehr sah als nur unsere Körper. Es gab also Menschen, die nicht glaubten, dass die geistige Entwicklung nur von den körperlichen Fähigkeiten abhängt. (McDonald, S. 41, Z: 18)
- 5.16 Als Rosie mir vorschlug, die Zunge für «Ja» und «Nein» zu benutzen, war ich wahnsinnig aufgeregt: Zum erstenmal in meinem Leben konnte ich ein bisschen selbst bestimmen, was mit mir geschah! Nie zuvor hatte irgend jemand auch nur versucht herauszufinden, ob wir vielleicht etwas verstehen könnten. (McDonald, S. 41, Z: 22)
- 5.17 An diesem ersten Wochenende draussen war ich überwältigt! Seit dem Streik der Schwestern hatte ich keine einzige Nacht ausserhalb von St. Nicholas verbracht – und das war das erste und einzige Mal in 13 Jahren gewesen. Ich konnte mich nicht an Geschäfte und an Geld erinnern. In St. Nicholas bekamen wir nie Geld zu sehen, denn alles wurde ja vom Staat bezahlt. Nichts wurde direkt im Laden gekauft, und wir Kinder betraten nie einen. Regale voller Esswaren hatte ich zwar im Fernsehen gesehen, aber ich dachte, das sei nur Reklame. Ich hätte nicht im Traum geglaubt, dass es so etwas wirklich gibt. Wie erstaunt war ich, dass die Leute die Lebensmittel in den Geschäften nicht einfach nahmen und assen. Hätte ich mir die Sachen aus den Regalen angeln können, ich hätte das sicher getan. Ich konnte auch nicht begreifen, wie sie bei einem so grossen Angebot überhaupt je wissen, was sie haben wollen.

(McDonald, S. 53f., Z: 34)

- 5.18 Chris behandelte mich und die anderen Kinder immer so, als wären wir ganz normal. Im Gegensatz zu den meisten Menschen, die nicht wissen, wie sie sich einem stummen gegenüber verhalten sollen, fiel es ihm niemals schwer, mit uns zu reden. Bevor Chris nach St. Nicholas kam, glaubten mir die anderen Kinder nicht, wenn ich Ihnen erzählte, dass es noch mehr Menschen wie Rosie gab, die uns wie intelligente Wesen behandelten. (McDonald, S. 55, Z: 17ff.)
- 5.19 Ich erzählte Rosie nichts von unserer Sprache, weil ich dachte, sie würde es nicht glauben. Für normale Menschen ist es selbstverständlich, dass jemand, den sie selbst nicht verstehen, auch von niemand anderem verstanden werden kann. Ausserdem kenne ich niemanden, der die Sprache Behinderter so schlecht versteht wie Rosie. (McDonald, S. 170, Z: 21ff.)
- 5.20 Nach meinem Umzug von St. Nicholas an einen normalen Haushalt merkte ich zum erstenmal, wie wenig ich über das wirkliche Leben wusste. Wenn ich am Wochenende kam, war das wie ein Ausflug. Chris und Rosie hatten schon alles vorbereitet, und ich sah gar nicht, wieviel Arbeit darin steckte, dass wir eine schöne Zeit miteinander verbringen konnten. Für uneingeweihte Besucher sah es so aus, als sei es gar keine Arbeit, ein Haus zu unterhalten. Geschirr und Kleidung wurden gewaschen, wenn ich wieder fort war, und das Haus war schon geputzt, wenn ich kam. (McDonald, S. 237, Z: 20ff.)
- 5.21 Erst als ich Rosie jeden Abend meine Wäsche waschen sah, erkannte ich, was sie für mich opferte. Und dann die Kosten: Rosies gesamtes Gehalt ging drauf als Lohn für Donna - damit halbierte sich das Familieneinkommen. (McDonald, S. 237, Z: 29ff.)
- 5.22 Von mir wird erwartet, dass ich mich entweder wie ein Tier oder wie ein Botschafter benehme. Bei einer normalen Rollenverteilung würde ich einfach eine Jugendliche spielen. (McDonald, S. 245, Z: 11ff.)
- 5.23 Dauernd bombardierten ihn Zeitungen; jede wollte die Erste sein, die mit seiner Geschichte aufwartete: wie ein Krüppel dazu kam, es kräftigen Männer nachzutun, besonders auf dem Gebiet unverschämt freimütiger Literatur und ihrer nassforschenden Experten. (Nolan, S. 10, Z: 12f.)
- 5.24 Und so entbrannte der Kleinkrieg zwischen einem verkrüppelten, geistig gesunden Jungen und einer normalen, feindlichen, insgeheim brutalen, wenn auch mitunter barmherzigen Welt. (Nolan, S.12, Z: 32ff.)
- 5.25 Diese legten aus irgendeinem selbstherrlichen Grund dem, was sie selbst von sich gaben, Sinn und Bedeutung bei, dem von den heliotropischen Zeitaltern der Hölle gepachteten Satz jedoch, den Joseph, eingenistet in bedrängter Gedankenklarheit, knabenhaft zögernd hervorstiess, massen sie lediglich die Bedeutung leeren Gebrabbers zu. (Nolan, S.19, Z: 8ff.)
- 5.26 Aber das war die Welt der Gesunden; der arme Joseph war nur Zuschauer. Freilich sehnte er sich mehr und mehr danach, mit den jungen Gesunden in Berührung zu kommen, doch wenn er an seine Schwierigkeiten dachte, bangte er um seine Chancen. (Nolan, S.22, Z: 30ff.)

- 5.27 Da ihm überdurchschnittliche Intelligenz zugeschrieben wurde, suchte Joseph nunmehr eine Schule, die souverän genug wäre, einen stummen Krüppel in die Gemeinschaft normaler, schön gewachsener Jungen und Mädchen aufzunehmen. (Nolan, S.26, Z: 1ff.)
- 5.28 Entwöhnt durch Schläge, die auf seine gebrabbelten Schreie herniederprasselten, schrieb er die goldverzierte Geschichte seines Überlebens in einer fremden, stummen, starrkrampfbefallenen Welt. (Nolan, S. 48, Z: 26ff.)
- 5.29 Jetzt gluckste er in sich hinein, denn jetzt war er wie alle anderen Teil ein und derselben Welt. Er konnte sich aussuchen, wieviel er mitteilen wollte, und er durfte listig entscheiden, wie viel er verschweigen wollte. Das geschriebene Wort wäre seine Stimme. (Nolan, S. 127, Z: 9ff.)
- 5.30 Akzeptiert ihr, dass auch in meinen Adern Jungenblut rollt, dass sich in meinem Schädel die Gedanken eines Jungen tummeln, dass in meiner Brust der Ehrgeiz eines Jungen brennt, dass in mir ein ganz normales Bewusstsein wohnt? ... Anders als ihr alle bin ich von dumpfigen Schurken, die mich in einen Brustpanzer zwingen, zum Zölibat gezwungen. (Nolan, S. 130, Z: 4ff.)
- 5.31 Fast alle seine Klassenkameraden akzeptierten inzwischen, dass er im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte war, aber es gab natürlich auch den einen oder anderen ungläubigen Thomas, und Buch hin, Buch her, von ihrer mitleidigen Einschätzung seiner Person wollten sie partout nicht abrücken. Er machte sich auch gar keine Hoffnungen, dass er ihr Denken jemals würde ändern können. Sein Buch war nicht für sie bestimmt. Es lag friedlich neben ihm, und zeigen wollte er es nur seinen Freunden und seinen feinfühligern Lehrern. (Nolan, S. 138, Z: 17ff.)
- 5.32 Aber Joseph sah tiefer. In dem starren Blick scheinbar kaltherziger Mitschüler wahrte er Fassungslosigkeit. Er entdeckte den wuchernden Widerspruch in ihren Köpfen: Ein Gefühl der Hilflosigkeit verhinderte jede Annäherung, ihre bewusste Kurzangebundenheit maskierte ihre Angstgefühle. Indem er hierauf Rücksicht nahm, hielt er entschlossen durch. (Nolan, S. 158, Z: 15ff.)
- 5.33 Obwohl die Zukunft für Säuglinge wie er einer gewesen sei, so vielversprechend wie nie zuvor aussehe, missbillige die Gesellschaft die Vorstellung, dass auch spastische Neugeborene ein Recht auf Leben hätten. Es werde angedroht, Kinder wie ihn abzutreiben, ihre Behinderung schon im Mutterleib ausfindig zu machen, den Mutterschoss zu durchpflügen, ihren Müttern Angst vor ihnen einzujagen und sie dem Tod anheimzugeben, und doch sei der spastische Säugling stets jene Seele, die niemals töten, verstümmeln, der Lüge verfallen oder hasserfüllt gegen Brüderlichkeit sein werde. (Nolan, S. 161, Z: 7ff.)
- 5.34 Weshalb dann fürchtet die Gesellschaft das verkrüppelte Kind, sinnierte Joseph laut, weshalb bejubelt sie das unversehrte und frohlockt über den, der später einmal zum Henker taugen mag? (Nolan, S. 161, Z: 16ff.)
- 5.35 Joseph war knüppelvoll mit Erlebnissen, und er schuldete der Welt der Gesunden so viel, dass er sich wie ein Bankrotteur vorkam. ... Wieder und wieder wunderte er sich über die Demut des menschlichen Herzens. Es fiel ihm auf, wie schweigsam die Leute beim Anblick ihrer leidenden Mitmenschen werden. Nächstenliebe freilich schliesst die Kluft und macht jedes Lächeln

- natürlicher. (Nolan, S. 173, Z: 13ff.)
- 5.36 ..., strebte er von seinem Tiefstpunkt aus danach, sein einziges Talent für eine salzige Bastardsprache, eine Art Brailleschrift einzusetzen, so dass die Leute, die ihn lasen, der instinktiven Auffassung der Menschheit entsagten, sprach-lose Krüppel müssten für immer als Untergebene des labernden Establishments umherkriechen. (Nolan, S. 213, Z: 29ff.)
- 5.37 Ich fuhr mit meiner Mutter in die Skiferien nach Vals. Hier sind alle Leute sehr lieb. Die Ferien waren wunderschön. Wir haben Ausflüge gemacht. Wir waren wandern, schlitteln, schwimmen und marschieren. Wir waren Skifahren mitten in den Bergen mit Mami und Deborah. Ich möchte wieder einmal nach Vals gehen, weil ich den Winter mag und weil ich Winterwünsche haben will und muss überwinden, weil ich behindert bin. Warum denken die Leute, dass ich nicht verstehe? Ich verstehe alles. Ich habe auch Musik gehört und mit Jessica und Mami getanzt in der Hotelbar. Jessica hat einen ganz kleinen Bruder. Ich möchte auch einen. Herr Anton fragte, was ich gerne esse. Ich bestellte Fischpâté. Das war sehr gut. Zum Dessert gab es Heidelbeeren. (Schär, S. 133f., Z: 31ff.)
- 5.38 Traurig macht mich, dass viele Leute denken, dass ich nicht verstehe, dass ich keine Freundin habe. Traurig macht mich auch, wie die Leute mich auf der Strasse anstarren und für blöd halten. Glücklich macht mich, dass ich eine Wolfsmutter habe und dass ich in die Schule gehen kann. Mit Smily spazieren gehen. (Schär, S. 148, Z: 14ff.)
- 5.39 Gut finde ich, dass Beziehungen da sind, zur Mutter und zu den Betreuerinnen. Schlecht finde ich, dass viele Menschen nicht verstehen, dass ich ein normaler Mensch bin. (Schär, S. 173, Z: 2ff.)
- 5.40 Die Männer haben leider mehr Mühe mit mir. Mein Vater schämt sich mit mir auszugehen. (Schär, S. 173, Z: 16ff.)
- 5.41 Behinderte Menschen müssen immer wieder hören, dass sie nicht zur Welt hätten gebracht werden dürfen. Dies ist eine grosse Gemeinheit, denn wieso sollten sie weniger Recht haben zu leben als andere Menschen! (Nicht Frage- sondern Ausrufzeichen.) (Schär, S. 199, Z: 23ff.)
- 5.42 Wenn wir nicht die gleichen Rechte haben wie die anderen Menschen, müssen wir nicht Verantwortung übernehmen für diese Welt und werde nur passiv mitgezogen im Alltag. Leider scheint dies wirklich vielen Leuten einfacher und billiger zu sein, als Verantwortung den behinderten Menschen zu überlassen. (Schär, S. 199, Z: 28ff.)
- 5.43 Ich weiss auch, was es heisst, nicht normal zu sein und deswegen von anderen nicht angenommen zu werden. Das sind oft auch sehr traurige Momente. Und wenn wir solche Zusammenhänge erkennen, wieso wir so reagieren, lernen wir viel über uns kennen. Wenn wir genau hinsehen, müssen wir unsere Wut und Angst erkennen, die oft in uns versteckt ist. (Schär, S. 208, Z: 7ff.)
- 5.44 Ich erlebe immer wieder, dass bei Menschen, die mir zum ersten Mal begegnen, Angst, Unsicherheit und Wut spürbar wird. Meistens verunsichern diese Menschen mehr als ich. Wenn sie dieser Wut nicht ausweichen, erfahren Sie, was in ihnen versteckt ist. (Schär, S. 208,

- Z: 14ff.)
- 5.45 Viele glauben an mich und meine Fähigkeiten. Leider gibt es aber immer wieder Menschen, die meinen körperlichen Zustand sehen und dann sofort denken, dass ich nicht verstehe. Ich verstehe aber und bin intelligent. Manchmal bin ich deswegen sehr müde. (Schär, S. 220, Z: 1ff.)
- 5.46 Das ist wie bei mir. Die Menschen sehe mich nicht. Sie sehen nur das Äussere. (→*Der Mond ist aufgegangen*) (Schär, S. 256, Z: 28f.)
- 5.47 Ich lebe seit ich denken kann mit dieser Behinderung und kenne nichts anderes. Es gibt Menschen, die begegnen mir auf natürliche Art und Weise und andere, die haben Mühe sich vorzustellen, dass ich ganz normal bin im Kopf. (Schär, S. 275, Z: 22ff.)
- 5.48 Es ist auch nicht einfach, über das Äusserliche hinweg zu sehen. So kann ich es noch verstehen, dass es Leute gibt, die sich an meinem Äusseren stossen. Ich kann nicht verstehen, weshalb manche deshalb nicht mit mir sprechen. Es gibt doch auch andere, die nicht so hübsch sind. Wäre es möglich, dass ihnen der Gedanke nicht behagt, im eigenen Körper eingeschlossen zu sein? Jetzt glaube ich, die Leute verstanden zu haben! (Schär, S. 275, Z: 26ff.)
- 5.49 Manchmal bin ich einfach zu unverfroren mit meiner Behinderung. Ich habe keine Möglichkeit, mein Äusseres zu verbergen. Aber ich glaube, es hat einfach einmal genug von allen diesen Behinderungen, damit ich nicht mehr so bestaunt werde. Dann kann ich auch wie alle anderen Menschen in die Schule gehen und das Leben führen, das ich gerne möchte. (Schär, S. 283f, Z: 29ff.)
- 5.50 Liebe Frau Dreyfuss Ich habe mich gefreut, dass sie mit mir gesprochen haben. Meistens halten es die Menschen nicht für nötig, auch mit mir zu sprechen. (Schär, S. 293, Z: 17ff.)
- 5.51 Ich wünsche jedem, dass er einen Tag so leben muss wie ich, damit die Leute verstehen, wie es ist. Ich glaube, das wäre die einzige Möglichkeit, akzeptiert zu werden. Ich will mir zumindest den Wunsch mit dem Pferd erfüllen. Dann wäre ich ein glücklicher Mensch. Leider geht das noch so lange. Ich mag nicht so lange warten. (Schär, S. 297, Z: 23ff.)
- 5.52 Ich möchte so gerne ein Engel sein, frei und schwerelos in den Himmel fliegen. Es ist so mühsam für mich, hier auf dieser Welt, wo böse Menschen mir meine Lebenskraft nehmen. (Schär, S. 302, Z: 6ff.)
- 5.53 Ich war so glücklich wie nie zuvor! Nachts lachte ich sogar im Schlaf! Mama meint, mein Kichern und Glucksen wäre die reinste Musik in ihren Ohren gewesen. Endlich gab es Menschen außerhalb meiner Familie, die mir etwas zutrauten, die nicht nur einen Schwerbehinderten, einen dummen Krüppel in mir sahen! (Müller, S. 24, Z: 1ff.)
- 5.54 Ich teile mein Nichtsprechen mit vielen autistischen Zeitgenossen ebenso wie mein Unvermögen, eine Handlung von mir aus zu beginnen. Ich muss abgeholt und mitgenommen werden, und es hängt oftmals von der Energie meiner Mitmenschen ab, ob ich mich loszueisen vermag aus meiner so anderen Welt. (Müller, S. 27, Z: 25ff.)

- 5.55 Allen Prognosen zum Trotz verstand ich von Anfang an deutlich mehr, als meine Diagnosen vermuten ließen, und manch einer war über meinen klaren Blick erstaunt. Dennoch war kaum jemand geneigt, mir klare Gedanken zuzutrauen. Nicht wenige Therapeuten scheiterten dabei, mir Dinge beizubringen, während ich schier an ihren Zweifeln zerbrach. (Müller, S. 32, Z: 25ff.)
- 5.56 Auf diese Art und Weise habe ich allerhand Literatur konsumiert, lange bevor man mir zugestand, klar denken zu können. Mein amobiler Zustand birgt viele Nachteile, bringt aber auch einen Vorteil mit sich, der da lautet: Ich habe mehr Zeit zum Nachdenken als manch anderer. Auf das Lesen möchte ich keinesfalls verzichten müssen, denn es öffnet eine Tür zu anderen Welten, es verbindet, baut Brücken und erklärt. Lesen können ist ein wertvoller Schatz, ein unermessliches Geschenk! (Müller, S. 33, Z: 34ff.)
- 5.57 Doch es ist schwer, in einer Sprache zu schreiben, die dem Stützer überhaupt nicht geläufig ist, oder Mathematikaufgaben zu lösen, die den Stützer in Panik versetzen, da sich seine Unsicherheit eins zu eins auf mich überträgt und mir die emotionale Stütze raubt. Solche Momente lähmen mich regelrecht und bewirken einen Rückzug in meine Welt. Ich weiß die Antwort, doch sie findet dann keinen Weg von mir in Eure Welt. Wie gesagt: Schreiben ist meine Brücke in Eure Welt, mein Tor zur Freiheit. Trotzdem schreibe ich nicht mit jedem. Da ist sie also wieder: meine autistische Sturheit. Über diesen Schatten konnte ich leider noch nicht springen. Das macht das tägliche Leben natürlich nicht einfacher, und Mama hat es zeitweise hart getroffen, gerade anfangs, als man ihr streckenweise nicht glaubte. (Müller, S. 39, Z: 30ff.)
- 5.58 Ich bin schon oft nächtelang wach gelegen und habe mich gefragt, warum dieser häufige Wechsel sein musste. Irgendein Sinn muss darin liegen, denn Gott macht keine Fehler! Immerhin habe ich auf diese Weise gelernt, mit mehreren Leuten einen Weg zu finden, wenn dieser auch anfangs eher einem Trampelpfad gleicht und sich nicht immer bis zur Autobahn ausbauen lässt, wie es meine Freundin Veronika Raila einmal formuliert hat. (Müller, S. 59, Z: 13ff.)
- 5.59 Inklusion ist ein Thema, das mich nicht loslässt. Es ist ein Thema, für das es sich zu kämpfen lohnt! Schon in der ersten Klasse formulierte ich es deutlich: «Ich will nicht in einem Ghetto leben!» Nicht weil die Fördereinrichtungen ihre Sache schlecht machen, sondern weil jede Aussonderung einer Diskriminierung gleicht. Exklusion wird in unserer Gesellschaft weit stärker gelebt und umgesetzt als die Inklusion. Man sortiert fein säuberlich: die Kranken ins Krankenhaus, die Alten ins Altersheim, die Komischen in die Psychiatrie, die Kinder in den Kindergarten, die Behinderten in die Fördereinrichtungen ... Die Liste ließe sich noch weiter fortführen. In der Folge entstehen Ratlosigkeit und Hilflosigkeit im Umgang miteinander, und das auf beiden Seiten. Es ist kaum möglich, einen natürlichen Umgang miteinander zu erlernen, und wenn man dann doch einmal aufeinandertrifft, so fühlt es sich für alle verkrampft und stressig an. Das raubt unserer Gesellschaft viel, wie ich meine, denn jeder kann sein Puzzlestück dazu beitragen. (Müller, S. 59f., Z: 25ff.)
- 5.60 Jegliche Form der Ausgrenzung Behinderter beraubt die Gesellschaft, schmälert die soziale Kompetenz und reduziert Schule auf das Minimum der Leistungserbringung. Dies wird einer individuellen Förderung keineswegs gerecht. Auch Integration ist nur die halbe Miete, da sie nach wie vor einteilt, bewertet und abkapselt. Eine optimale, individuelle und wertschätzende

- Förderung bedarf inklusiver Schulkonzepte und trägt zweifelsohne zum Wohle aller bei! (Müller, S. 62, Z: 5ff.)
- 5.61 Während sich mein Umfeld fragte, wie es dazu kam, dass ein Siebenjähriger solche Texte verfasste, wunderte ich mich, weshalb sie nicht erkennen konnten, was mir selbstverständlich erschien. (Müller, S. 78, Z: 25ff.)
- 5.62 Zaghafte wage ich Anderssehender,
Besserhörer, Wenigerspürender,
Klardenkender, Nichtsprechender,
Nochnichtlaufender, Unerwachsener Mensch
meine ungelassenen Schritte in Eure Welt.
Dichte nicht nur, weil es Euch gefällt,
sondern meine Gedanken am Leben erhält.
Es hilft, Erlerntes zu kapieren,
Ideen einsortieren in die Regale, die vielen,
aufbewahren und verdichten,
auf diese Komprimierung will ich nicht verzichten.
Ja, mir gefällt das Dichten,
über das Ergebnis muss ein anderer richten! (Müller, S. 80, Z: 3ff.)
- 5.63 Und selbst wenn Annas Welt eine andere wäre, so wie meine autistische Wahrnehmung nur selten deckungsgleich mit Eurer «normalen» Wahrnehmung ist, wer vermag schon mit objektiver Sicherheit zu sagen, wessen Realität nun realer ist, nehmen wir doch alle nur Ausschnitte der Wirklichkeit wahr. Jeder erkennt nur einen kleinen Teilbereich und verteidigt diesen tapfer als «die Wahrheit». (Müller, S. 94, Z: 21ff.)
- 5.64 Es bedarf inklusiver Schulkonzepte, wenn Vorurteile abgebaut und Berührungsängste verringert werden sollen. Nur wenn schon im Kindesalter Toleranz gefördert und ein normaler Umgang miteinander erlernt wird, hat unsere Gesellschaft die Chance, besser zu werden, und davon profitieren alle: die Migranten ebenso wie Behinderte, die Alleinerziehenden, die Reichen und die Armen, Gesunde und Kranke. (Müller, S. 95, Z: 12ff.)
- 5.65 Die Bewirtung war für eine Jugendherberge wahrlich fürstlich, und selbst auf meine Besonderheiten wurde Rücksicht genommen. (Müller, S. 103, Z: 17ff.)
- 5.66 Heißt es nicht, in einem gesunden Körper
wohne auch ein gesunder Geist,
einer, der Gott selig preist?
Ist diese Vermutung nicht ein wenig dreist?
Wisst Ihr, was das heißt:
einen kranken Körper zu haben
und ständig nach dem Sinn zu fragen? (Müller, S. 126f., Z: 29ff.)
- 5.67 Seid Ihr bereit, noch mal nachzudenken,
auch Kranken Gaben zuzusprechen
und Mut und Freude an diesem Leben?

- Es kann durchaus Gesundheit im Kranksein geben,
und einen festen Glauben und treuen Charakter
kann niemand einem nehmen. (Müller, S. 127, Z: 5ff.)
- 5.68 Wie Sie sehen, bin ich Schubladen leid! Immer wieder kämpfe ich dagegen an, in eine solche verbannt zu werden, ungeachtet der Tatsache, dass ich in kein solches «Gemäß» hineinpasse, zumal ich mich weder verbiegen kann noch will. Schubladen sind für alle Menschen denkbar ungeeignet, und es erschreckt mich immer wieder, dass Menschen in solche «sortiert» werden. (Müller, S. 132f., Z: 33ff.)
- 5.69 Stephen Hawking fasziniert mich schon aufgrund seiner ähnlichen Situation trotz einer völlig anderen Grunderkrankung. Auch er sitzt im Rollstuhl, ist auf Hilfe angewiesen und kann nicht sprechen. Doch denken kann er sehr wohl – wie jeder weiß. (Müller, S. 134, Z: 29ff.)
- 5.70 Sein (*Stephen Hawking*) Nichtbeachten der Behinderung verdient meinen höchsten Respekt. Denn nicht die Defizite machen einen Menschen aus, sondern wie er damit umgeht und was er aus seinem Leben macht. (Müller, S. 136, Z: 10ff.)
- 5.71 Ich möchte Brücken bauen zwischen meiner autistischen Welt und Eurer. Es ist sicherlich eine Bereicherung für beide Seiten und unsere Gesellschaft, wenn wir lernen, auch durch das jeweils andere Fenster zu blicken und unserer Wahrnehmung ein weiteres Puzzlestück hinzuzufügen. (Müller, S.147, Z: 18ff.)

6 Einsamkeit/ Langeweile

- 6.1 Ich war einsam, in einer mir eigenen Welt gefangen, unfähig mit anderen in Verbindung zu treten, abgeschnitten, abgesondert von ihnen, als stünde eine gläserne Wand zwischen meinem und ihrem Dasein, die mich von ihrer Lebenssphäre und ihren Betätigungen ausschloss. Ich sehnte mich danach, umherzulaufen und mit den anderen zu spielen, aber ich war ausser Stande meine Versklavung abzuschütteln. (Brown, S. 17, Z: 8ff.)
- 6.2 Nach jenem Tage fuhr ich nie mehr spazieren, höchstens vielleicht ein- oder zweimal im Jahr, und selbst dann liess ich mich nur in stille, einsame Gegenden fahren, wo es weder Häuser noch Menschen gab. Meine Brüder begriffen nicht, wodurch ich so ein Stubenhocker geworden war. Sie drangen immer wieder in mich, ich solle mit ihnen gehen und Unsinn treiben wie früher, aber ich schüttelte nur mit dem Kopf und lächelte sie an. Dann pflegten sie sich den Kopf zu kratzen, mit den Achseln zu zucken und alleine fortzugehen. (Brown, S. 54, Z: 15ff.)
- 6.3 Sie gab sich grosse Mühe, wieder einen Ausgleich zu schaffen, denn sie sah, dass ich einsam war, und sie kannte die Gefahr, in der ich mich befand, wenn man mich der Einsamkeit überliess. ... Wenn es mir auch dazu verhalf, die Tage freundlicher zu gestalten, so konnte es dennoch nicht dieses scheussliche Gefühl des Unbefriedigtseins von mir nehmen, das in meinem Herzen Wurzeln zu schlagen begann. ... Ich brauchte mehr, ich brauchte etwas, was mir die Möglichkeit gab, einen Teil meiner Nervenkraft, der Wissbegierde und der geistigen Spannung, die wie ein Quell in mir sprudelten, zu betätigen. ... Ich hatte das schreckliche

- Gefühl, eine verstopfte Quelle zu sein. (Brown, S. 55, Z: 1ff.)
- 6.4 Ich war jetzt zehneinhalb Jahre alt und begann, mich immer tiefer und tiefer in mich selber zu versenken. Mutter gab sich Mühe, aber nichts konnte mich aufrütteln, nichts konnte das glückliche Kind, als das ich mich früher gefühlt hatte, zurückholen. Es existierte nicht mehr. An seine Stelle war ein aufs äusserste gespanntes, schweigendes, grossäugiges Geschöpf getreten, mit Nerven, die geschärft waren wie zerbrochenes Glas und gestrafft wie Telegrafendraht. (Brown, S. 55f, Z: 30ff.)
- 6.5 Langsam begann sich meine bisherige Niedergeschlagenheit zu verlieren. Beim Malen hatte ich ein Gefühl lauterster Freude, ein Gefühl, das ich niemals zuvor erlebt hatte und das mich beinahe über mich selber hinauszuhoben schien. Nur wenn ich nicht malte, wurde ich deprimiert und unfreundlich zu allen daheim. Anfänglich dachte Mutter, sie täte gut daran, mich beim Malen noch anzufeuern, denn sie meinte, es würde mir weniger Zeit lassen, um unglücklich zu sein. Aber nach einer Weile begann sie sich Sorgen zu machen, weil ich so viel Zeit alleine verbrachte. Ich sass stundenlang malend oben im Schlafzimmer, alles um mich herum vergessend - mich selber inbegriffen. (Brown, S. 58f., Z: 35ff.)
- 6.6 Aber was ich auch tat, wohin ich mich auch wandte, immer fühlte ich mich einsam und ruhelos. Es war, als lebte ich in Ketten. Je mehr mein Geist sich entwickelte, um so deutlicher wurde er sich meines Körpers bewusst, so dass schon allein das Wissen um seine Unzulänglichkeit genügte, um ein beinahe körperliches Schmerzgefühl in mir hervorzurufen. So etwas wie einen n e u e n Tag gab es in meinem Leben nicht - jeder Tag war nur eine Wiederholung des vergangenen Tages, ohne eine Veränderung oder die Hoffnung auf eine Veränderung. (Brown, S. 87, Z: 5ff.)
- 6.7 Nach wenigen Tagen war Lourdes nur noch Erinnerung, und als der Zauber verblasst war, wurde ich mir meiner selbst wieder bewusst, wurde ich mir der Leere und der Langeweile meines Lebens bewusst. Lourdes war vorbei, und ich war der gleiche geblieben. (Brown, S. 102, Z: 5ff.)
- 6.8 Es ist furchtbar, im eigenen Körper gefangen zu sein. (McDonald, S.9, Z: 7)
- 6.9 Wir warfen all die puritanischen Vorstellungen des Personals über das Verhalten von Kindern über den Haufen. Wir waren keine braven Patienten. Wir weinten, weil wir uns verlassen fühlten. (McDonald, S. 28, Z: 28ff.)
- 6.10 Wir waren alle in den Käfig unserer Einsamkeit verbannt. Unsere Lebenskraft sank. Wir wurden anfällig für Infektionen, was die Schwestern darin bestätigte, dass sie recht hatten, uns im Bett zu behalten. (McDonald, S. 30, Z: 21ff.)
- 6.11 Das von Britannien gereichte Brot gewann der Einsamkeit des Spastikers süsse Säfte ab. (Nolan, S. 9, Z: 33f.)
- 6.12 ...versüsste sich seine einsame, rätselhafte Kindheit (Nolan, S.16, Z: 27f.)
- 6.13 ..., dennoch liess er seine Augen über die strammen Burschen draussen wandern, und ein Gefühl der Einsamkeit, beschlich ihn, wenn er sah, wie Schüler und Studenten aus ihren

- Schulen und Colleges nach Hause strömten. (Nolan, S.23, Z: 3ff.)
- 6.14 Roben des von ihm eroberten Himmels halfen ihm aus seiner gottgegebenen Einsamkeit, doch zugleich lachte die Hölle ein schallendes Hohngelächter. (Nolan, S. 27, Z: 18ff.)
- 6.15 Da Joseph seine Hoffnungen und Sorgen mit niemandem teilen konnte, musste er die Schule von dem, was er zu Hause tat, trennen. (Nolan, S. 119, Z: 6ff.)
- 6.16 ..., und nachdem sie aus seiner Art, sich zu verständigen, erst einmal schlau geworden waren, umgaben sie ihn mit Gaudi und Kameraderie, wo Alleinsein ihn zur Einsamkeit verdammt hätte. (Nolan, S. 154, Z: 19ff.)
- 6.17 ... und gedachte der Einsamkeit seiner glücklichen Tage hier, als er Bandenkriege und lautes Lachen überstanden hatte und ihm sein mit Schönheit vollgestopftes Leben Spass gemacht hatte. (Nolan, S. 202, Z: 28ff.)
- 6.18 Während die Jungen die Tanzfläche des Royal Howth Hotel belebten und gelenkige Debütantinnen ihnen die Hand auf die Schulter legten, beschnitten Zäsuren der Einsamkeit Josephs Lebenskraft. Er sehnte sich danach, von Kühnheit gebettet zu werden, stattdessen musste er sich mit tauber Freundschaft zufriedengeben. (Nolan, S. 204, Z: 22ff.)
- 6.19 Es ist doof, das alles, das mit der Schule. Sie sind unfair. Ich möchte jetzt raus. Ich will nicht einsam sein. Ich möchte wie alle Kinder in die Schule gehen. Ja. Ein Gymnasium ist für mich passend. (Schär, S. 278, Z: 30ff.)
- 6.20 «Selbst ist das Kind», dachte ich und lernte ohne fremde Hilfe lesen, um meiner Langeweile den Garaus zu machen. Als sich dann Jahre später herausstellte, dass ich bereits lesen, schreiben und rechnen konnte, waren alle erstaunt und fragten sich, wie sich das zugetragen habe. (Müller, S. 32, Z: 31ff.)
- 6.21 So ungewöhnlich es auch erscheinen mag, Aufgaben und Input vergrößern nicht etwa das kreative Chaos im Kopf, sondern helfen, Gedanken zu bündeln und neu zu sortieren und zwingen mich, in eurer Welt zu verweilen, während mich Phasen der Langeweile weiter in die autistische Welt hineintreiben. (Müller, S. 34, Z: 30ff.)
- 6.22 «... nach Viktor Frankl muss man einen Sinn finden, um nicht in Krankheit zu erstarren. Frage mich, worin der Sinn von Langeweile besteht. Sag meinen Lehrern, dass es mir ärgerlich öde langweilig ist, besonders in der Elisabethschule. Werde versuchen, besser mitzumachen als vergangenes Schuljahr, in der Hoffnung, dass sie mich endlich verstehen, wünsche mir jedoch sehnlichst, auf eine normale Schule gehen zu dürfen.» (Müller, S. 47, Z: 6ff.)
- 6.23 Die Meinung der Förderschule war, ich müsse erst noch lernen, leiser zu sein, ehe ich auf die Regelschule wechseln könne. Tatsächlich war ich aber in der Regelschule deutlich leiser als in der Förderschule, in welcher ich meist aus Frust und Langeweile sang. Man argumentierte auch, dass die Förderschule einen geschützten Rahmen biete, in dem die Behinderten unter sich seien und nicht angestarrt würden. Mama zitierte meine Antwort zu dem Thema: «Bin bunter Hund, werde es auch bleiben. Ich will nicht in einem Ghetto leben!» (Müller, S. 47,

Z: 20ff.)

- 6.24 Sechs Wochen wurde ich zwangsbeurlaubt, die Höchststrafe in meinen Augen! Mama erklärte mir das positive Ansinnen der Schule und versuchte mir die Ruhepause so schmackhaft wie möglich zu machen. Bei jedem anderen Schüler wäre dies wohl ein Leichtes gewesen, aber ich bin nun einmal anders als andere Schüler, ich fühlte mich komplett missverstanden und war todunglücklich! Vor Langeweile wäre ich schier die Wände hochgekrabbelt, und Mama hatte große Mühe, ausreichend viele Bücher heranzuschaffen. Entsprechend unausgeglichen und frustriert war meine Laune, und mich quälte die Frage nach dem Warum. (Müller, S. 53, Z: 19ff.)
- 6.25 Langeweile bremst, und Motivation beschleunigt?! Ich wüsste zu gerne, wie man dies umkehrt, damit schmerzhafteste Momente nur kurz und glückliche Augenblicke ewig währen! Doch bis ich dieses Rätsel gelüftet habe, wird wohl noch einige Zeit verstreichen. (Müller, S. 106, Z: 28ff.)

7 Empfindungen / Emotionen

- 7.1 Manchmal lächelten einige von ihnen zu mir herauf und winkten. Ich versuchte dann zurückzuwinken, aber wenn ich meinen Arm emporheben wollte, schoss er nach einer Seite heraus und knallte gegen den Fensterrahmen. Da liess ich mich aufs Sofa hinter mir fallen und vergrub mein Gesicht in der Sofaecke. (Brown, S. 50, Z: 27ff.)
- 7.2 Das war der schönste Augenblick meines Lebens. (Brown, S. 100, Z: 26ff.)
- 7.3 Man konnte sich leichter an zu Hause erinnern, wenn man einfach so ins Bett gesteckt wurde - ohne Spielzeug, Gutenachtgeschichten oder Betthupferl. Wir wollten keinen Gutenachtkuss - das hätte uns unerträglich traurig gemacht -, aber es wäre schön gewesen, wenn sich mal jemand gefreut hätte, uns morgens zu sehen. (McDonald, S. 29, Z: 9)
- 7.4 Es dauerte ein bisschen, bis uns klar wurde, dass wir hier gar nicht behandelt wurden. Schliesslich erwartet man von einem Hospital, dass die Patienten auch anders als in Särgen entlassen werden. (McDonald, S. 30, Z: 35ff.)
- 7.5 «Das Personal wechselt eben. Und es brachte mich doch sehr aus der Fassung, als ich verlassen wurde. Es war so schlimm, dass ich mir schwor, mir nie wieder zu erlauben, eine Schwester zu mögen. Kindern konnte man trauen, Erwachsenen nicht.» (McDonald, S. 41, Z: 14)
- 7.6 Kaum zu glauben, was für einen Zirkus die um einen Krüppel veranstalteten, ... (Nolan, S. 9, Z: 6f.)
- 7.7 «Sie sind sehr demütig, dass sie sich um mich kümmern.» (Nolan, S.25, Z: 35.)
- 7.8 Der Grosszügigkeit der Gastgeber entströmte eine Hoffnungsbereitschaft, welche das Trostbedürfnis jeder Person mit Gehirnschaden stillte, deren Leben so entsetzlich mühsam war. An der prächtigen Ausrichtung der Veranstaltung konnte man geruhsam die grosse Aufmerksamkeit der Wirte ermessen. Ihre ganze Vorsorge galt dem Bemühen, Krüppel aus

- ihrem Bettlerstand zu erheben. (Nolan, S. 110, Z: 13ff.)
- 7.9 Obwohl die Zukunft für Säuglinge wie er einer gewesen sei, so vielversprechend wie nie zuvor aussehe, missbillige die Gesellschaft die Vorstellung, dass auch spastische Neugeborene ein Recht auf Leben hätten. Es werde angedroht, Kinder wie ihn abzutreiben, ihre Behinderung schon im Mutterleib ausfindig zu machen, den Mutterschoss zu durchpflügen, ihren Müttern Angst vor ihnen einzujagen und sie dem Tod anheimzugeben, und doch sei der spastische Säugling stets jene Seele, die niemals töten, verstümmeln, der Lüge verfallen oder hasserfüllt gegen Brüderlichkeit sein werde. (Nolan, S. 161, Z: 7ff.)
- 7.10 Er brach in Gelächter aus. Er konnte sich gar nicht mehr beruhigen, als er daran dachte, dass ausgerechnet er sich hier diesen durchtrainierten Zuchthengst von einem Mann besehen durfte. Das war so als ob ein Stichling einen Wal begutachtete. (Nolan, S. 195, Z: 3ff.)
- 7.11 In seinem Kopf hüpfen verwegene Zusicherungen und erhöhten sein Selbstwertgefühl. (Nolan, S. 201, Z: 22ff.)
- 7.12 Seine wahnsinnigen Sorgen verschmachteten fröhlich, und ein Gefühl aufrichtigen Zutrauens setzte sich durch. (Nolan, S. 204, Z: 14ff.)
- 7.13 Das gleiche gilt für bleibende Werte, wie z. B. geliebt werden. Wenn ich selber bestimmen kann, wenn ich geliebt werde mit meiner eigenen Meinung, dann lebe ich! Leben heisst für mich wertvoll sein und geliebt werden, so wie ich bin. (Schär, S. 199, Z: 1ff.)
- 7.14 Weil das aber mein Leben ist und ich nicht aus meiner Haut schlüpfen kann, sammle ich Erfahrungen, die menschlich spannend sind. Eigentlich gefällt mir mein Leben so wie es ist. (Schär, S. 208, Z: 2ff.)
- 7.15 Wenn ich zu Hause auf dem Sofa liege, höre ich oft Musik. Am liebsten sind mir klassische Stücke von Mozart und anderen Komponisten. Dann spüre ich die Schwingungen und Energien, die von solcher Musik ausgehen. (Schär, S. 210, Z: 2ff.)
- 7.16 Leider kann ich selber kein Musikinstrument spielen, da ich gelähmt bin und meine Finger kaum bewegen kann. Aber ich freue mich sehr, wenn jemand ein Instrument spielt und ich zuhören kann. Wenn die Person gut spielen kann, freut es mich umso mehr. (Schär, S. 210, Z: 5ff.)
- 7.17 Neben klassischer Musik höre ich auch gerne Popmusik, wie andere Kinder in meinem Alter auch. (Schär, S. 210, Z: 22ff.)
- 7.18 Von den Musikgruppen gefallen mir die «Kelly Family» und «Spice Girls», weil sie so starke junge Frauen sind. Wenn ich diese Art von Musik höre, fühle ich mich ruhig und zufrieden. Aber sie hat nicht so eine tiefe Wirkung wie klassische Musik. Sie wirkt mehr an der Oberfläche eines Menschen. Aber sie ist auch schön für die Ohren. (Schär, S. 210, Z: 23ff.)
- 7.19 Wie empfinde ich meinen Körper? Ich kenne mich nicht anders, also habe ich keinen Vergleich. Wenn ich mich mit anderen vergleiche, bin ich manchmal traurig, dass ich nicht tanzen oder ein Instrument kann. (Schär, S. 221, Z: 3ff.)
- 7.20 Ich bin zufrieden, weil es Menschen gibt, die mich verstehen und mit mir eins sind. (Schär, S. 282, Z: 25f.)
- 7.21 Der Mut. Es gibt viel zu selten Menschen, die mutig sind. Ich brauche aber solche Menschen,

damit ich leben kann. (Schär, S. 283, Z: 19f.)

- 7.22 Rückblickend betrachtet, erscheinen mir die ersten Jahre wie im Nebel: abgegrenzt und unverstanden von meiner Umwelt, doch gleichzeitig von Gottes Liebe umgeben und umsorgt. Wie eine Insel mitten im Ozean. Eingebettet in Watte, abgespalten von der Masse, verstehend, ohne verstanden zu werden, so empfand ich meine Welt. (Müller, S. 12f., Z: 33ff.)
- 7.23 Mama ist meine Stimme, meine Vermittlerin und mein emotionaler Halt. Ohne ihr Vertrauen in mich und die Teilnahme an dem Basiskurs für Gestützte Kommunikation im November 2006 würde mein IQ auch heute noch auf null geschätzt, und ich würde vor mich hin vegetieren, in meinen Antworten dauerhaft auf Ja/Nein-Aussagen reduziert. (Müller, S. 20, Z: 22ff.)
- 7.24 Körperkontakt kann ich durchaus genießen, wobei Massagen einen deutlicheren Reiz liefern und leichter zu ertragen sind als sanftes Streicheln. Mein Blickkontakt richtet sich nach der Authentizität und zum Teil auch dem Grad des Kennens meines Gegenübers. (Müller, S. 28, Z: 21ff.)
- 7.25 Wenn sich Sinnesempfindungen mischen, so spricht man von Synästhesie. Ich schmecke Melodien und fühle die Farben. Ich liebe Musik, allerdings trifft nicht jeder Stil meinen Geschmack. Es gibt Stücke, die tatsächlich bitter oder versalzen schmecken, während andere ähnlich süchtig machen wie Schokolade.
Ich liebe gute Musik, doch es bedarf einer vernünftigen Dosierung, sonst bin ich übersättigt und leide unter der Reizflut. Mit den Farben verhält es sich ähnlich. Die Dosierung und Mischung der Pigmente trägt wesentlich zu ihrer Bekömmlichkeit bei. (Müller, S. 36, Z: 26ff.)
- 7.26 Meine Eltern nehmen mich so oft wie möglich mit und versuchen, unser Leben so normal wie möglich zu gestalten, was selten gelingt, weil meine Situation ein solches Ansinnen von vornherein konterkariert. Und so muss ich auf viele «Selbstverständlichkeiten» verzichten. Mein Verstand akzeptiert, dass manches auf der Strecke bleibt, meine Emotionen aber proben regelmäßig den Aufstand. (Müller, S. 64, Z: 30ff.)

8 Erfolge/ Fähigkeiten

- 8.1 Die Kreide war es, die eine so grosse Anziehungskraft auf mich ausübte: ein langer, schmaler Stab von leuchtendem Gelb. Nie zuvor hatte ich etwas Ähnliches gesehen, und es hob sich so deutlich von der schwarzen Fläche des Schiefers ab, dass sich entzückt war, als sähe ich ein Stück Gold. Plötzlich verlangte ich verzweifelt danach, das zu tun was meine Schwester tat. Dann - ohne zu denken oder genau zu wissen, was ich tat, streckte ich *m e i n e n l i n k e n F u s s* aus und nahm das Stück Kreide aus der Hand meine Schwester - mit *m e i n e m l i n k e n F u s s*. Ich weiss nicht, warum ich meinen linken Fuss dazu benutzte. Es bleibt für viele Menschen ebenso wie für mich ein Rätsel, denn, wenn ich auch schon im frühen Alter ein merkwürdiges Interesse für meine Zehen gezeigt hatte, so hatte ich doch bisher niemals den Versuch gemacht, einen meiner Füsse auf irgendeine Weise zu gebrauchen. Sie hätten genauso nutzlos für mich sein können wie meine Hände. An jenem Tag jedoch streckte sich

- mein linker Fuss offensichtlich aus eigener Willenskraft aus und entriss die Kreide sehr unhöflich der Hand meiner Schwester. (Brown, S. 18, Z: 9ff.)
- 8.2 Ich hielt sie fest zwischen meinen Zehen, und, einem Impuls folgend, vollführte ich mit ihr ein wüstes Gekritzel auf die Schiefertafel. Im nächsten Moment hielt ich bestürzt, überrascht inne, ich blickte hinab auf das Stück gelber Kreide, das zwischen meinen Zehen steckte, und wusste nicht, was ich nun damit anfangen sollte, ich wusste kaum, wie es überhaupt dorthin gelangt war. (Brown, S. 18, Z: 30ff.)
- 8.3 Aber - ich schrieb ihn – d e n B u c h s t a b e n «A». Da stand er auf dem Fussboden vor mir. Zitterig, mit plumpen wackligen Seitenlinien und einer sehr ungeraden Mittellinie. Aber es w a r der Buchstabe «A». Ich blickte auf. Ich sah einen Augenblick lang das Gesicht meiner Mutter, Tränen auf ihren Wangen. Dann bückte sich mein Vater und hob mich auf seine Schulter. (Brown, S. 20, Z: 23ff.)
- 8.4 Obgleich ich im Alter von sieben Jahren noch nicht viel sprechen konnte, war ich jetzt doch imstande, allein aufrecht zu sitzen und auf meinem Hinterteil auf dem Boden hin und her zu kriechen, ohne mir ein paar Knochen zu brechen oder Mutters Porzellan zu zertrümmern. Ich trug weder Schuhe noch andere Fussbekleidung. Meine Mutter hatte versucht, mich daran zu gewöhnen, schon frühzeitig meine Füße zu bekleiden. Sie sagte, barfuss sähe ich sehr verwahrlost aus. Aber jedesmal, wenn sie etwas über meine Füße zog, schleuderte ich es schleunigst fort. Ich hasste es, bekleidete Füße zu haben. Wenn Mutter Schuhe und Strümpfe über meine Füße zog, war mir so zumute wie normalen Menschen, denen man die Hände auf dem Rücken gefesselt hat. (Brown, S. 24, Z: 5ff.)
- 8.5 Im Laufe der Zeit begann ich, mich in jeder Beziehung mehr und mehr auf meinen linken Fuss zu verlassen. Er war mein einziger Vermittler, um mich der Familie verständlich zu machen. Er wurde mir ganz langsam unentbehrlich. Ich lernte, wie ich mit seiner Hilfe einige der Schranken, die hindernd zwischen mir und den anderen daheim standen, niederreißen konnte. Er war der einzige Schlüssel zur Tür des Gefängnisses, in dem ich mich befand. (Brown, S. 24, Z: 19ff.)
- 8.6 Wenige Minuten später stiess ich ein Triumphgeschrei aus, von dem Mutter aufgescheucht wurde, der Säugling in ihren Armen wurde unruhig und rührte sich. «Was gibt's Chris?», fragte sie. «Du wirst noch das Baby aufwecken.»
- Aber das kümmerte mich nicht. Auf meine mir eigene wunderliche, grunzende Art bat ich sie, sofort zu mir zu kommen.
- «Ein neues Wort, nicht wahr?» sagte sie, als sie herüberkam und sich mit dem in ihren Armen schlafenden Baby auf den Rand des Sofas setzte.
- Ich grinste, und, den Bleistift aufnehmend, schrieb ich das Wort nieder, an dem ich so lange herumgerätselt hatte. ... Sie wandte sich um, legte ihre Hand auf mich und lächelte. Das neue Wort, dass ich zum erstenmal zu schreiben gelernt hatte, war – M u t t e r. (Brown, S. 27f., Z: 28ff.)
- 8.7 Ich hatte jetzt so weit Fortschritte gemacht, dass ich in der Staatskarosse aufrecht sitzen konnte und keine Kissen mehr im Rücken brauchte, um mich zu stützen. Auf solchen Fahrten wurde ich oft umgeworfen. Wenn der Wagen kippte, weil man ihn in unverminderter Geschwindigkeit um eine Wegbiegung stiess, rollte ich unter allgemeinem Jubel und Geschrei heraus. Aber in

- dieser Beziehung wurde ich allmählich ziemlich unempfindlich und eignete mir eine gewisse Geschicklichkeit an, so zu fallen, dass ich sogar bei einem bösen Fall nicht mehr Schaden davontrug als höchstens eine Beule oder hin und wieder ein paar Schrammen. All dies war für mich ungeheuer abenteuerlich. (Brown, S. 29, Z: 6ff.)
- 8.8 Dann packte er mich unter die Arme, hob mich ein wenig in die Höhe und warf mich mit einem Schwung in den Kanal!
- Ich schnaufte, als ich das kalte, eisige Wasser über mich hinwegrieseln fühlte. Mein Gehirn wurde verwirrt; alles verschmolz zu einer einzigen verschwommenen Vorstellung von Wasser. Ich war eine Sekunde lang unter dem Wasser, kam nach oben, ging wieder unter, kam erneut an die Oberfläche und erwartete, zum drittenmal unterzugehen. Aber ich ging nicht unter. Statt dessen schlug ich wie rasend mit meinen Füßen aus, und das nächste, was ich begriff, war, dass ich ganz einfach dahinschwamm wie einer der weissen Schwäne weiter oben im Fluss. Ich machte immer noch kräftige Stösse mit meinen Füßen und segelte an der Oberfläche des Wassers weiter. Ich hörte schallendes Gelächter vom Ufer her, und wenige Augenblicke später schwamm Toni an meiner Seite. Er hielt meinen Arm und steuerte mich auf den Schleppweg zu, wo Jim mich ans Ufer zog. Dort lag ich atemlos, aber triumphierend. (Brown, S. 48, Z: 14ff.)
- 8.9 «Was hast du vor?» fragte Mutter, sie kam zu mir herüber, dorthin, wo ich mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt hockte. «Du wirst doch nicht etwa zu malen versuchen!» Ich nickte ernst. Ich steckte den Pinsel zwischen meine Zehen, feuchtete ihn im Mund an, rieb dann mit ihm auf einem der farbigen Vierecke - und zwar auf dem hellblauen, das mir am besten gefiel. Danach rieb ich mit dem Pinsel gegen meinen anderen Fuss und als ich den Pinsel wegnahm, sah ich einen blauen Fleck.
- «Es geht!» gelang es mir zu rufen, und ich spürte, wie mein Gesicht vor Erregung ganz heiss wurde. (Brown, S. 57, Z: 5ff.)
- 8.10 Ich grinste triumphierend zu ihr empor. Ich erinnerte mich daran, wie wir schon einmal, an jenem Tage vor fünf Jahren, zusammen auf dem Fussboden, fast an der gleichen Stelle gesessen hatten, wie ich gezittert und geschwitzt hatte, als ich zum erstenmal mit meinem linken Fuss schrieb. Mutter hatte damals neben mir gesessen - sie war auch jetzt an meiner Seite und entflammte meine Begeisterung von neuem. (Brown, S. 57, Z: 22ff.)
- 8.11 Gerade weil ich mit meinem linken Fuss das vollführte, was andere mit ihren Händen taten, sagte man, es sei etwas Wunderbares. Vielleicht war es das - ich wusste es nicht. Ich benutzte meinen Fuss einfach nur deshalb, weil ich meine Hände nicht gebrauchen konnte, aber ich war nicht stolz darauf oder hielt mich für etwas Besonderes. In Wirklichkeit gebrauchte ich meinen linken Fuss niemals, wenn jemand anwesend war, den ich nicht sehr gut kannte, weil ich mir dann recht albern und armselig vorkam. Es war mir dann immer so, als sei ich ein Affe oder eine Robbe in einer Zirkusvorstellung. (Brown, S. 83, Z: 34ff.)
- 8.12 Es war sehr vergnüglich, mit Hilfe der Bücher solche Traumreisen zu unternehmen. Wie einseitig und begrenzt meine Lektüre auch damals noch sein mochte, so verhalf sie mir doch dazu, etwas von der Welt jenseits meiner vier Wände kennenzulernen. (Brown, S. 117, Z: 27ff.)
- 8.13 Ich dachte einen Moment nach. Ich malte mir aus, wie ich vor einer grossen Zuhörerschaft sässe und Hunderte von Gesichtern vor mir sähe, die alle zu mir aufblickten, unbekannte

- Gesichter, forschende Gesichter mit neugierigen Augen, die meine merkwürdigen Bewegungen, meine sich verschlingenden Hände und meinen schiefen Mund betrachteten. Ich zögerte. Er legte seinen Kopf ein wenig auf die Seite. Er erriet meine Gedanken. (Brown, S.179, Z: 21ff.)
- 8.14 Allmählich jedoch, als Mr. Collis weiterlas, hörten Unruhe und Lärm auf. Es herrschte Schweigen, völlige Stille. Ich blickte auf die Gesichter vor mir herab, aber jetzt waren es nicht mehr forschende Gesichter mit neugierigen Augen, sondern aufmerksame, freundliche Gesichter voller Interesse. Ich hatte jetzt nicht mehr den Eindruck, dass sie ausschliesslich auf mich gerichtet waren, sondern sie hingen an dem Vorlesenden, der immer noch las. Sie hörten wirklich zu...! (Brown, S.185, Z: 8ff.)
- 8.15 Ich sass immer noch mit angespannten Muskeln auf der Bühne, immer noch gestrafft wie ein Telegrafendraht, schutzlos allen Blicken ausgesetzt. Aber nach einem Weilchen begann ich selber zuzuhören, und dabei löste sich meine Verkrampfung. Ich vergass meine sonderbaren Hände, die sich in meinem Schoss drehten und wanden. Ich vergass meinen schiefen Mund und meinen zuckenden Kopf. Ich lauschte... War das Wirklichkeit: ich sass mit Mutter und Vater auf einer Bühne vor einer grossen Zuhörerschaft und lauschte einer Beschreibung meiner eigenen Kindheit? Hatte ich das alles wirklich geschrieben? Kam das wirklich alles nur aus meinem Kopf? Mir war, als träumte ich. (Brown, S.185, Z: 17ff.)
- 8.16 Jetzt schritt Dr. Collis über die Bühne, legte seine Hand auf meine Schulter, half mir auf die Beine. Dann bracht der Beifall los... Er dauerte an, er schien nicht aufhören zu wollen und uns zu überfluten wie Wellen des Meeres. (Brown, S.186, Z: 22ff.)
- 8.17 Jetzt konnte ich gelöst sein und den Augenblick voll und ganz auskosten. Ich hatte Frieden gefunden, ich war glücklich. Ich lehnte mich in meinen Stuhl zurück, während mein alter, treuer linker Fuss zum Rhythmus den Takt schlug. (Brown, S.187, Z: 18ff.)
- 8.18 Dann lernte ich, mich mit einer Alphabettafel verständlich zu machen: ich deute auf die einzelnen Buchstaben und buchstabiere damit Sätze. So habe ich auch meinen Beitrag zu diesem Buch geschrieben. (McDonald, S. 28, Z: 17ff)
- 8.19 Josephs Methode lag im Verborgenen, doch mit Hilfe eines scharfen und empfindlichen Gehörs verzeichnete und verwarhte er seine Funde. (Nolan, S.37, Z: 4ff.)
- 8.20 Überglücklich über die Worttropfen, die auf seinen Pfad klatschten, verfiel er in einen Freudentaumel, hatte doch jeder erwartet, dass er stagnieren würde. Wenn er mit Luchsaugen seine Wörter auf weisse Bogen Leben schrieb, hatte er unglaubliche Macht. Seine Hände hingen kraftlos an seinem Körper herab, durch den Stromstösse jagten, und er nickte bloss und nickte und brachte auf seinem sporengeschmückten Schreibalter gefühllos - gedankenverloren sein sprachliches Opfer dar. (Nolan, S. 42, Z: 27ff.)
- 8.21 Entwöhnt durch Schläge, die auf seine gebrabbelten Schreie herniederprasselten, schrieb er die goldverzierte Geschichte seines Überlebens in einer fremden, stummen,

- starrkrampfbefallenen Welt. (Nolan, S. 48, Z: 26ff.)
- 8.22 Indem er mit dem Kopf nickte, tippte er schüchtern grünende Worte: zarte Verse und kindliche Prosa. Für Joseph Meehan wurde das Schreiben zum Wortwald. Der Gehirngeschädigte hatte seine Worte in der Gewissheit, dass irgendein Erdenbürger mit dem konzentrierten Blick der Zyklopen auf eine Methode stossen würde, mit deren Hilfe er seine Gedanken-Dolden ausdrücken könnte, jahrelang sorgfältig gehortet. Seiner selbst und seiner Wort-Stösse gewiss, besass er genügend Selbstvertrauen, sich vom Ruhm zu nähren. Die in ihm nistenden Sätze befestigten ihn in dem naiven Glauben, er könne sich mit anderen Schriftstellern messen. (Nolan, S.80f, Z: 28ff.)
- 8.23 Joseph, der zeit seines kurzen Lebens in Schweigen gehüllt war, sprach jetzt also nicht nur zur britischen Öffentlichkeit, sondern durchstöberte mit Hilfe der Zeitung wie ein Frettchen das Terrain von Ländern in aller Welt. (Nolan, S. 112, Z: 15ff.)
- 8.24 Dank der Hand, die in beruhigte und zurückhielt, vermochte Joseph seinen Namen zu buchstabieren. (Nolan, S. 115, Z: 20ff.)
- 8.25 Er entdeckte ihnen seinen Plan, mit Hilfe der Spenden der Sunday-Times-Leser eine Stiftung zu gründen. Damit wollte er einen Aufruf an die Wissenschaft richten, den Traum von seinem Leben ohne Krücken zu verwirklichen, den Stummen eine Stimme zu verleihen. (Nolan, S. 116, Z: 13ff.)
- 8.26 -die Silhouette eines Schädels, der sich in einem Schlüsselbart befand. Das Schlüsselloch platzierte sie genau ins Gehirn. So war das Zeichen der gewagten neuen Forschungsstiftung, mit deren Hilfe eines Tages die in einem stummen Krüppel eingesperrte Intelligenz geöffnet würde, bereits entworfen. (Nolan, S. 116, Z: 26ff.)
- 8.27 Glaubwürdigkeit setzte Wahrheit voraus, und die Wahrheit folgte ihm wild entschlossen auf den Fersen. Denn uneingeschränkter Dienst entspringt grasgrüner Wahrheit. (Nolan, S. 127, Z: 26ff.)
- 8.28 Seine Verlagslektorin las sich seine Werke mehrfach durch. Sie, die den Umgang mit den stimmbegabten Autoren des Verlags Weidenfeld gewohnt war, bekam diesmal Wörter zu Gesicht, die aus den Tiefen eines starren Körpers gefördert worden waren. Als sie Josephs selbstquälerischen Gedanken nachspürte, war sie bestürzt von dem Surrealismus einer Kreativität, die sich beinahe für immer chaosartig an den Rand des Abgrunds zur Hölle geklammert hätte. (Nolan, S. 130f, Z: 32ff.)
- 8.29 Jetzt befand er sich in der Gesellschaft literarischer Grössen. Er staunte, wie gebauchpinselt er sich vorkam. Er jauchzte vor Genugtuung, denn dieses Buch gab seinem Leben einen Sinn. Jetzt verstand er, weshalb er die Chance zu einer zweiten Geburt bekommen hatte. (Nolan, S. 131f, Z: 33ff.)
- 8.30 Die listreichen Anstrengungen des Jungen waren nicht vergebens, denn die Journalisten hatten die Vorausesemplare seines Buches gelesen und glaubten nicht mehr daran, dass mit einer körperlichen Behinderung immer auch eine geistige einhergehen musste. (Nolan, S. 133, Z: 20ff.)

- 8.31 Er sass da, blätterte in dem Buch und las hier und da einzelne Stellen. Gelegentlich lächelte er dem Jungen zu, wie um ihm zu zeigen, dass er den grossartigen Triumph, den dieser wider alles Erwarten errungen hatte, mitfeierte. (Nolan, S. 138, Z: 8ff.)
- 8.32 Im tiefsten Süden, im Land der Baumwollplantagen, hatten amerikanische Sklaven die Abschaffung der Sklaverei gefordert. Im Jahre 1981 wurde die Sklaverei mitten im Stadtzentrum Londons abgeschafft, und der Freigelassene Joseph Meehan brach, grün wie Gras, hervor und wehte im Wind wie irisches Woll-Gras. (Nolan, S. 140f, Z: 33ff.)
- 8.33 -Joseph, ohnehin sprach-los, war sprachloser denn je zuvor. Er, der mit polkapolternden Bewegungen ausgestattet und so lange eingesperrt war, der in einer Idioten-Arena festgesessen und sich jetzt erst freigekämpft hatte, sollte die Veranstaltung mit seiner Gegenwart beehren. (Nolan, S. 160, Z: 10ff.)
- 8.34 Angetan mit einer Fliege, munter, aber stumm, wurde Joseph an den mit Prominenz besetzten Tischen vorbei zu der riesigen, ausgeschmückten Bühne gerollt. ... ; die Musik von vielen hundert Händen, die seinem Leben gemeinschaftlich applaudierten, brachte den Krüppel ganz durcheinander. (Nolan, S. 160, Z: 15ff.)
- 8.35 Die Zuhörer, die zu ihm aufblickten, wischten sich hastig die Tränen aus den Augen, aber er tat so, als habe er nichts bemerkt, denn er hatte zu tun und musste sich seinem Schicksal stellen. (Nolan, S. 160, Z: 27ff.)
- 8.36 Er traf genau die lange Neonröhre. Rums, es regnete weissen Staub und scharfe Glasscherben und -splitter. Alles genau auf Joseph, aber ausnahmsweise gehorchte ihm sein Körper und er schaffte es, sich zu ducken. ... Joseph brach in Gelächter aus, als aus seinem Haar glitzernde Splitter herausfielen. (Nolan, S.189, Z: 26f.)
- 8.37 Ich gehe gerne in die Schule. Ich zeichne gerne eine Bildergeschichte. Ich rechne blitzschnell in der Schule. (Schär, S. 148, Z: 8f.)
- 8.38 Ich habe mich mit den Kindern unterhalten, indem ich mit den Gedanken zu ihnen gegangen bin und es so gesagt habe. Die Kinder haben sich schon wieder selber unterhalten. Die Kinder haben sich schon mit Worten unterhalten, aber sie haben sich auch mit Gedanken unterhalten. Ich höre die Gedanken so deutlich wie gesprochene Wörter. (Schär, S. 221, Z: 10ff.)
- 8.39 Ich kann nicht bei allen Menschen die Gedanken hören. Ich kann die Gedanken sehr gut spüren. Ich spüre die Gefühle sehr genau. (Schär, S. 221, Z: 23ff.)
- 8.40 Ich schreibe zum Beispiel sehr gute Aufsätze. Ich kann auch Mathe ziemlich gut. Aber meine Familie hat nicht genug Geld zum Leben. (Schär, S. 245, Z: 18f.)
- 8.41 Daraufhin bekam ich Orfiril verabreicht. Ich erinnere mich noch genau an den Schriftzug auf der ungeliebten Packung. Damals vermochte ich ihn noch nicht zu entziffern, doch mein fotooptisches Gedächtnis ermöglicht mir, es im Nachhinein zu lesen. (Müller, S. 15., Z: 26ff.)
- 8.42 Bei einem dieser Termine wurde Mama gefragt, ob ich Spielsachen nach ihrer Farbe sortieren könne, was sie verneinen musste. Am nächsten Tag holte ich nur blaue Legosteine aus meiner Kiste, um zu zeigen, dass ich die Farben doch unterscheiden kann. Zu Mamas Leidwesen

- konnte ich mich aber nicht dazu durchringen, es auch denjenigen zu beweisen, die zuvor an mir gezweifelt hatten. Das ist bei mir so. Wer mir vertraut, erhält jede Menge Beweise. Wer nicht, der eben nicht. (Müller, S. 18f., Z: 31ff.)
- 8.43 Zu meiner großen Überraschung konnte ich nicht nur die deutschen Anweisungen der Therapeutin verstehen, sondern auch das, was sie auf Englisch mit ihren Kolleginnen sprach oder aber meinen Eltern erklärte. Das fand ich sehr interessant! (Müller, S. 24, Z: 22ff.)
- 8.44 Meine Therapeutin Heike erwähnt in ihrem Therapiebericht, dass ich neben Deutsch und Englisch auch Französisch verstehe. Beim Abendessen wählte ich in einem holländischen Restaurant (Curaçao gehörte zu den Niederländischen Antillen und ist jetzt ein autonomer Landesteil im Königreich der Niederlande) zielsicher mein Lieblingsessen, indem ich gestützt auf die holländische Speisekarte tippte. Das war meinen Eltern allerdings erst klar, als der Teller vor mir auf dem Tisch stand. (Müller, S. 26, Z: 4ff.)
- 8.45 Meine Ohren sind extrem geräuschempfindlich, besonders bei plötzlichen Lauten. Ich ertrage laute Schulklassen oder öffentliche Veranstaltungen, doch ich falle vor Schreck fast vom Stuhl, wenn jemand aus heiterem Himmel niesen muss. Und ich höre mühelos durch geschlossene Türen und dicke Zimmerwände. Meine Augen erfassen eine Buchseite im Ganzen, und vieles registriere ich aus den Augenwinkeln heraus. Mein Gehirn filtert kaum eine Information heraus, so dass sich die einströmenden Informationen türmen, stapeln, durcheinanderwirbeln und raufen. (Müller, S. 28, Z: 26ff.)
- 8.46 Mitte Dezember hatte ich endlich eine Holztafel. Darauf waren neben dem Alphabet auch die wichtigsten Satzzeichen, eine Leertaste und jeweils ein Feld für Ja und Nein. Wir hatten Besuch, und da Hannah mit unseren Cousins durch das Wohnzimmer tobte, konnte sie mir die Tafel nicht streitig machen. Die Gelegenheit war also günstig. Mama meinte, auch ich könne die Buchstaben und das Schreiben lernen, wir müssten nur fleißig üben. Sie bat mich, das Wort Feuer zu tippen, weil Papa gerade den Kamin anzündete. Das war meine Chance, endlich zu zeigen, was ich schon konnte. Ich dachte nicht daran, das Wort Feuer zu schreiben. «Delfin mag ich hin», tippte ich stattdessen, und: «Schreiben ja mache ich!»
- Im Verlauf des Nachmittages wurde den anwesenden Erwachsenen wohl klar, dass ich das Schreiben nicht erst lernen musste, sondern bereits konnte. Das warf natürlich Fragen auf bezüglich meiner Schule, deren Lehrplan nur wenige Buchstaben und Zahlen pro Schuljahr vorsah. (Müller, S. 38, Z: 6ff.)
- 8.47 Beim Stützen geht es im Wesentlichen um zwei Aspekte. Der Körperkontakt hilft mir, meine Extremitäten deutlicher zu spüren, die mir an manchen Tagen pelzig oder nicht existent erscheinen; dadurch lassen sich feinmotorische Bewegungen besser durchführen. Der zweite, nicht weniger wichtige Punkt ist eine emotionale Stütze, die nonverbal sein kann, aber keinesfalls fehlen darf. Aus diesem Grund ist die Chemie zwischen Schreiber und Stützer so wichtig! Zweifelt der Stützer an der Methode, an mir oder gar an sich selbst, dann verwirrt mich das so, dass gar nichts mehr funktioniert. Zweifel verletzt die zarten Gedankengebilde und stört den sensiblen Tanz der Worte!
- „Wer stützen will, braucht Mut, Vertrauen und Empathie. Mit Menschen, die mich nicht leiden können“

- „oder die mich auf die Probe stellen wollen, kann und will ich nicht schreiben, selbst wenn sie die Technik perfekt beherrschen. Dafür gelingt es mit völligen Laien, sofern sie mir vertrauen. Je größer das gegenseitige Vertrauen, umso leichter fällt es, und umso deutlicher gelingen mir überzeugende Beweise. (Müller, S. 39, Z: 3ff.)
- 8.48 Während viele Schüler unter der Last der Schulpflicht ächzen und stöhnen, freue ich mich auf jede Unterrichtsstunde. Es stimmt schon, ich kann mich meist nicht in dem gleichen Maß einbringen wie die anderen. Aber ich tue, was ich kann und so gut ich es eben vermag, auf meine Weise. Das ist häufig in Gedichtform. So kommt es, dass an Pinnwänden der Schule und in der Schülerzeitung neben Artikeln auch Gedichte zu finden sind. Dabei sein dürfen und einen Hauch Normalität erleben, das bedeutet mir sehr viel. Das gilt neben dem Schulalltag auch für die Wandertage und natürlich die Klassenfahrten. (Müller, S. 65, Z: 11ff.)
- 8.49 Die verschiedenen Sprachen ergeben sich durch unterschiedliche Tänze der Buchstaben und sorgen freilich bei jenen für Verwirrung, die nur eine Schrittfolge erlernt haben. Mir fällt es erstaunlich leicht, andere Sprachen zu verstehen. Es macht mir Spaß, den Menschen zuzuhören und Bücher in anderen Sprachen zu lesen. (Müller, S. 69, Z: 18ff.)
- 8.50 Mama erkannte meine Not und begann meine Texte bei Literaturwettbewerben einzureichen. Hierbei war das Feedback größer, ich erhielt zwar nicht immer den ersten Preis, aber eine ganze Reihe von Texten, zumeist Lyrik, wurde im Rahmen von Anthologien gedruckt. Diese Werke nehmen einen beachtlichen Teil in der Vitrine unseres uralten Bücherschranks ein, und ich freue mich jedes Mal, wenn eines dazukommt. Doch noch viel schöner wäre es, komplett eigene Gedichtbände in Händen zu halten und verschenken zu können. (Müller, S. 97, Z: 23ff.)
- 8.51 Einer der ersten Wettbewerbe war der international ausgeschriebene Wettbewerb der österreichischen Jugendzeitschrift «Perplex». Ich gewann den ersten Preis in meiner Altersgruppe und durfte mit meiner Mutter nach Wien zur Preisverleihung fahren. Ich war so aufgeregt! Bloß gut, dass es mittlerweile Navis gibt, sonst wären wir vermutlich dem Wiener Berufsverkehr zum Opfer gefallen. Mein Lautstärkepegel wuchs proportional mit dem Lampenfieber, und das machte die Sache nicht besser. Wie war das wohl auf der Bühne? Würden mich alle anstarren? Wie würden die Leute reagieren, wenn sie sahen, dass ich behindert bin? (Müller, S. 98, Z: 3ff.)
- 8.52 Ich feiere jeden Tag,
an dem der Friede siegen mag,
mit Dankbarkeit und Freude,
ich fühl mich dann wie neu geboren
und zum Glück auserkoren! (Müller, S. 126, Z: 18ff.)
- 8.53 Es ist ein Segen, wenn man endlich einen Bereich errahnen darf, in welchem man nicht nur auf der Stelle tritt. Denn hiermit erfährt das Leben einen Sinn und eine Richtung. Jeden Sieg – und sei er noch so klein – koste ich aus und nehme den Schwung mit für all die mühseligen Kapitel. Ich komme in vielen Bereichen nur mühsam vom Fleck, und oftmals trete ich auf der Stelle. Doch mein Blick ist nach vorne gerichtet. (Müller, S. 146, Z: 23ff.)

9 Essen

- 9.1 In unserem Hause war das Essen von grosser Wichtigkeit. Für uns Kinder konnten die Mahlzeiten nie früh genug kommen. Wir alle warteten geduldig, bis Mutter den Tisch deckte. Dann traten wir im Gänsemarsch an, ich zappelte auf meinem Hinterteil zwischen ihnen herum, und meistens brachte ich es fertig, als erster anzukommen, indem ich mich über einen Stuhl warf, um zu zeigen, dass er belegt sei, bis einer von den Grösseren mich dann auf ihn setzte. (Brown, S. 29, Z: 19ff.)
- 9.2 Ich konnte mir natürlich nicht selber Nahrung zuführen, aber das hinderte mich nicht daran, mich an solchen Wettessen sehr lebhaft zu beteiligen. Meine Mutter oder der Vater sassen neben mir und fütterten mich. Ihre Hände wurden oft müde von der einfachen Betätigung, das Brot aufzuheben und es in meinen Mund zu stecken. (Brown, S. 29f., Z: 32ff.)
- 9.3 Ich hatte damals so grosse Angst vor dem Sterben, dass ich gar nicht begriff, was Rosie für mein Leben bedeuten könnte. Schwester Z. sagte, ich würde in einem halben Jahr sterben. Bevor Rosie Schwester Z. bat, etwas gegen meine Krämpfe zu unternehmen, hatte ich gar nicht gewusst, dass man dagegen etwas tun könne; die Schwestern sagten nur immer, es würde so schlimm werden, dass man mich nicht mehr füttern könnte. Der Gedanke, an Unterernährung sterben zu müssen, hat mich fast verrückt gemacht. (McDonald, S. 40, Z: 6)
- 9.4 Er nahm sich Essen anderer Art und genoss die Zugehörigkeit zu seiner Familie, die ihn- ein Utopia eigener Art- trotz seiner Behinderung in ihre natürliche Ausgelassenheit einbezog. (Nolan, S. 103, Z: 32ff.)
- 9.5 Jetzt hatte er nichts zu befürchten, sondern konnte sich die Kehle anfeuchten, und auf die Toilette musste er auch. (Nolan, S. 126, Z: 1f.)
- 9.6 «In der Öffentlichkeit isst und trinkst du ja nicht», sagte er, «aber wenn du nach Hause kommst, dann lass mal den Sektpfropfen knallen und koste auch ein bisschen von dem, was du uns hier heute abend geboten hast.» (Nolan, S. 161, Z: 26ff.)
- 9.7 Mittlerweile wurde das Lunch serviert, und Yvonne, die neben ihrem Bruder sass, erklärte, dass Joseph vor anderen Leuten nichts zu sich nehme. Kurz bevor sie auf dem Dubliner Flughafen landeten, kam die Stewardess auf ihn zu- da hatte sie dem Jungen in einen Beutel doch tatsächlich ein wunderbares Mittagessen zurechtgemacht. (Nolan, S. 173f, Z: 31ff.)
- 9.8 Mampfend und in ihren Futtersäcken wühlend, trudelten die Schüler wieder ein, in den Händen hielten sie Tüten mit Pommes und Essig, Limonadendosen und diverse Schokoladenriegel. Wie Joseph sie beneidete! Jugendfrisch kickte er gegen seine Handschellen, sein Magen schrie nach Nahrung, und der Duft der Pommes frites machte ihn ganz verrückt. (Nolan, S. 178, Z: 25ff.)

- 9.9 Nahrungsmittel-Unverträglichkeiten begleiten und verfolgen mich. Sie zeigen sich nicht in Hautausschlägen, sondern terrorisieren mich mit üblen Krämpfen aller Art, sorgen für tägliche Komplikationen zu Hause und unterwegs und rauben unserer Familie viel Spontanität und noch mehr Lebensfreude. (Müller, S. 116, Z: 9ff.)
- 9.10 Seit annähernd dreizehn Jahren wird demzufolge fast jede Mahlzeit extra für mich gekocht, dreimal täglich, da ich auch Brot nur schlecht vertrage. Jahrelang wurde auf Listen vermerkt, welche Getreide, Gemüse, Speiseöle, Gewürze oder Tees usw. ich zu mir genommen hatte und wie oft in der Folge epileptische Krämpfe oder Bauchschmerzen aufgetreten waren. Immerhin gelang es, die Dauermedikation zu beenden, so dass ich mich nicht jeden Tag im Delirium befand. (Müller, S. 116, Z: 20ff.)
- 9.11 Mittlerweile stabilisiert sich mein Zustand dank orthomolekularer Medizin und meiner Therapien etwas, so dass ich schrittweise immer öfter an den normalen Mahlzeiten teilnehmen darf. Ich genieße jeden einzelnen Bissen! (Müller, S. 117, Z: 18ff.)

10 Familie

- 10.1 Fast alle Ärzte, die mich sahen und untersuchten, bezeichneten mich als einen sehr interessanten, aber auch hoffnungslosen Fall. Viele gaben meiner Mutter sehr behutsam zu verstehen, dass ich schwachsinnig sei und es auch bleiben würde. ... Sie bedeuteten ihr, dass nichts für mich getan werden könne. Sie konnte und wollte nicht glauben, dass ich, wie die Ärzte ihr sagten, geistesschwach sei. Es gab nichts in der Welt, an das sie sich hätte klammern können, kein Zipfelchen eines Beweises, um sie in ihrer Überzeugung zu bestärken, dass, wenn mein Körper auch verkrüppelt war, mein Geist es nicht war. Ungeachtet aller Äusserungen von Ärzten und Spezialisten wollte sie es nicht wahrhaben. Ich glaube nicht, dass sie wusste, warum – sie wusste es einfach, ohne auch nur den geringsten Schatten eines Zweifels aufkommen zu lassen. (Brown, S. 13, Z: 18ff.)
- 10.2 Als sie erkannte, dass die Ärzte in keiner Weise helfen konnten, dass sie ihr nur raten konnten, ihre Liebe nicht an mich zu verschwenden, mit anderen Worten, dass sie vergessen solle, dass ich ein menschliches Wesen sei und besser nur als ein Gegenstand betrachtet werde, den man füttern und waschen und dann wieder beiseite schieben müsse, - als sie das erkannte, beschloss meine Mutter, ein für allemal die Zügel selber in die Hand zu nehmen. (Brown, S. 14, Z: 4ff.)
- 10.3 Ich war i h r Kind, und deshalb gehörte ich zu Familie. Gleichgültig, wie unempfänglich und unfähig ich mich beim Heranwachsen auch erweisen würde, sie war entschlossen, mich genau so zu behandeln wie die anderen und nicht wie den «Verrückten» im Hinterzimmer, von dem niemals gesprochen wird, wenn Besuch da ist. (Brown, S. 14, Z: 12ff.)
- 10.4 Das war für mein zukünftiges Leben ein folgenschwerer Entschluss. Es bedeutete, dass ich meine Mutter auf meiner Seite haben würde, um mir all die Schlachten, die mir bevorstanden, schlagen zu helfen und mir neue Kraft zu verleihen, wenn ich an die Grenze meiner Kräfte

- angelangt war. (Brown, S. 14, Z: 19ff.)
- 10.5 Aber es war nicht leicht für sie, denn jetzt waren die Verwandten und Freunde anderer Meinung. Sie verlangten, dass ich zwar gütig, freundlich behandelt, aber nicht ernst genommen werden solle. Es sei falsch, mich ernstzunehmen. «Um deiner selbst willen», sagten sie, «beachte diesen Jungen nicht ebenso wie die anderen; es würde letzten Endes nur dein Herz zerreißen.» (Brown, S. 14, Z: 24ff.)
- 10.6 Zu meinem Glück blieben Vater und Mutter allem zum Trotz standhaft, aber Mutter gab sich nicht damit zufrieden, bloss zu sagen, ich sei kein Idiot, sie wollte es beweisen, nicht aus eisernem Pflichtgefühl heraus, sondern aus Liebe. Und das ist der Grund, weshalb ihr Verhalten von Erfolg gekrönt wurde. (Brown, S. 14, Z: 30ff.)
- 10.7 Vier Jahre gingen dahin, ich war jetzt fünf Jahre alt und immer noch hilflos wie ein neugeborenes Kind. Während mein Vater arbeiten ging und durch Maurerarbeit unser täglich Brot verdiente, war Mutter damit beschäftigt, langsam, geduldig, einen Ziegel nach dem anderen von der Mauer niederzureißen, die sich zwischen mich und die anderen Kinder zu schieben schien, - langsam, geduldig durchdrang sie den dicken Vorhang, der vor meiner Seele hing, und sie von ihren Seelen trennte. Es war schwere, herzerreissende Arbeit, denn oft empfing sie als Erwiderung von mir nichts weiter als nur ein unbestimmtes Lächeln und vielleicht ein schwaches Gurgeln. (Brown, S. 15, Z: 8ff.)
- 10.8 Alles schien hoffnungslos zu sein. Es sah aus, als sei die Behauptung meiner Verwandten, ich sei ein Idiot, dem nicht geholfen werden könne, berechtigt. Sie sprachen jetzt von einer Anstalt. «Niemals!» sagte meine Mutter beinahe heftig, als man ihr diesen Vorschlag machte. «Ich weiss, dass mein Sohn kein Idiot ist. Sein Körper ist zerrüttet, nicht sein Geist. Dessen bin ich gewiss.»
- Gewiss? Innerlich jedoch betete sie zu Gott, er möge ihr einen Beweis für ihren Glauben geben. Sie wusste, dass Glauben eine Sache für sich, aber Beweisen ganz etwas anderes ist. (Brown, S. 16, Z: 19ff.)
- 10.9 Obwohl ich in meinen natürlichen Verrichtungen sauber war, konnte ich mir nicht selber helfen, aber in dieser Hinsicht sorgte mein Vater für mich. (Brown, S. 16f., Z: 36ff.)
- 10.10 Ich pflegte die ganze Zeit in der Küche auf dem Rücken zu liegen oder an hellen, warmen Tagen draussen im Garten, ein kleines Bündel verzerrter Muskeln und verwickelter Nerven, im Kreise einer Familie, die mich liebte, und für mich hoffte und die mich zu einem Bestandteil ihrer eigenen Wärme und Menschlichkeit machte. (Brown, S. 17, Z: 2ff.)
- 10.11 Mutter hatte es möglich gemacht, ein Radio anzuschaffen, indem sie wöchentlich eine halbe Krone dafür zahlte. Weil ich nicht wie die andern zur Messe gehen konnte, durfte ich an jenem Heiligen Abend aufbleiben, um die Mitternachtsmesse zu hören, ... (Brown, S. 34, Z: 22ff.)
- 10.12 Nach ein paar Wochen ermöglichte es meine Mutter, mir einen neuen Wagen zu kaufen, diesmal einen richtigen Krankenstuhl mit einem schön gepolsterten Sitz und Gummireifen. «Jetzt kannst du wieder ausfahren», sagte sie glücklich zu mir. Ich sagte gar nichts. (Brown, S. 53, Z: 4ff.)

- 10.13 Mutter bemerkte die Veränderung, die mit mir vorgegangen war, und ich glaube, sie kannte die Ursache, aber sie sagte nichts. Sie verstand mich besser als alle anderen zu Hause. Ich konnte sie nicht täuschen, denn sie hatte einen ausgeprägten Sinn dafür, herauszufinden, ob ich glücklich oder traurig war, so als könne sie von allem was mich bewegte, die Hälfte mitempfinden. Sie sah jetzt, dass ich fast immer traurig, niedergeschlagen und verschlossen war. Ich krabbelte nicht mehr im Hause herum, wie ich es gewohnt gewesen war, sondern sass zusammengerollt in dem grossen Armstuhl, starrte ins Feuer oder auch nur an die Wand. (Brown, S. 54, Z: 25ff.)
- 10.14 Ich werde dir Wasser holen, sagte Mutter, ging in die Kammer und kam mit einer Tasse voll Wasser zurück, die sie neben mich auf den Fussboden stellte. Ich hatte kein Papier. Mutter beschaffte mir welches, indem sie eine Seite aus Peters Rechenheft riss. Ich tauchte den Pinsel ins Wasser und rührte etwas leuchtend rote Farbe an. Dann straffte ich meinen Fuss, und während Mutter gespannt zusah, malte ich auf das freie Blatt vor mir – die Umrisse eines Kreuzes. (Brown, S. 57, Z: 13ff.)
- 10.15 Dann gelang es meiner Mutter, mir noch ein paar weitere Farben und Pinsel zu kaufen, zusammen mit ein oder zwei Zeichenheften und einem Bleistift. Ich hatte nun mehr Spielraum für meine Mitteilungsmöglichkeit und eine grössere Auswahl von Themen. Nach den wenigen ersten Wochen der Unsicherheit und Unbeholfenheit widmete ich mich zufrieden meinem neuen Zeitvertreib. Ich malte jeden Tag ganz für mich allein oben im hinteren Schlafzimmer. (Brown, S. 58, Z: 6ff.)
- 10.16 Manchmal kam sie zu mir herüber, um mir die Haare aus den Augen zu streichen und den Schweiss von der Stirn zu wischen; denn, wenn ich jetzt auch meinen linken Fuss mit solcher Leichtigkeit gebrauchte, wie Peter oder Paddy ihre Hände gebrauchen konnten, so war es doch für meinen übrigen Körper eine fürchterliche Anstrengung, auf dem Fussboden zu sitzen, fast den ganzen Tag über einem Bilde kauern. Aber oft, wenn Mutter heraufkam, um zu sehen, ob ich mich wohl fühlte, nickte ich nur kurz mit dem Kopf und grunzte. (Brown, S. 59, Z: 15ff.)
- 10.17 Nach der Geburt meines jüngsten Bruders war sie sehr krank, und ihr Zustand wurde zunehmend schlechter. Wir befanden uns zu Hause alle in einer schrecklichen Verfassung. Ohne die Mutter schien das Haus abzusterben. Es war so, als entferne man das Uhrwerk einer Uhr und lasse die Zeiger still und kraftlos herabhängen. Jetzt malte ich auch nicht; ich hatte für nichts Interesse, weil ich dachte, Mutter müsse sterben. (Brown, S. 59, Z: 30ff.)
- 10.18 Auch das Leben zu Hause veränderte sich. Es schien mir, als wären alle auf einmal erwachsen geworden. ... Mit meinen jüngeren Geschwistern schien mich kein Bindeglied, überhaupt nichts Gemeinsames zu verknüpfen. ... Sie alle waren gute Kinder, aber sie schienen durch ihren verkrüppelten Bruder ein wenig eingeschüchtert zu sein und sich gleichzeitig wohl mehr oder weniger unbewusst vor ihm zu fürchten. Sie kannten mich sehr wenig, weil ich den ganzen Tag in meinem Schlafzimmer malte und, ausser den Sonntagen, wenig von ihnen zu sehen bekam. (Brown, S. 75f., Z: 26ff.)
- 10.19 Ich konnte nun nicht mehr länger vor mir selber davonlaufen, ich war zu gross geworden. Während die Familie allmählich heranwuchs und alle - jedenfalls für mich - zu fremden Erwachsenen wurden, die für sich selbst sorgten, musste ich an jedem Tag, der verging, auf

- tausendfältige Weise, einmal deutlich, einmal weniger deutlich, die Beschränkungen die Inhaltslosigkeit, die schreckliche E n g e meiner eigenen Existenz erkennen und fühlen. (Brown, S. 78, Z: 12ff.)
- 10.20 Mutter war immer ein reicher Quell von Anregung für mich gewesen, aber jetzt vertrugen wir uns nicht immer. Wir hatten manchen Hader miteinander, das einzige, was ich deutlich und ohne Schwierigkeiten aussprechen konnte war «scher dich zum Teufel», und ich sagte es manchmal zur Mutter, wenn wir eine unserer Zwistigkeiten ausfochten und ich gereizt war. (Brown, S. 79, Z: 5ff.)
- 10.21 Mutter wusste, dass ich unter Entwicklungsstörungen litt und dass ich die Rolle, die mir im Leben zugewiesen war, schmerzlicher empfand, je älter ich wurde, und sie trachtete danach, diese Wirklichkeit ein wenig zu mildern, etwas von ihrer eigenen Stärke und Geisteskraft auf mich zu übertragen, sei es auch nur, indem sie mir zeigte, dass ich nicht allein war, dass sie Bescheid wusste. Sie war mehr als eine Mutter für mich; sie war ein Waffenbruder. (Brown, S. 79, Z: 24ff.)
- 10.22 Bisher hatte ich nicht viel gelesen. Bücher traten in unserem Haus selten in Erscheinung. Brot wurde für wichtiger gehalten. Unsere Bäuche zu füllen, schien für uns wesentlich höher zu sein als der Versuch, den Geist mit Nahrung zu versorgen. Nun wimmelte es aber in meinem Kopf von zahllosen Vorstellungen, die ich mit meinen Farben und Pinseln nicht zum Ausdruck bringen konnte. (Brown, S. 84, Z: 19ff.)
- 10.23 Aber selbst, wenn ich mich im Kreise meiner grossen Familie befand, fühlte ich mich als Aussenstehender, als ein «Ausgestossener». Sie waren für mich unerreichbar, ich fand keinen Zugang zu dem Geist, der sie beseelte. In Wirklichkeit hatten sie sich vielleicht gar nicht verändert, aber in meinen Augen waren sie für mich immer unerreichbarer geworden, in immer grössere Ferne gerückt. Ich schien jeden Tag weiter und weiter aus ihrem Lebensbereich fortzutreiben. Gerade wenn ich mitten unter ihnen war, empfand ich mehr denn je, wie weit abseits von ihnen ich stand, abseits von allem, wofür sie arbeiteten und woran sie glaubten. (Brown, S. 89, Z: 16ff.)
- 10.24 Ich wusste genau, dass ich, gleichgültig, wie ich äusserlich wirken mochte, gleichgültig, was ich den anderen vortäuschen oder wie ich mich selbst belügen mochte, niemals glücklich sein oder mit mir selber Frieden schliessen könnte, solange ich derart verkrüppelt war. (Brown, S. 102, Z: 19ff.)
- 10.25 Mutter sah, dass ich enttäuscht war, und dass ich, je länger die Zeit dahinging über die Dinge nachdachte und grübelte, die in meinem Leben «hätten sein können», dass ich jetzt mit noch grösserer Verbitterung an diese Dinge dachte, weil ich begonnen hatte, ihre Notwendigkeit zu empfinden und weil mir ihr Fehlen zum Bewusstsein gekommen war. (Brown, S. 104, Z: 11ff.)
- 10.26 Sogar zwischen uns beiden, zwischen Mutter und mir, schien eine Schranke aufgerichtet zu sein, eine neue Art gläserner Wand, die uns einander nicht erreichen lassen wollte. Ich fühlte jetzt Dinge und verlangte Dinge, die sogar Mutter nur undeutlich begriff. (Brown, S. 104, Z: 20ff.)

- 10.27 Ursprünglich war nur beabsichtigt gewesen, eine Art Übungsraum, eine Turnhalle zu schaffen, in der Dr. Warnants ungestört mit mir arbeiten konnte. Im Laufe der Zeit machte ich daraus jedoch langsam ein Wohn- und Studierzimmer, in welchem ich ass, las, schrieb und schlief. Ich bat noch um Bücherregale, und auch diese füllten sich nach und nach.
So hatte ich mich endlich von der Familie gelöst, von dem Lärm und dem geschäftigen Treiben im Hause. Jetzt konnte ich endlich in beharrlicher Einsamkeit leben, in völliger Freiheit konnte ich, soviel ich wollte, malen und schreiben, ohne das ständige Trommelfeuer von Stimmen in meinen Ohren ertragen zu müssen. (Brown, S. 116, Z: 18ff.)
- 10.28 Als ich an jenem Tage nach Hause kam, umdrängte mich die ganze Familie, alle wollten wissen, wie es in der Klinik zugeht. Aber ich konnte nichts sagen, denn ich hatte etwas gesehen und etwas empfunden, was sich mit Worten nicht beschreiben liess. (Brown, S.131f, Z: 36ff.)
- 10.29 Meine Eltern besuchen mich nicht. Ich glaube, sie weigern sich, mich tippen zu sehen, weil sie Angst haben, dass dieses Buch die Wahrheit sagt. (McDonald, S. 245, Z: 2ff.)
- 10.30 Gestützt auf seine Familie nahm er den Kampf auf - akzeptiert mich so, wie ich bin, dann akzeptiere ich euch so, wie ihr akzeptiert werdet. (Nolan, S.12, Z: 28ff.)
- 10.31 Kann ich von der Gesellschaft gerichtete Barrieren überwinden? Kann ich meine Familie um Unterstützung angehen, wenn ich mehr weiss als sie, die entsetzliche Skepsis kenne, die meiner unruhigen, traurigen Welt unentwegt einmassiert wird? (Nolan, S.13, Z: 1ff.)
- 10.32 Geistig sehr beweglich, konnte sie nie verstehen, weshalb die Leute es nicht vermochten, die Gedanken zu erfassen, welche doch in den Augen ihres Bruders zu erahnen waren. Auf diese Weise sprang sie für all die ruhelosen, gedankenlosen Menschen ein und hatte ohne jede Hilfe das Leben ihres Bruders wieselflink im Griff. So bewirkte sie Normalität, wo Ungewissheit nur Schrecken und Furcht bewirkte. (Nolan, S.17, Z: 2ff.)
- 10.33 Unterdessen stützte Nora mit dem Arm den Leib ihres Sohnes. Er presste seinen gebrechlichen Körper näher an sie heran, gerade so, als könne er aus ihrer Zuversicht Stärke schöpfen. (Nolan, S. 27, Z: 32ff.)
- 10.34 Es war Noras Aufgabe, Josephs Ängste zu beschwichtigen. Sie ahnte, dass ihm eine wunderbare spröde Sensibilität innewohnte. Obwohl sie wusste, dass er mit seinem Auftritt in Mount Temple unzufrieden war, plauderte sie auf der Heimfahrt mit Matthew über die Grösse der Schule, ... Sie wies Josephs Versuche, sich nach seinem mürrisch wirkenden Auftritt neuen Mut einflössen zu lassen, zurück und wartete, bis sie zu Hause angelangten. (Nolan, S. 30f., Z: 33ff.)
- 10.35 Im warmen Nest der Familie fuhr Joseph mit dem Schreiben fort. (Nolan, S. 44, Z: 9ff.)
- 10.36 Etliche Jahre, bevor er - der inzwischen als schreibendes Wunderkind galt - es überhaupt geschafft hatte, seine ersten kreativen Sätze zu formulieren, hatte sie bereits vorausgesagt, wozu er es noch bringen würde. (Nolan, S. 54, Z: 32ff.) → Schwester

- 10.37 Müde, aber ohne sich je geschlagen zu geben, nahmen sie ihr behindertes Kind auf allen ihren Besorgungen mit. (Nolan, S. 55, Z: 32ff.)
- 10.38 Das war der Schauplatz von Josephs geborgener Kindheit, und so spielerisch verlief das Jahr: ... (Nolan, S. 56, Z: 18f.)
- 10.39 Hör mich an, Joseph, du kannst sehen, du kannst hören, du kannst denken, du verstehst alles, was man dir sagt, dir schmeckt dein Essen, dir gefallen schöne Kleider, Vati und ich haben dich lieb. Wir lieben dich so, wie du bist. (Nolan, S. 58, Z: 10ff.)
- 10.40 Die Entscheidung, die er an diesem Tag traf, brannte sich auf immer in sein Gedächtnis ein. Er war erst drei Jahre alt, aber er entfachte den einzigen Hoffnungsfunken, den er vorfand: dass er am Leben war, ja mehr noch: dass er so, wie er war, akzeptiert wurde. (Nolan, S. 58, Z: 19ff.)
- 10.41 Sein unbeholfener Leib gehörte für immer zu ihm. Aber von der Mutterliebe besänftigt, besah er sich kreisenden Kopfes seine Gliedmassen -und mochte Joseph Meehan. (Nolan, S. 58, Z: 24ff.)
- 10.42 ... Joseph war fasziniert von seinem vergnügten Vater. (Nolan, S. 59, Z: 8f.)
- 10.43 Joseph Meehan hatte sein Schweigen noch nicht gebrochen, doch ohne dass seine Eltern es wussten, ebte und flutete er unter dem Redefluss seines Vaters. Da er noch nicht in der Lage war, seine kreativen Gedanken niederzuschreiben, blühte und verblich, was er dachte, im stillen. (Nolan, S. 62, Z: 7ff.)
- 10.44 Fast nie fuhr sein Vater ihn an; er dachte bei sich, dass Freundschaft seinem Sohn zu grösserer Normalität verhelfen würde. (Nolan, S. 62, Z: 11ff.)
- 10.45 Der Vater zeigte seine Liebe zu seinem gebrochenen, brustgegürteten Sohn, indem er dessen Los beherzt mit allen möglichen Gedichten erleichterte. (Nolan, S. 63, Z: 12ff.)
- 10.46 Er plauderte mit seinem Ein- Mann- Publikum, erklärte, was er da treibt und warum, und führte dem Jungen vor, was jedes Werkzeug zu leisten vermochte. (Nolan, S. 66, Z: 22ff.)
- 10.47 Joseph sah seinen Eltern bei der gemeinschaftlichen Arbeit zu. (Nolan, S. 68, Z: 30ff.)
- 10.48 Aber niemand, der so versehrt war wie er, verdiente eine Überlebenschance. Besser tot, sagten die Besser-Wisser; besser tot, sprach die Geschichte; besser sich kopfüber hineinzustürzen, entschloss sich die seelenfeste Nora, als sie sein verzweifertes Schreien vernahm. Nur seine Mutter behandelte ihn als normal, verstand seine Intelligenz, die Zeichensprache seiner Augen, die Früchte der Stechpalme. Noch waren diese grün; doch liess man ihm Zeit, gab man ihm ein zu Hause, so verhiesse sie ein leuchtendes Rot. (Nolan, S.72, Z: 27ff.)
- 10.49 Selbst seine Mutter hatte ihn aufgegeben und entschieden, dass die Schreibmaschine überhaupt keine Hilfe sei. Sie hatte den Deckel zugeklappt und die Schreibmaschine weggestellt. Niederlagen schmerzten sie. In ihrem Kleinmut verstand sie nicht, dass sich zwischen ihren Sohn und die Schreibmaschine verheerende Atemkrämpfe drängten. (Nolan, S. 78, Z: 9ff.)
- 10.50 In der Küche der Meehans wurde alles besprochen. (Nolan, S. 97, Z: 31ff.)
- 10.51 Er war sauer, wenn sie ihn herumkommandierte- schliesslich zwang er ihr ja auch nicht seine Beobachtungen auf. Es folgte ein beklagenswertes Hickhack; während seine Schwester mit scharfen Worten focht, hielt er seine Position, indem er wie am Spiess schrie und ihr

- durchbohrende Blicke zuwarf. (Nolan, S. 99, Z: 3f.)
- 10.52 Er nahm sich Essen anderer Art und genoss die Zugehörigkeit zu seiner Familie, die ihn - ein Utopia eigener Art - trotz seiner Behinderung in ihre natürliche Ausgelassenheit einbezog. (Nolan, S. 103, Z: 32ff.)
- 10.53 Alle zusammen halfen Joseph dabei, zu schwimmen und sich von der warmen Strömung treiben zu lassen.... Er glühte vor Vergnügen, als er dahinglitt, denn in ihren Händen fühlte er sich völlig entspannt und sicher. So kostete er dank ihrer Bemühungen von den Freuden der Gesunden. (Nolan, S. 105, Z: 22ff.)
- 10.54 ... und schaukelten ihren bedürftigen Sohn. Joseph sonnte sich in dem Wunder der Natur und saugte das Gespräch in sich auf. Aber seine Augen liess er währenddessen umherstreuen. (Nolan, S. 107, Z: 26ff.)
- 10.55 Sie jedoch, die sich aussergewöhnlich gut bei ihm auskannte, war sich des Draufgängers, der sich hinter dem einfältig wirkenden Gesicht und dem gebrechlichen Körper verbarg, nur allzu bewusst. (Nolan, S. 125, Z: 6ff.)
- 10.56 Seine Mutter sollte seine Amanuensis werden und musste sich an ihre neue Rolle als sein Sprachrohr erst noch gewöhnen. (Nolan, S. 140, Z: 8f.) → *Sekretärin*
- 10.57 Des öfteren sah er seine Mutter an. Da stand sie und übermittelte seine Worte. Sie verliess sich auf ihre Sensibilität und entnahm den Signalen, die er aussandte, seine wesentlichen Gedankengänge. (Nolan, S. 160, Z: 31ff.)
- 10.58 Er sei sich des kolossalen Opfers bewusst, das seine Familie auf sich nehme, indem sie ihn versorge, doch müsse er seiner Berufung folgen. (Nolan, S. 161, Z: 5ff.)
- 10.59 Mit der Engelsgeduld eines verständnisvollen Onkels... lernte er zu warten, bis der Neffe seinen Muskeln über ihre Schwierigkeiten hinweggeholfen hatte. Sonntag um Sonntag suchte sein Onkel ihn auf, und mit jedem Besuch vertiefte sich sein Verständnis für das gestörte Verhalten seines Neffen. (Nolan, S. 165, Z: 23ff.)
- 10.60 Wenn Joseph bei ihm die Ferien verbrachte, legte er sich sorgsam Pläne zurecht, wie er mit seiner Behinderung am besten fertig werden mochte. (Nolan, S. 166, Z: 22ff.)
- 10.61 Wenn er mit Joseph plauschte, übersah er dessen Behinderung und riet Nora, das Kind selbst experimentieren zu lassen. (Nolan, S. 166, Z: 28ff.)
- 10.62 Joseph mass seiner Familienzugehörigkeit grosse Bedeutung bei. Lieber tot sein, empfand er, als in eine Anstalt oder ein Krankenhaus gesteckt zu werden. Er war jederzeit bereit, sich aus Ausbildungsgründen woanders hinzubegeben, aber an den Wochenenden und während der Ferien müsste er nach Hause fahren können. Jetzt hatte er das eine und brauchte auf das andere nicht zu verzichten: Zu Hause im Clontarf durfte er Familienrechte beanspruchen, während er in Mount Temple unterrichtet wurde. (Nolan, S. 170, Z: 3ff.)
- 10.63 Als sie den Jungen mit dem Schal erblickte, begann sie zu lachen. Sie schätzte die Fürsorge, die die Jungen ihm gegenüber aufgebracht hatten, bescheiden dankte sie Ihnen dafür, dass sie in Josephs Augen einen Schimmer gelegt hatten. (Nolan, S. 193, Z: 21ff.)
- 10.64 Kann meine Familie die Herausforderung annehmen? Kann ein Krüppel dem Herzen seiner Familienangehörigen den letzten Blutstropfen aussaugen? Sie versuchen ja freundlich zu sein,

- aber du kennst ihr Kreuz und du kennst das Opfer, das sie bringen. (Nolan, S. 199, Z: 1ff.)
- 10.65 Die Familie wurde ungeduldig, da niemand begreifen wollte, weshalb er so nervös wurde, wo er doch fast fertig war. (Nolan, S. 208, Z: 17ff.)
- 10.66 ... und Yvonne hatte zwar vor elf Uhr keine Vorlesung, war aber schon aufgestanden, weil sie ihren verkrüppelten Bruder zu seiner Sicherheit im Autositz festhalten musste, während Nora am Steuer sass. (Nolan, S. 212, Z: 3ff.)
- 10.67 Seine Eltern und seine Schwester wechselten sich darin ab, ihm die Bücher auf seiner Literaturliste vorzulesen; auf sein Geheiss unterstrichen sie wichtige Passagen und notierten sich die Seiten, die seine kritische Aufmerksamkeit beanspruchten. (Nolan, S. 212, Z: 23ff.)
- 10.68 Seinen Dank hinhauchend, sah er den hohen Preis, den jedes Familienmitglied entrichten musste, und fragte sich, ob ein Krüppel das Recht habe, sich mit eiserner Faust an die Rockschösse seiner Familie zu klammern. Trotz ihrer Beteuerung sorgte und wunderte er sich. (Nolan, S. 212, Z: 27ff.)
- 10.69 Dank der unerbittlich strengen Lebensführung seiner Familie hatte er es bis zur Universität gebracht. (Nolan, S. 213, Z: 16f.)
- 10.70 Auch ich will sicher und zufrieden leben, bis ich selber meine Mutter unterstützen kann und wir alles hinter uns haben. Ich will meiner Mutter und meinen Freunden helfen zu erlernen, was ich verstehe, denn ich weiss, wie wichtig es ist zu verstehen. (Schär, S. 124, Z: 17ff.)
- 10.71 Traurig macht mich, dass viele Leute denken, dass ich nicht verstehe, dass ich keine Freundin habe. Traurig macht mich auch, wie die Leute mich auf der Strasse anstarren und für blöd halten. Glücklich macht mich, dass ich eine Wolfsmutter habe und dass ich in die Schule gehen kann. Mit Smily spazieren gehen. (Schär, S. 148, Z: 14ff.)
- 10.72 Die Männer haben leider mehr Mühe mit mir. Mein Vater schämt sich mit mir auszugehen. (Schär, S. 173, Z: 16ff.)
- 10.73 Er hat vieles erzählt, aber nicht mir. Er hat es meiner Mutter erzählt, nicht mir. (Schär, S. 173, Z: 29ff.)
- 10.74 Leider gibt es viele Menschen, die nicht geliebt werden und deshalb selber nicht lieben können. Liebe ist die Grundkraft des Lebens ohne sie sind die Menschen arm und traurig. Liebe gibt Wärme in sich und Herzlichkeit und Stärke. Weil ich von meiner Mutter viel Liebe bekommen habe, wird mein Leben voller Stärke sein und werde ich auch Liebe weitergeben können. Das ist mein Grundthema des Lebens. Weil wir wissen, wieso wir leben wird es wichtig sein, dies auch den anderen Menschen mitteilen zu können. (Schär, S. 199, Z: 5ff.)
- 10.75 Ich habe eine wunderbare Mutter, die mich liebt, wie ich bin. Und ich kenne viele Menschen, die mich auch gern haben. Ich weiss, dass es wichtig ist, einen Menschen zu lieben, wie er ist. (Schär, S. 208, Z: 5ff.)
- 10.76 Ich bin sehr froh, dass meine Mutter mich liebt und mir alle Unterstützung gibt, die ich brauche. In Zukunft werde ich versuchen, immer selbstständiger zu werden, damit ich irgendwann für mich selbst sorgen und einstehen kann. (Schär, S. 220, Z: 5ff.)

- 10.77 Was mir Lebenskraft gegeben hat, ist die Liebe meiner Mutter zu mir. Sie hat mich von Anfang an so angenommen, wie ich bin, und wollte mich nie in ein Heim geben. Das ist die Basis meiner Liebe, die ich empfangen und auch weitergeben kann. (Schär, S. 225, Z: 9ff.)
- 10.78 Ich schreibe zum Beispiel sehr gute Aufsätze. Ich kann auch Mathe ziemlich gut. Aber meine Familie hat nicht genug Geld zum Leben. (Schär, S. 245, Z: 18f.)
- 10.79 Meine Familie sind meine Mutter, meine Assistentinnen und ich. Meine Mutter arbeitet viel für mich. Ohne Lohn. Sie ist Psychologin, hat aber wegen mir keine Zeit, ihrem Beruf nachzugehen. Deshalb kann sie kein eigenes Geld verdienen. Sie könnte mich in ein Heim geben. Es gibt aber keine Heime mit Gymnasium in der Schweiz. (Schär, S. 245, Z: 20ff.)
- 10.80 Ich habe grosse Angst, dich zu enttäuschen. Weil du so stolz auf mich bist, weil ich aufs normale Gymnasium gehe. Ich habe Angst, zu versagen. Ich weiss, dass du mich nicht unter Druck setzen willst, aber mir ist es auch wichtig, dass du auf mich stolz sein kannst. (Schär, S. 258f., Z: 33ff.)
- 10.81 Liebe Mama Manchmal brauche ich meine Ruhe! Kannst du anklopfen und ich rufe mit einem Ton. Der tönt wie A=JA. Ich bin Zahra und du bist Mama. Ich bin ich. Ich will nicht verschluckt werden. Mama ich liebe dich von aussen. Wenn ich an dich denke wird mein Herz warm und manchmal eben eng. (Schär, S. 261, Z: 26ff.)
- 10.82 Mein Bauch tut manchmal weh. Bitte versteh mich. Ich muss anders sein als du. Ich will das auch. Mama. Ich bin ich. Und ich bin stark. Manchmal bin ich klein wie eine Kleine, ich weiss nicht was (ich will) und will mich verkriechen. Es ist immer anders. (Schär, S. 262, Z: 9ff.)
- 10.83 Liebe Mama Ich möchte dir sagen, dass ich dich sehr, sehr gerne habe. Ich möchte nicht wegen meinen Assistentinnen Krach mit dir haben. Ich möchte auch meine Gedanken sagen, so wie ihr alle, und vielleicht sind sie oft anders als du denkst. Aber das ist doch bei allem dasselbe! Darum sage ich dir jetzt, dass ich dich nicht ärgern will. Ich habe dich wirklich gerne. Es tut mir leid, wenn es manchmal Streit gibt. (Schär, S. 262, Z: 17ff.)
- 10.84 Ich will nicht in diese Schule (das Mathilde Escher Heim). Ich will wieder ins Gymnasium. Ich will nicht dumm werden. Ich mache die Prüfung. Ihr müsst mit mir lernen. Ich will mit dir (Mutter) wohnen. (Schär, S. 281, Z: 30ff.)
- 10.85 Ich bin eine schöne Tochter und meine Mutter ist stolz wegen mir. (Schär, S. 283, Z: 15f.)
- 10.86 Ich kann auch selbst mit Mama streiten und brauche jemanden, der übersetzt. Das braucht viel Mut, aber ich bin glücklicher, wenn ich ab und zu raus kann, als wenn alle Aufgaben gemacht sind. (Schär, S. 297, Z: 20ff.)
- 10.87 Mama bleibt als einzige immer in meiner Nähe. Mama ist alles, was ich habe. Mama, ich habe dich fest lieb. Ich würde dich so gerne umarmen können. Ich will so sehr, dass Mama sich keine Sorgen mehr machen muss. Nur weiss ich nicht, wie ich das machen soll. Ich will einfach wieder gesund werden. Das ist alles. (Schär, S. 302, Z: 9ff.)
- 10.88 Wenn ich nicht mehr bin, hast du keine Sorgen mehr und kannst wieder mit deinen Freunden zusammen sein. (Schär, S. 302, Z: 32f.)

- 10.89 Ein junger Assistenzarzt tröstete Mama, indem er erklärte, wir würden nur zehn Prozent unserer Gehirnsubstanz nutzen. Wenn ich also das Beste aus dem Wenigen machte, was ich habe, dann könnte ich ein normales Leben führen. Nun, ganz ist es mir nicht gelungen, aber ich versuche tatsächlich, das Beste herauszuholen. Wer weiß, vielleicht ist weniger ja manchmal mehr. Dieser kurze Ausspruch des jungen Arztes war jedenfalls Balsam für unsere Familie und ein Strohalm. (Müller, S. 14, Z: 5ff.)
- 10.90 Das Bekanntwerden meines Befundes mit sieben Monaten hatte schlagartig alles verändert. Ich war noch zu jung, um mich an die Details zu erinnern, aber ich erinnere mich in der Folge an eine Vielzahl von Therapien und Therapeuten, und intuitiv war mir immer klar, dass dies nicht von Anfang an so war, dass etwas zerbrochen war im Familiengefüge und dass es etwas mit mir zu tun haben musste. (Müller, S. 14, Z: 17ff.)
- 10.91 Mama verteidigte mich tapfer und signalisierte mir, dass sie fest an mich glaubte. Das tröstete mich ungemein! Leider glaubte ihr viele Jahre niemand, dass ich deutlich mehr verstand, als die Ärzte sie glauben machen wollten. (Müller, S. 18, Z: 27ff.)
- 10.92 Ich habe die weltbesten Eltern abbekommen, da bin ich sicher. Obwohl es nicht immer leicht ist mit mir, unterstützen sie mich nach Leibeskraften und machen «Unmögliches» möglich. (Müller, S. 19, Z: 25ff.)
- 10.93 Mit Papa verständige ich mich per Handzeichen. Anfangs stand die rechte Hand für «Nein» und die linke für «Ja». Doch schon bald zeigte sich, dass diese zwei Antwortoptionen häufig zu wenig sind. Von Veronika Raila, die sich in einer ähnlichen Situation befindet, lernten wir, die einzelnen Finger mit unterschiedlichen Bedeutungen zu belegen, so dass sich bei Bedarf bis zu zehn Wahlmöglichkeiten ergeben. Leider dauert es mitunter, bis ich es schaffe, meine widerspenstige Hand zu dirigieren, so dass eine gute Konzentration meines Gegenübers gefragt ist, um zu verstehen, welcher Finger nun was bedeutet. (Müller, S. 19, Z: 32ff.)
- 10.94 Mama ist meine Stimme, meine Vermittlerin und mein emotionaler Halt. Ohne ihr Vertrauen in mich und die Teilnahme an dem Basiskurs für Gestützte Kommunikation im November 2006 würde mein IQ auch heute noch auf null geschätzt, und ich würde vor mich hin vegetieren, in meinen Antworten dauerhaft auf Ja/Nein-Aussagen reduziert. (Müller, S. 20, Z: 22ff.)
- 10.95 Mit Mama klappt das Gestützte Schreiben am schnellsten und besten. Kein Wunder, wir üben es seit rund sieben Jahren, also mehr als 2555 Tagen, täglich. Dank der Zeit und der Energie, die sie für mich verwendet, darf ich trotz aller Einschränkungen ein menschenwürdiges Leben führen. (Müller, S. 20, Z: 28ff.)
- 10.96 Mama übt immer noch täglich laufen mit mir und ist sich für Toiletentraining nicht zu schade. Ohne sie und ihren Glauben wäre ich vermutlich stecken geblieben in meinem autistischen Schneckenhaus. Gut, dass es Mütter gibt! (Müller, S. 21, Z: 28ff.)
- 10.97 Inzwischen spornt Hannah mich zum Schreiben meiner Fantasiegeschichten an, rügt mich, wenn sich die Geschichte zu langsam entwickelt, und ist meine strengste Kritikerin. Wenn ich ihr zu laut bin, dann ernte ich nicht nur böse Blicke, sondern häufig auch einen Klaps. Es handelt sich eben um wahre Geschwisterliebe! Ich möchte sie nicht missen! (Müller, S. 22,

Z: 11ff.)

- 10.98 Gott sei Dank wohnen beide Großeltern bei uns am Ort und helfen, so gut es geht! Opa Heli ist leider vor zwei Jahren gestorben, doch die beiden Omas und Opa Stephan sind immer zur Stelle, wenn Mama Hilfe braucht, und opfern bereitwillig freie Abende, um uns zu hüten, da ich aufgrund meiner Epilepsie nicht allein bleiben kann. So können Mama und Papa auch mal etwas zusammen unternehmen. Mit meinen Großeltern verständige ich mich ebenfalls per Handzeichen. (Müller, S. 22, Z: 27ff.)
- 10.99 Während Mama sich täglich um die konkreten Dinge kümmert, landet sämtlicher Schriftverkehr zielsicher auf Papas Schreibtisch, und wenn der könnte, so würde er vermutlich aus dem Klagen nicht herauskommen. So aber biegt er sich schweigend unter seiner Last, und Papa opfert tapfer, aber wenig begeistert freie Abende, um Verträge auszuarbeiten, mit Krankenkassen, Finanzamt und der Regierung von Schwaben zu verhandeln. Ich bewundere seine Geduld und sein Verständnis für dieses ganz und gar unpoetische Schriftdeutsch! (Müller, S. 59, Z: 4ff.)
- 10.100 Meine Eltern nehmen mich so oft wie möglich mit und versuchen, unser Leben so normal wie möglich zu gestalten, was selten gelingt, weil meine Situation ein solches Ansinnen von vornherein konterkariert. Und so muss ich auf viele «Selbstverständlichkeiten» verzichten. Mein Verstand akzeptiert, dass manches auf der Strecke bleibt, meine Emotionen aber proben regelmäßig den Aufstand. (Müller, S. 64, Z: 30ff.)
- 10.101 Meine Eltern kennen mich inzwischen gut genug, um zu wissen, dass jeder Ausflug, jedes Event und jede Reise in Gedichtform endet, und Mama leiht mir gütig ihren Arm, sobald sich im Café oder beim Abendessen eine Gelegenheit bietet. Inzwischen habe ich Gedichte zu allen möglichen und unmöglichen, konkreten und philosophischen Themen verfasst. Die Sammlung zählt nun schon mehr als 400 „Gedichte. Ein paar davon fanden den Weg in Anthologien, in die Zeitung oder die Schülerzeitung. (Müller, S. 76, Z: 15ff.)
- 10.102 Stumm, wie ich bin, bleibt mir nur die Möglichkeit zu schreiben, und dies auch nur dann, wenn sich jemand erbarmt und mir die Hand stützt. Man nennt das FC (Facilitatet Communication) oder Gestützte Kommunikation. Es ist umständlich, umstritten und erfordert leider mehr Zeit als das gesprochene Wort, aber es ist ein Segen für mich und viele meiner Leidensgenossen und die betroffenen Familien. (Müller, S. 93f., Z: 31ff.)
- 10.103 Mama erkannte meine Not und begann meine Texte bei Literaturwettbewerben einzureichen. Hierbei war das Feedback größer, ich erhielt zwar nicht immer den ersten Preis, aber eine ganze Reihe von Texten, zumeist Lyrik, wurde im Rahmen von Anthologien gedruckt. Diese Werke nehmen einen beachtlichen Teil in der Vitrine unseres uralten Bücherschranks ein, und ich freue mich jedes Mal, wenn eines dazukommt. Doch noch viel schöner wäre es, komplett eigene Gedichtbände in Händen zu halten und verschenken zu können. (Müller, S. 97, Z: 23ff.)
- 10.104 Diese Highlights lindern meinen Schmerz um all die verpassten Chancen im Leben, sie tragen mich über so manchen depressiven Abgrund hinweg, denn auch solche Phasen kenne ich zur Genüge. In solchen Momenten bin ich versucht, in Selbstmitleid zu baden. Mama war geschockt, als ich mit gerade mal sieben von Depressionen sprach. «Kann öde sein!», erklärte

ich ihr und brachte sie damit ordentlich zum Nachdenken. (Müller, S. 114, Z: 4ff.)

- 10.105 Ein Leben wie meins gehört wohl eher zu der komplizierten Sorte, bedarf eines erheblichen organisatorischen Aufwandes und verbietet so manches Event. Auch Flexibilität ist gefragt, da geplante Aktivitäten häufig an meiner Tagesverfassung scheitern, während gute Tage spontan genutzt werden wollen. Ich bin meiner Familie einschließlich Oma und Opa so dankbar! (Müller, S. 115f., Z: 33ff.)
- 10.106 Nahrungsmittel-Unverträglichkeiten begleiten und verfolgen mich. Sie zeigen sich nicht in Hautausschlägen, sondern terrorisieren mich mit üblen Krämpfen aller Art, sorgen für tägliche Komplikationen zu Hause und unterwegs und rauben unserer Familie viel Spontanität und noch mehr Lebensfreude. (Müller, S. 116, Z: 9ff.)
- 10.107 Es wird genäht, geklebt, gewickelt,
ein blauer Gipskokon entwickelt.
«Ich will da nicht hinein!
Dieses Gefängnis ist zu klein!»
Dr. Metz redet sachte auf mich ein,
doch ich will nicht: «Nein!»
Weiß ich doch, sobald ich geh,
tut alles fürchterlich mir weh.
Während ich nun mit mir ringe,
sagt mir mein Engel wichtige Dinge,
schupst mich schließlich von sich fort
mit jenem überzeugenden Wort:
«Komm, sei stark und geh,
du tust sonst deiner Mama weh!»
Na dann! (Müller, S. 119f., Z: 34ff.)

11 Fragen / Zweifel / Sinn / Ungewissheit

- 11.1 «Aber was willst du denn damit anfangen?» Das wusste ich selber nicht, aber ich hob nur meinen linken Fuss und lächelte. (Brown, S. 56, Z: 27ff.)
- 11.2 «Was hast du vor?» fragte Mutter, sie kam zu mir herüber, dorthin, wo ich mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt hockte. «Du wirst doch nicht etwa zu malen versuchen!»
Ich nickte ernst. Ich steckte den Pinsel zwischen meine Zehen, feuchtete ihn im Mund an, rieb dann mit ihm auf einem der farbigen Vierecke - und zwar auf dem hellblauen, das mir am besten gefiel. Danach rieb ich mit dem Pinsel gegen meinen anderen Fuss und als ich den Pinsel wegnahm, sah ich einen blauen Fleck.
«Es geht!» gelang es mir zu rufen, und ich spürte, wie mein Gesicht vor Erregung ganz heiss wurde. (Brown, S. 57, Z: 5ff.)
- 11.3 Nach ein paar Monaten übermannte mich ein neues Gefühl - ein schreckliches Gefühl. Ich fühlte mich nicht mehr nur elend und betrübt, sondern auch zurückgesetzt. Ich hegte einen Groll

- gegenüber der Welt überhaupt und im besonderen deshalb, weil ich einen schiefen Mund, verkrümmte Hände und nutzlose Gliedmassen hatte. Ich besah alles ringsumher, was normal und vollkommen war, und ich fragte mich zum hundertstenmal, warum ich anders beschaffen war, warum man mir dieselben Gefühle, dieselben Bedürfnisse und dasselbe Empfindungsvermögen wie anderen Menschen gegeben hatte, dazu aber einen praktisch zur Untätigkeit verdammt Körper, der mich nicht nur des Rechts beraubte, ein normales Leben zu führen, sondern mich darüber hinaus schon beim Anblick meiner selbst ganz krank machte? Was hatte ich zu erwarten? Was für eine Aussicht hatte ich, jemals etwas anderes zu sein als nur der Krüppel, der mit meinen Zehen malte? (Brown, S. 83, Z: 10ff.)
- 11.4 Aber was war denn Grosses dabei, dass ich mit meinem linken Fuss malte? Was nützte es, dass man sagte, ich sei etwas ganz Besonderes? Ich wollte nichts Besonderes sein - ich wollte nur ein ganz gewöhnlicher Mensch sein wie jeder andere auch. (Brown, S. 83, Z: 30ff.)
- 11.5 Was war ich, fragte ich mich, wie ich so dasass? Der liebe Gott hatte sich mit mir einen seiner Scherze erlaubt. Mein Leben schien sinnlos zu sein, es hatte keinen Zweck und keinen Wert. Ich war ein Gefangener zwischen Kerkerwänden, ich spürte deutlich, wie diese Mauern mich jetzt, je mehr ich heranwuchs, fester umschlossen. Ich sehnte mich danach, frei zu sein; ich sehnte mich danach, die Mauern zu sprengen und zu entfliehen. (Brown, S. 90, Z: 21ff.)
- 11.6 Die Stunden vor meiner Abreise waren für mich sehr beunruhigend. Dies war meine erste grosse Reise, und was noch schlimmer war, ich sollte alleine reisen – oder wenigstens ohne jemanden, den ich kannte.
Der Gedanke erschreckte mich. Würde man mich verstehen? Wie sollte ich meine Mahlzeiten bekommen? Wie sollte ich angezogen und gewaschen und zu Bett gebracht werden? Auch noch mit achtzehn Jahren musste man mich füttern, ankleiden und waschen, und Vater sorgte für meine natürlichen Bedürfnisse. Ich war nahezu hilflos – mit Ausnahme meines linken Fusses. (Brown, S. 93f., Z: 31ff.)
- 11.7 «Ja», sprach Mrs. Collis weiter. «Du kannst geheilt werden, wenn du bereit bist, während der nächsten paar Jahre eine Unmenge wirklich schwerer Arbeit zu leisten. Aber», hier machte sie eine Pause, sah mich durchdringend an und fuhr fort, «du musst zuerst ein sehr grosses Opfer bringen. Niemals wird etwas Gutes ohne Opfer erreicht, und dein Opfer besteht darin - du musst dich dazu entschliessen, niemals wieder deinen linken Fuss zu gebrauchen.»
Meinen linken Fuss! Er bedeutete alles für mich - nur mit ihm konnte ich sprechen, nur mit ihm schaffen! Er war mein einziges Verbindungsmittel zur Aussenwelt, um die Seelen anderer Menschen zu erreichen und mich selber deutlich vernehmbar und verständlich zu machen. Alles andere an mir war nutzlos, wertlos, und nur der eine Körperteil, mein linker Fuss war das einzige arbeitsfähige Glied an meinem ganzen Körper. Ohne ihn wäre ich verloren, zum Schweigen verurteilt, machtlos. (Brown, S. 124, Z: 9ff.)
- 11.8 Was habe ich eigentlich von all der wetteifernden Aufmerksamkeit, grübelte der aufgeweckte Knabe. (Nolan, S. 10 Z: 19ff.)
- 11.9 Was kann ein verkrüppelter, wortloser Junge tun, fragte Joseph, meine Behinderung beschneidet mein soziales Gewissen, tilgt meine Stimme, lädt ein zur Verspottung meines

- Lächelns und macht meine Chancen zunichte, als normal akzeptiert zu werden. (Nolan, S.13, Z: 5ff.)
- 11.10 Wie gewohnt nickte der Schlaf, doch sein Gewissen liess es nicht zu, dass die Nachtruhe sein bohrendes Fragen betäubte. Wie kann ich meiner Stummheit entrinnen, grübelt er. Er betrachtete sich mit schonungsloser Offenheit, aber er spürte, er musste auch einen Weg finden, um mit Jungen und Mädchen seines Alters, die der grossen gesunden Welt angehörten, kommunizieren zu können. (Nolan, S.13, Z: 10ff.)
- 11.11 Wer wird dich haben wollen, wer ist schon so blöd-vielleicht hast du mehr abgebissen, als du kauen kannst-kau, verdammt noch mal, kau, , kann mir nicht die Schuld geben, muss die traurige Wahrheit einfach eingestehen: Kann nicht kauen. (Nolan, S.23, Z: 16ff-34f.)
- 11.12 Trottel, der er war, wusste er, dass er sich, noch bevor der Tag vorüber wäre, endgültig alles verdorben haben würde. So lag er im Bett, machte sich erst Angst und beruhigte sich daraufhin wieder. Warte nur, bis der Schulleiter sieht, wie du deinen Kriegstanz aufführst, ulkte er. Gleich darauf widersprach er sich selbst: Vielleicht wirst du ja gar nicht nervös sein, sondern fabelhaft entspannt; Ja manchmal klappt's, denk daran, ... (Nolan, S.27, Z: 9ff.)
- 11.13 , und vergoss unstillbare Tränen nachdenklicher Verwirrung und Bestürzung. Was für einen Eindruck werde ich auf diese gesunden Männer gemacht haben? Wie kann ich sie davon überzeugen, dass ich genauso gesund bin wie sie? Waren sie wirklich erschüttert über die tollen Fratzen und Verrenkungen meines Körpers? Haben sie mir nur die typisch protestantische Hand christlicher Nächstenliebe gereicht, oder habe ich Ihnen etwa genauso viel Angst eingejagt wie sie mir, als ich Ihnen gegenüber sass? (Nolan, S. 31, Z: 15ff.)
- 11.14 Er malte sich aus, was die Schüler wohl denken würden, wenn seine Stimme unwillkürlich einen Schrei ausschicken würde, der sich nach nervlicher Belastung anhörte. Was werden die wohl denken, wenn sie versuchen, meinen Rollstuhl durch die überfüllten Korridore zu schieben, und meine ausgebreiteten Arme fliegen nach vorn? Oder noch schlimmer, werden sie mich für meschugge halten, wenn plötzlich meine Hände nach vorn schiessen und jemandem eine Ohrfeige verpassen? (Nolan, S. 34f., Z: 31ff.)
- 11.15 Danach verhöhnte er sich selbst: Er zeigte auf seine Arme, seine Beine, seinen nichtsnutzigen Leib. Er konnte seine Tränen nicht länger zurückhalten und schüttelte den Kopf. Er sah seine Mutter an, gab ihr die Schuld, verdamnte sie und formte mit den Lippen sein streitsüchtiges Warum, warum, warum ich? (Nolan, S. 57, Z: 18ff.)
- 11.16 Was soll ich mit mir anfangen, wenn ich das Elternhaus verlasse, fragte er laut. Er nahm an, Gott werde seine Lippensprache schon verstehen. Er fragte, ohne auch nur die leiseste Tröstung zu erwarten. Was wird geschehen, wenn ich auf die Central Remedial Clinic School in Dublin gehe? Was soll aus mir werden, wenn ich niemanden habe, der meine Sprechweise versteht? Was werden meine Lehrer von mir halten? Ich habe Angst, hörst du mich, sieh mich doch nicht an und schweige! Ich habe Angst, Angst vor meinem Leben, weil ich weder Mutti noch Vati und nicht einmal Yvonne haben werde. Ich werde ganz auf mich gestellt sein, mit meinem kreisenden Kopf, unfähig zu sprechen, unfähig, mich mit den Armen zu umfassen, wenn mir bange wird. Gott, wenn du an meiner Stelle wärst, hättest du etwa keine Angst?

(Nolan, S. 70f., Z: 35ff.)

- 11.17 Von allen Seiten in seiner Freiheit beschnitten, nahm er Dinge wahr, die nicht für seine Ohren und Augen bestimmt waren. Würde er je die Gelegenheit haben, den Leuten etwas vorzuführen, von dessen Existenz sie nichts wussten? (Nolan, S. 76, Z: 9ff.)
- 11.18 Man stempelt mich ab als gelähmt, aber kann sich denn ein Gelähmter bewegen? Mein Körper hört ja fast gar nicht mehr auf, sich zu bewegen. Meine Arme liegen im ständigen Gefecht und lassen mich wie einen Tölpel erscheinen. Mein Lächeln kann zwar auch ganz natürlich wirken, aber manchmal gefriert es mir auf den Lippen und macht, dass ich traurig und uninteressiert wirke. Zwei lange Beine habe ich, aber wenn ich sie mit meinem Körpergewicht belaste, knicken sie unter mir zusammen wie ein Kartenhaus. Wie also kann ich den Leuten beibringen, dass meine Beine genauso kräftig sein können wie die des stärksten Mannes? So lauteten Josephs höhnische Fragen. Aber es gab ein weiteres Hindernis, das seine Worte gerinnen liess, bevor sie noch ausgesprochen waren. (Nolan, S. 76, Z: 14ff.)
- 11.19 Kann ein glückloser Mensch sich dem Schicksal widersetzen? Kann er sich Flügel wachsen lassen? Vielleicht überlegt es sich das Schicksal ja doch noch anders und perlt Gnade, perlt nusschalenhohle Schönheit. (Nolan, S. 82, Z: 3ff.)
- 11.20 Wie kann selbst der bedeutendste Fachmann aus deinen spärlichen Werken Wahrheit schöpfen, wo dir doch deine eigentlichen Gedanken zufliegen, wenn du scheinbar schläfst? Mutig, aber ausser Stande; gequält, aber nicht betrogen; fröhlich, aber gebrochen; berühmt, aber feige; Mann und doch noch Knabe; geborener Schriftsteller, der indes nur unter Schwierigkeiten schreibt; angespornt von osterglockenhellen Momenten, bei trüben Farben jedoch dem Untergang geweiht; in schmerzlicher Landschaft taifungeschüttelt, aber nicht ausgesetzt; verletzt, doch wild entschlossen zu überleben. (Nolan, S. 112, Z: 31ff.)
- 11.21 Vor allem aber, wie können sie denn deinen Schrei nach Leben hören, dein Verlangen nach einer Chance, in einer Welt zu leben, in der deine verkrüppelten Brüder bislang wie Hamel am Kreuz verschieden, in der die Sonne Leidenschaft versenkte und Menschenherzen schmolz? (Nolan, S. 113, Z: 5ff.)
- 11.22 Akzeptiert ihr, dass auch in meinen Adern Jungenblut rollt, dass sich in meinem Schädel die Gedanken eines Jungen tummeln, dass in meiner Brust der Ehrgeiz eines Jungen brennt, dass in mir ein ganz normales Bewusstsein wohnt? ... Anders als ihr alle bin ich von dumpfigen Schurken, die mich in einen Brustpanzer zwängen, zum Zölibat gezwungen. (Nolan, S. 130, Z: 4ff.)
- 11.23 Weshalb dann fürchtet die Gesellschaft das verkrüppelte Kind, sinnierte Joseph laut, weshalb bejubelt sie das unversehrte und frohlockt über den, der später einmal zum Henker taugen mag? (Nolan, S. 161, Z: 16ff.)
- 11.24 War der ereignisreiche gestrige Abend etwa nur ein schöner Traum, oder habe ich wirklich vor all den Hunderten Menschen gesprochen, die ausnahmsweise einmal nur zuhörten? (Nolan, S. 162, Z: 10ff.)
- 11.25 Kann ich von der Gesellschaft gerichtete Barrieren überwinden? Kann ich meine Familie um Unterstützung angehen, wenn ich mehr weiss als sie, die entsetzliche Skepsis kenne, die

- meiner unruhigen, traurigen Welt unentwegt einmassiert wird? (Nolan, S.13, Z: 1ff.)
- 11.26 In dem Wissen, dass er sich selbst beobachtete, stand Joseph wie angewurzelt auf der Leiter ... Wie kommt es, dass ich mich selber sehen kann, fragte er sich erstaunt, wie kann denn Jugend an zwei Orten gleichzeitig sein? (Nolan, S. 175, Z: 8ff.)
- 11.27 Er fühlte sich wohl im geregelten Leben der Oberschule und beabsichtigte nun, auf die Hochschule überzuwechseln. Werde ich es denn schaffen, sinnierte Joseph, an seiner Nabelschnur hängend. Kann ich mich aus meiner Hörigkeit befreien? Bestimmt werde ich auf der Strecke bleiben und stumme Schreie um Hilfe und Verständnis ausstossen. Vielleicht wird mich die Gelehrsamkeit der Professoren unter ihren Talaren einschüchtern. Wie können Krüppel wie ich bloss so bekloppt sein, ihre Behinderung auch noch zur Schau zu stellen? Was werde ich anstellen, wenn sich die Studenten über mich lustig machen? Verbiesterter Pantoffelheld, der ich bin, werde ich nicht wie ein Muttersöhnchen wirken, wenn stinknormale Wirbelwinde durch meine handschellengefesselte Normalität jagen? Muss ich mich denn wirklich an die Öffentlichkeit wagen, obwohl ich stumm bin wie die Weite des Himmels? (Nolan, S. 198f., Z: 22ff.)
- 11.28 Kann meine Familie die Herausforderung annehmen? Kann ein Krüppel dem Herzen seiner Familienangehörigen den letzten Blutstropfen aussaugen? Sie versuchen ja freundlich zu sein, aber du kennst ihr Kreuz und du kennst das Opfer, das sie bringen. (Nolan, S. 199, Z: 1ff.)
- 11.29 Was soll werden, wenn du nach einem Monat oder nach einem Jahr durchfällst? Aber vielleicht scheust du den Sieg für den Fall einer Niederlage- vermarkte deine Schwächlichkeit und überleg dir die Folgen. (Nolan, S. 199, Z: 6ff.)
- 11.30 ..., was werden die Leute im College sagen, wenn sie einen Tollpatsch will mich in ihren heiligen Hallen sehen? Du musst ganz schön verrückt sein, dass du dich unter solche akademischen Leute mischen willst, schimpfte er mit sich, du Narr willst aus deiner lieb gewonnenen Isolation ausbrechen. Lächerlich, «der Erfahrung wegen» dahin zu gehen. Du wirst schon noch die Nase davon voll kriegen - die Hölle kennt keine schlimmere Strafe für Spastiker als Verachtung, und du hast es dir selbst eingebrockt, du hast es ja so gewollt, bietest dich freiwillig als Menschenopfer dar. (Nolan, S. 201, Z: 29ff.)
- 11.31 Andererseits, warum denn nicht, warum es nicht wenigstens versuchen? Du bist immer so vorschnell, wenn du die Motive von Leuten beurteilst. Was hast du denn in Mount Tempel vorgefunden auf jeden Lumpen kam ein Dutzend anständiger Kerle, ... also verurteile die Leute nicht, bevor du's überhaupt ausprobiert hast. Nimm's einfach, wie's kommt. ..., nur keine Panik, gib dich nicht von vornherein geschlagen, sei kein Frosch, regt dich nur nicht auf es wird mich schon keiner auffressen, dann schon eher umgekehrt. (Nolan, S. 202, Z: 3ff.)
- 11.32 Seinen Dank hinhauchend, sah er den hohen Preis, den jedes Familienmitglied entrichten musste, und fragte sich, ob ein Krüppel das Recht habe, sich mit eiserner Faust an die Rockschösse seiner Familie zu klammern. Trotz ihrer Beteuerung sorgte und wunderte er sich. (Nolan, S. 212, Z: 27ff.)

- 11.33 Was muss ich tun, damit die Klasse mich akzeptiert? (Schär, S. 270, Z: 4ff.)
- 11.34 An die Medien Ich habe ein Recht auf Bildung. Ich will zur Schule. Wieso darf ich nicht? Ich suche nach Antwort. Muss ich sie allein finden? (Schär, S. 288, Z: 22ff.)
- 11.35 Weshalb fragen Sie mich immer wieder, ob ich etwas verstanden habe? Warum glauben Sie mir nicht einfach, dass ich nicht geistig behindert bin? Wieso muss ich immer wieder allen beweisen, dass ich alles verstehe? (Schär, S. 289, Z: 18ff.)
- 11.36 Werde ich einmal einen Freund finden? (Schär, S. 298, Z: 29)
- 11.37 Dieses Nebelgefühl wurde verstärkt durch ein immenses Nichtspüren meines Körpers vom Hals abwärts. Im Kopfbereich bin ich übersensibel, doch je nach Wetterlage vermag ich an manchen Tagen nicht zu definieren, wo meine Gliedmaßen enden und wo etwas anderes beginnt. Es ist ein scheußliches „Gefühl, so mit der Umwelt zu verschwimmen. Wo und wer bin ich? Lauge ich aus an solchen Tagen? (Müller, S. 13, Z: 13ff.)
- 11.38 Während sich mein Umfeld fragte, wie es dazu kam, dass ein Siebenjähriger solche Texte verfasste, wunderte ich mich, weshalb sie nicht erkennen konnten, was mir selbstverständlich erschien. (Müller, S. 78, Z: 25ff.)
- 11.39 Mir gefällt der Vergleich mit einem Fenster. Wo steht geschrieben, dass alle Menschen durch dasselbe Fenster blicken müssen, wo wir doch gerade auf unsere Individualität so stolz sind? Es könnte doch auch eine Bereicherung darstellen, von anderen Fensterausblicken zu erfahren! (Müller, S. 94, Z: 27ff.)
- 11.40 Eines bedrückt mich besonders: Ermisst sich der Wert eines Menschen nur durch seinen IQ? Ist der Mensch nicht mehr wert? Weshalb sprechen alle von Defekten statt von Varianten? Hat nicht jeder Mensch Stärken und Schwächen, welche sich idealerweise ergänzen? Anna scheint ein soziales Talent zu haben, welches vielen Gesunden fehlt. Wurde auch der emotionale und soziale IQ bedacht?
Und geht unserer Gesellschaft nicht viel verloren, wenn so viele Mitglieder mit dem Stempel der Mangelhaftigkeit bedacht werden? Tun wir uns und unserer Gesellschaft einen Gefallen, wenn Themen wie Krankheit, Behinderung und Tod tabuisiert und die Betroffenen aus dem öffentlichen Leben ausgeklammert werden? Sie nehmen mir hoffentlich nicht übel, wenn ich die Bezeichnung «Behinderung» nicht leiden mag. Das amerikanische «special needs» trifft die Sache eher und respektiert dabei die Würde der Betroffenen. (Müller, S. 94, Z: 32ff.)
- 11.41 Einer der ersten Wettbewerbe war der international ausgeschriebene Wettbewerb der österreichischen Jugendzeitschrift «Perplex». Ich gewann den ersten Preis in meiner Altersgruppe und durfte mit meiner Mutter nach Wien zur Preisverleihung fahren.
Ich war so aufgeregt! Bloß gut, dass es mittlerweile Navis gibt, sonst wären wir vermutlich dem Wiener Berufsverkehr zum Opfer gefallen. Mein Lautstärkepegel wuchs proportional mit dem Lampenfieber, und das machte die Sache nicht besser. Wie war das wohl auf der Bühne? Würden mich alle anstarren? Wie würden die Leute reagieren, wenn sie sahen, dass ich behindert bin? (Müller, S. 98, Z: 3ff.)
- 11.42 Langeweile bremst, und Motivation beschleunigt?! Ich wüsste zu gerne, wie man dies umkehrt,

damit schmerzhafteste Momente nur kurz und glückliche Augenblicke ewig währen! Doch bis ich dieses Rätsel gelüftet habe, wird wohl noch einige Zeit verstreichen. (Müller, S. 106, Z: 28ff.)

11.43 **Quälende Ungewissheit**

Qualvoll getrieben –
 auf der Suche nach Sinn –
 in einem Raum von Ungewissheit gefangen,
 einem Meer von Zweifeln gebeutelt
 und von der Luft der Andersartigkeit eingehüllt,
 welche zu dünn zum Atmen ist,
 kaum Kraft zum Leben gibt,
 suche ich verzweifelt meinen Weg,
 einen hoffnungsvollen Steg
 in ein sinnerfülltes Leben,
 möchte Liebe schenken, Hoffnung wecken,
 den Mut bestärken und an Jesus denken,
 meine unbeholfenen Schritte
 in seine Richtung lenken.
 Nichts soll mich dabei bremsen:
 weder Schmerzen noch Zweifel sollen mich verleiten,
 der quälenden Ungewissheit Platz zu bereiten.
 Gott hat auch für mich eine Aufgabe
 und erklärt sie mir beizeiten! (Müller, S. 114f., Z: 25ff.)

11.44 Die Tatsache, dass mir der Schulbesuch untersagt war, gestaltete mein Erleben nicht unbedingt leichter. Ich hatte schlicht zu viel Zeit, um über meine Situation, die Schmerzen und den Sinn von Leid nachzudenken, und viel zu wenig Highlights, die mich hätten ablenken können. (Müller, S. 121, Z: 9ff.)

11.45 Mit der Menge an Schmerzmitteln, die ich in den vergangenen vierzehn Jahren konsumiert habe, könnte man mühelos mehrere Großfamilien versorgen. Und manchmal reicht es dennoch nicht. Und auch Enttäuschungen gab und gibt es zur Genüge. Ich hatte also schon reichlich Gelegenheit, Schmerz zu erleben und mir meine Gedanken zu dessen Sinnhaftigkeit zu machen. (Müller, S. 124, Z: 14ff.)

11.46 Heißt es nicht, in einem gesunden Körper
 wohne auch ein gesunder Geist,
 einer, der Gott selig preist?
 Ist diese Vermutung nicht ein wenig dreist?
 Wisst Ihr, was das heißt:
 einen kranken Körper zu haben
 und ständig nach dem Sinn zu fragen? (Müller, S. 126f., Z: 29ff.)

11.47 Wenn es Gott gibt – und davon bin ich mehr als überzeugt –, dann muss alles einen Sinn haben. Selbst der Schmerz. Und auch das Leid. Manchmal können wir dies nicht erkennen, zumindest nicht aus unserer erdgebundenen Perspektive. Noch nicht. Ich habe mir schon

nächtelang den Kopf zerbrochen, worin der Sinn liegen könnte! Weshalb er ein solch verstecktes Dasein fristet! Warum die Schicksalspäckchen solch unterschiedliche Größen aufweisen! (Müller, S. 127, Z: 18ff.)

11.48 Aber vergrößert es den Sinn, wenn wir vergleichend nach dem Schicksal des Nachbarn schielen? Vermutlich nicht. Bei näherer Betrachtung scheinen sie maßgeschneidert für die jeweilige Konstitution. (Müller, S. 127, Z: 26ff.)

11.49 Es werden unsere Ecken gerundet, die Kanten geschliffen und das Ganze auch noch poliert ... Ich scheine besonders viele Ecken und Kanten zu haben! Manchmal frage ich mich schon, warum! Habe ich diese Rosskur wirklich verdient? Könnte ich das nicht auch anders, leichter und vor allem schmerzfrei lernen?
Ja, ich gebe zu: Ich bin beleidigt, vor allem mit mir selbst. Doch ich bin nicht in der Position, dies zu entscheiden. Mir fehlt die alles überblickende Perspektive. Die gebührt Gott, und er wird wissen, was er tut. (Müller, S. 127f., Z: 32ff.)

11.50 Es ist gut so, wie es ist,
man könnte meinen, es wäre trist.
Es kam ganz anders als geplant,
als mieses Schicksal getarnt.
Doch es ist gut so, wie es ist!
Wenn man dem Anderssein eine Chance gibt,
wenn man nicht einfach flieht,
wenn man einen Sinn in allem sieht
und dankbar ist, trotz allem, was geschieht,
dann, ja, dann ist es gut so, wie es ist!
Wenn die letzte Hoffnung garstig
zwischen den Fingern zerrinnt
und die ersehnte Heilung einfach nicht beginnt,
wenn der fiese Zweifel die Oberhand gewinnt,
dann, ja, dann ist es wichtig, dass man sich besinnt.
Dass man sich voll Vertrauen
in Seine Gegenwart begibt,
denn es ist gut so, wie es ist!
Es hilft, wenn man sich selbst auch mal vergisst,
wenn man den Wünschen
nicht zu viel Belang beimisst.
Wenn man mit dem, was man ist und hat,
zufrieden sein kann,
denn dann ist es gut so, wie es ist!
Wenn man allem zum Trotz neu beginnt,
wenn man tränenüberströmt Dankeslieder singt,
wenn man sich gegen alles wehrt, was zum Himmel stinkt,
wenn man, den anderen stützend, weiterläuft,

obwohl man hinkt,
und dabei Gott und das Leben ehrt,
weil man erkennt Sinn und Wert,
dann ist es nicht nur gut so, wie es ist,
dann wird es so, wie es sein soll! (Müller, S. 128f., Z: 11ff.)

- 11.51 Sinn und Ziel sind essenziell, davon bin ich überzeugt. Ohne Sinn wird der Mensch krank, und ohne Ziel verläuft man sich.

Doch was macht Sinn im Leben? Und wo liegt das Ziel? Wie kann man es trotz aller Hindernisse erreichen? Was macht das Leben wertvoll? Und: Ist jedes Leben gleich wertvoll? Diese und ähnliche Fragen treffen und betreffen jeden Einzelnen. Immer mal wieder. Wir entscheiden, ob wir sie hören. Gelten denn die Antworten gleichermaßen für jeden von uns? Dies muss vermutlich jeder für sich selbst entscheiden. Mich treibt sie um, die Suche nach dem Sinn und die Sorge, ich könnte das Ziel verfehlen. Meine Situation trägt bestimmt dazu bei. Ich vermag nicht zu sagen, ob Sie die gleichen Schlüsse ziehen. Aber ich bin gerne bereit, die Gedanken, die ich mir gemacht, und die Antworten, die ich für mich gefunden habe, mit Ihnen zu teilen. (Müller, S. 130, Z: 4ff.)

- 11.52 Auch ich möchte Positives bewirken. Mein Schicksal soll mehr bewirken als mir Schmerz bereiten. Es soll Sinn machen und anderen Betroffenen den Weg ebnen!

Gott hat mir ein schweres Päckchen mit auf den Weg gegeben. Er wird wissen, warum dies nötig war. Wenn ich es schon tragen muss, so soll es wenigstens nicht umsonst sein. Ich suche nach einem Weg, es in eine Perle zu verwandeln, und ich will mich auf keinen Fall entmutigen oder ausbremsen lassen durch meine Behinderung, sondern vielmehr beflügeln durch meine Talente. Praktisch bedeutet dies, dass ich lernen, studieren, schreiben und dichten möchte, in der Hoffnung, dass es Zeitungen und Verlage gibt, die mich darin unterstützen. (Müller, S.147, Z: 3ff.)

12 Freundschaft

- 12.1 Sehr bald hatte auch ich Spielkameraden, mit denen ich viel Spass trieb. Es waren Jungens aus unserer Nachbarschaft, die jung und unbeschwert genug waren, um mich, ohne viel Fragen zu stellen, als einen der ihren anzusehen. Sie waren mit mir zusammen aufgewachsen, und für sie war es in gewissem Sinne leichter, mit mir umzugehen als für Jungen, die mich noch niemals gesehen hatten oder niemals vorher mit mir zusammen gewesen waren. Manche von ihnen sahen in meinem Missgeschick sogar so etwas wie ein merkwürdiges Symbol für Überlegenheit, beinahe für Göttlichkeit, so dass sie mir auf eine besondere kindliche Art mit Ehrerbietung, mit Hochachtung begegneten. (Brown, S. 28f., Z: 29ff.)
- 12.2 Ein schmerzhafter Stich durchfuhr mein Gemüt, als ich erkannte, dass all die freundschaftlichen Bande, die ich in meiner Kindheit geknüpft hatte, nun zerstört waren, weil sich infolge des Erwachsenseins ein Abgrund aufgetan hatte zwischen mir und den Knaben, mit denen ich einst als Kind gespielt hatte. Eigentlich hätte ich, als ich älter wurde, eine vernünftige Einstellung zu

- meinem Leiden finden müssen, aber nun schien es so, als würde ich nur immer noch gequälter und verbitterter. (Brown, S. 87, Z: 26ff.)
- 12.3 So kam es, dass letzten Endes Sheila der beste Freund war, den ich überhaupt hätte finden können. Sie war wie ein Spiegel, in dem ich mich endlich unverhüllt sehen konnte. Das bedeutete den ersten Meilenstein in meinem Leben als Erwachsener, und durch sie lernte ich, weiter zu wandern, ohne in eine der Fallgruben zu stürzen, die am Wege lagen. (Brown, S.139f., Z: 34ff.)
- 12.4 Unsere gemeinsame Arbeit entwickelte sich auf freundschaftlicher, sachlicher und anspruchsloser Ebene. Er vermittelte mir das Gefühl, als seien wir Partner in einem grossen Unternehmen. Er half mir vorwärts. Er kam zweimal in der Woche, gewöhnlich Montag und Mittwoch, am Abend, und jedes Beisammensein dauerte ungefähr 2 Stunden oder länger. (Brown, S.173, Z: 13ff.)
- 12.5 In St. Nicholas war es riskant, Freundschaften einzugehen, weil man nie wieder seine alte Station besuchen durfte, wenn man einmal verlegt worden war. Die Kinder wurden nach den Bedürfnissen des Personals auf die Stationen verteilt, und so konnte eine Freundschaft durch einen einzigen Federstrich für immer zerstört werden. (McDonald, S. 41, Z: 30)
- 12.6 Ich meinte es ehrlich, als ich Rosie sagte, sie solle doch gehen. Aber es hätte mir das Herz gebrochen, wenn sie es getan hätte. Zum Glück ist Rosie nicht feige, obwohl sie von allen Seiten angegriffen wurde. Als die Schwestern sagten, dass sie in Ungnade gefallen war, wurde sie für alle zum Punchingball. (McDonald, S. 135, Z: 5ff.)
(Mich weggehen zu lassen war für sie gleichbedeutend mit Selbstmord - einem besonders langsamen und qualvollen Sterben.) (R. Crossleys Kommentar zu obiger Aussage, S.135, Z: 2)
- 12.7 Ich vermisste sie sehr, denn in St. Nicholas hatte ich meine Freunde immer um mich. Ich brauchte eine Weile, bis ich mich an das normale System gewöhnt hatte, wo man seine Freunde nur in Abständen von Tagen oder auch Monaten sieht. Ich fand allmählich Freunde, mehr als in der Zeit, als ich nur am Wochenende gekommen war. (McDonald, S. 238, Z: 5ff.)
- 12.8 ...dachte oft über die Bedeutung ihrer Kameradschaft nach. Wie gewöhnlich empfand er die Geborgenheit, die ein stummer, verkrüppelter Junge empfand, wenn er einen mutigen, lautstarken Freund besitzt. (Nolan, S.15, Z: 12ff.)
- 12.9 Er hatte sein uterus Leben ertragen, gegen alle Zweifel gehofft und sah sich angenehm getäuscht: er hatte nur um Freundlichkeit gebeten und empfing doch scheffelweise Liebe. Ehrfürchtig betrachtete er die Hände seine Schulfreunde. (Nolan, S. 52, Z: 3ff.)
- 12.10 Joseph sass zwischen seinen Freunden und fühlte sich eins mit ihnen. (Nolan, S. 96, Z: 14f.)
- 12.11 Er suchte einen Halt im Leben und machte seinen Freunden das ihre schwer. Seine reiherähnliche Wartestellung schien Ihnen zwar nichts anzuhaben, aber wie Hekuba halfen sie ihm nach auf allen seinen steinigen Pfaden. Unfähig, seine gedämpfte Jugend gelenkig zu machen, schleppte er wie eine Nymphe im Nebel sein Knochengestell dahin und empfand ungeteilte Freude, wenn müde, aber bewährte Menschen ihm Hilfe anboten. (Nolan, S. 97,

- Z: 23ff.)
- 12.12 Geradewegs vor ihm sass ein gesunder, stimmbegabter junger Mann, der sich erbot, mit einem stummen, verkrüppelten Jungen Freundschaft zu schliessen. (Nolan, S. 129, Z: 16ff.)
- 12.13 Obwohl er diese Fragen nur in seinem Innern bewegte, begannen seine mutigen Freunde zu seiner Überraschung genau die gleichen Fragen anzuschneiden, und was noch wunderbarer war, sie teilten ihm keck ihre Beobachtungen mit, die sie auch untereinander austauschten. (Nolan, S. 130, Z: 11ff.)
- 12.14 Joseph weidete sich an ihren Grobheiten- sie benannten seine Frustrationen und spendeten ihm Trost, indem sie versuchten, in seine Haut zu schlüpfen. Wenn sie über seine Gebrechen fluchten, blubberte in ihm Gelächter. Schmissig hingeschnarrte Schuljüngensprüche breiteten die Decke des Trosts über Joseph aus und stifteten lebenswichtige Jeansfreundschaft zwischen ihm und seinen Klassenkameraden. (Nolan, S. 130, Z: 25ff.)
- 12.15 Er schüttelte den Kopf und lachte, womit er ausdrücken wollte, dass es ihm schnurzpiepegal sei. Sie verstanden, was er sagen wollte, und lachten alle zusammen. Sie fühlten sich als Clique und wollten zeigen, wie nahe sie ihrem Freund standen. Auf den Stufen vor Mr. Medlycotts Büro sitzend, führten sie vor, wie gut sie Joseph kannten und wie sehr er ihnen ähnelte. (Nolan, S. 132, Z: 33ff.)
- 12.16 Er sass da, blätterte in dem Buch und las hier und da einzelne Stellen. Gelegentlich lächelte er dem Jungen zu, wie um ihm zu zeigen, dass er den grossartigen Triumph, den dieser wider alles Erwarten errungen hatte, mitfeierte. (Nolan, S. 138, Z: 8ff.)
- 12.17 ..., und nachdem sie aus seiner Art, sich zu verständigen, erst einmal schlau geworden waren, umgaben sie ihn mit Gaudi und Kameraderie, wo Alleinsein ihn zur Einsamkeit verdammt hätte. (Nolan, S. 154, Z: 19ff.)
- 12.18 Von den Lehrern wurde er nie verzärtelt; er war auf sich gestellt: Entweder er suchte sich selber Freunde oder er blieb auf der Strecke. Glücklicherweise kümmerten sich die Jungen und Mädchen der fünften Klasse um ihn, zusammen mit all den alten Freundin trieben sie neue Blüten am einsamen Strauch seines Lebens. (Nolan, S. 154, Z: 22ff.)
- 12.19 Josephs Gesundheit hätte nicht besser sein können, aber des öfteren musste er Krankheit vortäuschen, um den Vorwand, unter dem sie ihn an die frische Luft schaffen wollten, zu untermauern. (Nolan, S. 155, Z: 7ff.)
- 12.20 ...«Ist dir nicht gut? Er nickte, doch. Was hätte er sonst tun sollen? Es war ihm bewusst, dass er seinen Altersgenossen mit ihren frischen Gesichtern allerhand zumutete, aber er konnte sie unmöglich um den Gefallen bitten, ihn auf die Toilette zu setzen. Schliesslich forderte er sie schon immer auf, für ihn zu sprechen, wenn er unter Druck stand. Er verliess sich darauf, dass sie ihn hierhin, dorthin und überallhin rollten. Er liess sie wissen, wie sehr er es schätzte, dass sie ihm die Nase putzten oder den Mund abwischten. Wenn sich seine Kinnmuskeln verkrampten und versehentlich seine fleischigen Backentaschen einquetschten oder seine nervig-lebhafte Zunge knebelten, bat er sie, seine Zähne auseinanderzuzwängen, welche wie ein Schraubstock klemmten, den er von selbst nur locken konnte, wenn ein Krampf abgeklungen war oder er eine ängstliche Reflexbewegung machte. Und sie, die wunderbaren

- Mädchen und Jungen, gaben viel von sich und schmückten jeden seiner Tage mit treuer Sorge. (Nolan, S. 157f, Z: 31ff.)
- 12.21 ...; fast ausnahmslos scharten sie sich hier zusammen, rauchten und quasselten. Nur einer konnte nicht und wollte doch so gern. Die gesamte Gruppe versuchte ihm nachzuhelfen: Stephen steckte Joseph die glühende Zigarette in den Mund, aber es half nichts, mit seinen gefühllosen Lippen konnte er sie nicht festhalten. ... «Zieh doch! Verdammt noch mal, Joseph, kannst du denn nicht ziehen?». Er blickte zu Ihnen auf und lachte. (Nolan, S. 170, Z: 20ff.)
- 12.22 Dass er zu Hause treue Freunde hatte, verstand sich von selbst, hier jedoch war ihr ein Fremder, und doch drückte man ihn an die Brust, als sei er etwas ganz Besonderes. Obwohl er äusserst empfindlich war, zweifelte er kein einziges Mal an den aufrichtigen Beweggründen seiner rücksichtsvollen Träger. (Nolan, S. 172, Z: 28ff.)
- 12.23 Joseph war in Sorge, dass niemand sich vorstellen könnte, dass auch er gerne tanzen würde, aber wie immer kamen ihm seine Freunde zuvor. (Nolan, S. 182, Z: 12ff.)
- 12.24 Gewärmt von Pauls Freundlichkeit und Stephens Körperwärme, keuchte er vor Glück. (Nolan, S. 193, Z: 14f.)
- 12.25 Die Dreistigkeit der Jungen schenkte Josephs Gliedern einen Hauch von Normalität. Die Frechheit der Mädchen erfüllte diese Normalität mit glücklichem Lachen. Und indem die Mount Temple School seiner Gefühllosigkeit mit Verständnis begegnete, webte sie seinem einsamen Arazzotepich ein zartes Muster ein. Das Leben des Joseph Meehan richtete verheerenden Schaden an, doch die Brüderlichkeit seiner Freunde verschaffte ihm Trost. (Nolan, S. 194, Z: 17ff.)
- 12.26 Von seinen Freunden in der Klassengemeinschaft stets für voll genommen, hatte er Dinge erlebt, die er nie verraten würde, hatte Dinge gesehen, die er nie schildern würde, hatte sich ein Leben eingefangen, das ihm bis zum Grab ausreichen würde, und das alles nur weil eine Schule seine Neider zum Teufel gewünscht und Joseph Meehan in ihrer Mitte willkommen geheissen hatte. (Nolan, S. 202f., Z: 32ff.)
- 12.27 Segensspendende Mädchen sorgten dafür, dass er sich beim Tanzen, beim Trinken und bei dem langweiligen Bankett nicht ausgeschlossen fühlte. Weil er sich nicht am Tanz beteiligen konnte, war er wie geschaffen für die Rolle, die er spielte: jedermanns Vertrauter, aber niemandes Narr. (Nolan, S. 204, Z: 26ff.)
- 12.28 ...- und vom einfältigen Joseph hiess es, er amüsiere sich glänzend. Er amüsierte sich in der Tat, denn anders, als seine Freunde dachten, sah er die Aufforderung der Mädchen zum Tanz als ihre letzte Gelegenheit, ihm zu zeigen, dass er ihnen nicht gleichgültig war. Die Aufmerksamkeit, die Jungen und Mädchen gemeinsam ihm schenkten, wühlte den verkrüppelten Jungen auf. Er bewunderte ihre unterschiedlichen Annäherungsversuche sehr, und als er bei ihnen sass und ihnen dabei zusah, wie sie das Abschiedsessen der Schule in sich hineinfutterten, kaute er innerlich an den Brosamen des Freimuts. (Nolan, S. 205, Z: 8ff.)

- 12.29 In einem lustigen Kinderdorf war einmal ein Mädchen. Manchmal war es traurig, weil es nicht verstanden wurde. Die Menschen haben einen innerlichen Schatz, und Zahra hört zwar, aber sie kann nicht reden. Deswegen hat sie keine Freundin. Zahra wünscht sich auch eine Freundin. (Schär, S. 155, Z: 1ff.)
- 12.30 Ich habe ausserdem nicht so viele Freunde und Freundinnen mit denen ich spielen kann. Also habe ich wenig Ablenkung von der Schule. Ich bin offen für neue Freundschaften und wünsche mir, dass ihr mich als Klassenkameradin annehmt. (Schär, S. 217, Z: 15ff.)
- 12.31 Es ist in meiner Situation nicht leicht, Freundschaften zu schliessen, weil ich nicht auf die Menschen zugehen kann. So kann ich ja gar nicht mit jemandem reden und nach Hause gehen. Der Kontakt ist darum sehr schwierig und kompliziert. Das ist für mich sehr traurig, weil ich gerne viele Freunde haben möchte. Ich möchte mit meinen Freunden gerne ins Kino gehen und Musik hören. (Schär, S. 220, Z: 9ff.)
- 12.32 Ich habe nicht viele Freunde, mit denen ich etwas unternehmen kann. Ich finde das sehr traurig. Ich möchte selber leben können. Ich möchte leben können wie die anderen Menschen. Ich sehe aber sehr gut, dass das sehr schwierig sein wird. Ich brauche ganz viel Pflege. Es muss jemand den ganzen Tag mit mir sein. (Schär, S. 220, Z: 17ff.)
- 12.33 Ich wünsche mir viele Freunde, mit denen ich Geheimnisse haben kann, die mit mir ausgehen und die mich mögen, wie ich bin - genau wie ich sie. (Schär, S. 228, Z: 8ff.)
- 12.34 Ich hatte eine Freundin, die war Indianerin. Sie ging mit in die ersten Schulklassen in die Primarschule. Weil sie Indianerin war, hatte sie es schwer in der Klasse. So taten wir uns zusammen und wurden Freundinnen. Sie spielte sehr viel mit mir. Leider ist sie weggezogen und wir sehen uns nicht mehr. (Schär, S. 228, Z: 22ff.)
- 12.35 In unserer Klasse finde ich keine guten Freunde. Es ist schwer für mich, mit den anderen in der Klasse Kontakt aufzunehmen. Ich möchte gerne in der Pause mit anderen Schülern reden und nicht nur am Rand sitzen und nachgemacht werden. (Schär, S. 228, Z: 29ff.)
- 12.36 Ich wünsche mir für das nächste Jahr viele Freunde in der Schule. Ausserdem will ich in der Schule viel besser werden. (Schär, S. 229, Z: 7ff.)
- 12.37 Werde ich einmal einen Freund finden? (Schär, S. 298, Z: 29)
- 12.38 Freundschaft ist etwas sehr Kostbares. Für mich erst recht, da sie so rar ist. Selten, aber gelegentlich doch bekomme ich Besuch von Klassenkameraden, dann spielen wir Uno oder «Wer wird Millionär?», hören Musik und unterhalten uns. Manchmal, besonders an meinem Geburtstag, gehen wir auch ins Kino. Ich liebe Filme, die zugleich tiefgründig und lustig oder spannend sind. (Müller, S. 66, Z: 3ff.)
- 12.39 Vielleicht ahnen Sie es: Der Glaube an Jesus ist das, was mich hält mitten im Sturm. Er ist die Quelle meiner Hoffnung zu Beginn des Tunnels und der belohnende Lichtstrahl an dessen Ende. Ich wüsste nicht, wie ich die Einsamkeit in all dem Trubel ertragen sollte, wenn ich die Gemeinschaft mit Gott missen müsste. Denn nur wenige trauen sich, Freundschaft zu schließen mit einem Exoten wie mir, und menschliche Zuneigung hat nicht immer Bestand.

(Müller, S. 138f., Z: 3ff.)

- 12.40 Jeder noch so ungewöhnliche Mensch hat seine Berechtigung, seine Aufgabe und sein ganz spezielles Talent.

Das Ziel sollte nicht sein, alle gleichzumachen, sondern das Besondere im anderen zu erkennen und sich gegenseitig zu stützen und zu ergänzen. Denn nur so werden wir erkennen, welches Bild dem Puzzle zugrunde liegt. Und so wünsche ich mir auch für mich persönlich Menschen, die nicht vor meinem Anderssein zurückschrecken, sondern die den Mut haben für eine Freundschaft und mich begleiten auf meinem manchmal holprigen Weg durch das Gestrüpp des Alltags hin zu meiner Bestimmung. Wenn Gott will, dann darf ich auf meiner Reise Mut und Freude verbreiten. Trotz allem oder gerade deswegen. (Müller, S. 147f., Z: 29ff.)

13 Gefühle

- 13.1 Ich war einsam, in einer mir eigenen Welt gefangen, unfähig mit anderen in Verbindung zu treten, abgeschnitten, abgesondert von ihnen, als stünde eine gläserne Wand zwischen meinem und ihrem Dasein, die mich von ihrer Lebenssphäre und ihren Betätigungen ausschloss. Ich sehnte mich danach, umherzulaufen und mit den anderen zu spielen, aber ich war ausser Stande meine Versklavung abzuschütteln. (Brown, S. 17, Z: 8ff.)
- 13.2 Meine Welt war aus den Fugen geraten. Ich hatte den Boden unter den Füßen verloren. Das Leben schien einen bitteren Geschmack bekommen zu haben. Alles war so ganz anders, ich sah jetzt alles anders, und ich empfand alles anders. (Brown, S. 50, Z: 18ff.)
- 13.3 Jetzt war ich selten glücklich. Ich pflegte in der Küche am Fenster zu sitzen und auf die Strasse vor dem Haus hinauszustarren, wo meine Brüder mit ihren Freunden Fussball spielten; ich sah, wie Peter oft viele Tore schoss. (Brown, S. 50, Z: 23ff.)
- 13.4 Ich vermochte das nicht zu ergründen. Ich war nicht einmal imstande, einen klaren Gedanken zu fassen. Ich konnte es nur fühlen, konnte es nur tief in meinem innersten Herzen spüren wie eine dünne scharfe Nadel, die sich ihren Weg durch alle Vorstellungen und Träume meiner kindlichen Seele brannte, bis sie die Träume schliesslich alle in Fetzen riss und die Seele nackt liegen liess, machtlos der unumstösslichen Wahrheit gegenübergestellt, dass ich ein Krüppel war. (Brown, S. 51, Z: 8ff.)
- 13.5 Bisher hatte ich niemals über mich selber nachgedacht. Es hatte sich zwar manchmal ein unbestimmtes Gefühl bemerkbar gemacht, welches andeutete, dass ich nicht wie die anderen war, eine unbehagliche Regung in meiner Seele, die kam und wieder ging. Aber das war nur ein einziger dunkler Punkt im Glanz aller Dinge gewesen, und ich hatte mich schnell daran gewöhnt, darüber hinwegzugehen. Ich hatte weiterhin mit meinen Brüdern gespielt, ich hatte den kleinen Lebensbereich, der vor meinen Augen lag, genossen, ich war mir die ganze Zeit über meiner selbst nicht bewusst gewesen. (Brown, S. 51, Z: 17ff.)
- 13.6 Ich betrachtete Peters Hände. Es waren braune, feste Hände mit starken, ebenmässigen Fingern, Hände, die einen Hockeyschläger kräftig anpacken oder eine Kastanie hoch hinauf in die Luft schleudern konnten. Dann blickte ich auf meine eigenen Hände herab. Es waren

- seltsame, verkrampfte Hände mit gebogenen, krummen Fingern, Hände, die niemals stillhielten, sondern sich ineinander verkrampften und ständig zuckten, so dass sie eher wie zwei sich windende Schlangen aussahen als ein Paar menschliche Hände. Ich begann, den Anblick dieser Hände zu hassen, den Anblick meines wackelnden Kopfes mit dem schief herunterhängenden Mund, wenn ich mich im Spiegel sah, so dass ich bald soweit war, den Spiegel zu hassen und zu fürchten. Er verriet mir zuviel. (Brown, S. 51, Z: 33ff.)
- 13.7 Ich war zutiefst erschrocken über das, was ich sah, denn ich hatte niemals daran gedacht, dass ich so aussehen könnte. Ich hatte schon vorher in den Spiegel gesehen, aber, da ich nicht gewusst hatte, worauf ich hätte achten sollen, hatte ich nichts Absonderliches entdeckt. Wenn ich jedoch jetzt in einen Spiegel blickte, schielte mich jedesmal das gleiche groteske Gesicht an. Eines Tages kletterte ich weinend auf mein Bett, streckte meinen linken Fuss aus, riss den kleinen Spiegel, der an der Wand hing, von seinem Nagel und warf ihn auf den Fussboden, wo er zersplitterte. (Brown, S. 52, Z: 22ff.)
- 13.8 An jenem Tage nahmen sie mich mit, damit ich ihnen beim Fussballspielen zuschauen könne. Es war ganz so wie früher, die ganze «Bande» um mich herum, sie machten Witze und dachten sich Spiele für den Abend aus. Aber ich empfand nicht mehr dasselbe. Etwas in mir war erloschen oder hatte keinen Platz mehr in meinem Leben, ich konnte nicht sagen, was. Ich konnte nicht mit ihnen lachen, wie ich es gewohnt war. (Brown, S. 53, Z: 20ff.)
- 13.9 Diese Blicke der Menschen auf den Strassen gingen mir durch und durch. Meine Brüder glaubten nicht, dass ich etwas bemerkte, aber ich bemerkte alles. Im Zeitraum von nur wenigen Wochen, seitdem mein alter Sportwagen zusammengebrochen war, war ich auch geistig ein anderer geworden. Mein Geist war jetzt ebenso anders, wie - ich wusste es jetzt - mein Körper es war. Ich war empfindlicher geworden, argwöhnischer jenen gegenüber, denen ich ausserhalb des Hauses begegnete. Ich blickte stumm auf meine Brüder und Freunde herab, wenn sie um mich herumspielten, bediente mich jetzt nicht einmal mehr meines Grunzens. Ich fand kein Vergnügen mehr an ihren Spielen. Anstatt einer der Mitspieler zu sein, war ich jetzt Zuschauer geworden. (Brown, S. 54, Z: 1ff.)
- 13.10 Mutter bemerkte die Veränderung, die mit mir vorgegangen war, und ich glaube, sie kannte die Ursache, aber sie sagte nichts. Sie verstand mich besser als alle anderen zu Hause. Ich konnte sie nicht täuschen, denn sie hatte einen ausgeprägten Sinn dafür, herauszufinden, ob ich glücklich oder traurig war, so als könne sie von allem was mich bewegte, die Hälfte mitempfinden. Sie sah jetzt, dass ich fast immer traurig, niedergeschlagen und verschlossen war. Ich krabbelte nicht mehr im Hause herum, wie ich es gewohnt gewesen war, sondern sass zusammengerollt in dem grossen Armstuhl, starrte ins Feuer oder auch nur an die Wand. (Brown, S. 54, Z: 25ff.)
- 13.11 Sie gab sich grosse Mühe, wieder einen Ausgleich zu schaffen, denn sie sah, dass ich einsam war, und sie kannte die Gefahr, in der ich mich befand, wenn man mich der Einsamkeit überliess. ... Wenn es mir auch dazu verhalf, die Tage freundlicher zu gestalten, so konnte es dennoch nicht dieses scheussliche Gefühl des Unbefriedigtseins von mir nehmen, das in meinem Herzen Wurzeln zu schlagen begann. ... Ich brauchte mehr, ich brauchte etwas, was mir die Möglichkeit gab, einen Teil meiner Nervenkraft, der Wissbegierde und der geistigen

- Spannung, die wie ein Quell in mir sprudelten, zu betätigen. ... Ich hatte das schreckliche Gefühl, eine verstopfte Quelle zu sein. (Brown, S. 55, Z: 1ff.)
- 13.12 Ich war jetzt zehneinhalb Jahre alt und begann, mich immer tiefer und tiefer in mich selber zu versenken. Mutter gab sich Mühe, aber nichts konnte mich aufrütteln, nichts konnte das glückliche Kind, als das ich mich früher gefühlt hatte, zurückholen. Es existierte nicht mehr. An seine Stelle war ein aufs äusserste gespanntes, schweigendes, grossäugiges Geschöpf getreten, mit Nerven, die geschärft waren wie zerbrochenes Glas und gestrafft wie Telegrafendraht. (Brown, S. 55f, Z: 30ff.)
- 13.13 Ich bekam in jedem Jahr eine Schachtel Bleisoldaten, aber im Augenblick, als ich Padays Tusche in lauter wundervollen Farben und den langen schlanken, weichen Pinsel sah, verliebte ich mich sofort in sie. Ich fühlte, ich musste sie haben, um sie als mein eigen zu behalten. Ich war von den kleinen, festen Farbklotzchen hingerissen - blau, rot, gelb, grün und weiss. (Brown, S. 56, Z: 5ff.)
- 13.14 Ich veränderte mich. Ich wusste es damals noch nicht, aber ich hatte einen Weg gefunden, wieder glücklich zu sein und einen Teil von dem, was mich unglücklich gemacht hatte, zu vergessen. Vor allem lernte ich, mich selber zu vergessen. Jetzt litt ich nicht mehr darunter, dass ich nicht mit meinen Brüdern ausfahren konnte, denn ich besass etwas, um meinen Geist zu beschäftigen. (Brown, S. 58, Z: 15ff.)
- 13.15 Langsam begann sich meine bisherige Niedergeschlagenheit zu verlieren. Beim Malen hatte ich ein Gefühl lauterster Freude, ein Gefühl, das ich niemals zuvor erlebt hatte und das mich beinahe über mich selber hinauszuhoben schien. Nur wenn ich nicht malte, wurde ich deprimiert und unfreundlich zu allen daheim. Anfänglich dachte Mutter, sie täte gut daran, mich beim Malen noch anzufeuern, denn sie meinte, es würde mir weniger Zeit lassen, um unglücklich zu sein. Aber nach einer Weile begann sie sich Sorgen zu machen, weil ich so viel Zeit alleine verbrachte. Ich sass stundenlang malend oben im Schlafzimmer, alles um mich herum vergessend - mich selber inbegriffen. (Brown, S. 58f., Z: 35ff.)
- 13.16 Nach der Geburt meines jüngsten Bruders war sie sehr krank, und ihr Zustand wurde zunehmend schlechter. Wir befanden uns zu Hause alle in einer schrecklichen Verfassung. Ohne die Mutter schien das Haus abzusterben. Es war so, als entferne man das Uhrwerk einer Uhr und lasse die Zeiger still und kraftlos herabhängen. Jetzt malte ich auch nicht; ich hatte für nichts Interesse, weil ich dachte, Mutter müsse sterben. (Brown, S. 59, Z: 30ff.)
- 13.17 Als ich mich immer mehr ins Malen vertiefte, begann ich mich innerlich glücklicher und ruhiger zu fühlen. Weniger als bisher neigte ich dazu, den anderen unfreundlich zu begegnen, wenn sie mich etwas fragten oder gar mit mir sprachen. Das Malen wurde die grosse Liebe meines Lebens, die Achse, um die mein ganzes Denken sich bewegte. Ich lebte in den Gefilden meiner Farben und Pinsel. (Brown, S. 63, Z: 18ff.)
- 13.18 «Guten Tag, Christy - geht's gut?» fragte sie mich in halb fröhlichem, halb besänftigendem Ton. «Ja, ja, schon gut, rege dich nicht auf», sagte sie beschwichtigend, als ich mich bemühte, etwas zu äussern. Dafür haste ich sie beinahe. (Brown, S. 77, Z: 22ff.)

- 13.19 Ich wusste, ich war nun kein Kind mehr, aber ich war auch nicht «erwachsen». Ich befand mich in einem Schwebestand zwischen der glücklichen Ahnungslosigkeit der Kindheit und dem Schmerz des erwachenden Bewusstseins und der bitteren Erkenntnisse des Jünglingsalters. Ich sehnte mich danach, unwissend und glücklich zu sein wie zuvor. Aber ich wusste, die Kindheit war zu Ende. Ich hatte die Hoffnungslosigkeit und Nutzlosigkeit meiner Zukunft an jenem Tag im Hinterhof erkannt, als ein Kind mich anschaute mit einem Blick des Mitleids in seinen Augen. (Brown, S. 77f., Z: 33ff.)
- 13.20 Mir war so, als bewege ich mich nur in einer Grube, immer dasselbe denkend, dasselbe fühlend, dasselbe fürchtend. Ich war eingeschlossen, abgeschnitten, zugestöpselt wie eine Flasche. Es war mir nichts geblieben als nur fruchtlose Versuche und belanglose, eingeeengte Gedanken. (Brown, S. 78f, Z: 35ff.)
- 13.21 Um meine Sprache war es schlecht bestellt, sie klang sonderbar und war nur ein Stammeln, aber ich brauchte keine Worte, um Mutter wissen zu lassen, was in mir vorging. Ich glaube, sie konnte beinahe meine Gedanken lesen. Es bestand ein gewisses merkwürdiges, fast unheimliches Bindeglied zwischen uns; es konnte geschehen, dass der eine vor Schmerz zusammensuckte, wenn der andere einen Schmerz fühlte, so wie zwei abgehackte Glieder einer Spinne sich bewegen und zappeln, solange in einem von ihnen noch Leben ist, selbst wenn sie meilenweit voneinander entfernt sind. (Brown, S. 78, Z: 12ff.)
- 13.22 Katriona Delahunt war auch eine grosse Hilfe. Sie sprach zu meinem jugendlichen Geist von so schönen und erhabenen Dingen, dass ich manchmal daran zweifelte, ob sie selber der Wirklichkeit angehörte, ob sie nicht eine liebliche Sinnestäuschung oder Erscheinung sei, die plötzlich entschwinden würde. (Brown, S. 79f, Z: 33ff.)
- 13.23 Aber jetzt war sogar das Malen anders geworden, ebenso wie auch sonst alles. Es konnte mich nicht mehr befriedigen. Ich malte noch g e r n , aber ich hatte aufgehört, das Malen zu l i e b e n . Es lebte etwas in mir, eine neue Tatkraft, ein neues Bedürfnis, etwas, was sich nicht zum Ausdruck bringen liess, indem ich einfach leuchtendes Rot und Gelb und düsteres Braun aufs Papier setzte und zu einem Bild zusammenfügte. Ich brauchte mehr zusätzliche Werkzeuge, um mich verständlich zu machen. Mein Geist war gewachsen und der Spielraum meiner Malkunst war zu einem winzigen Pünktchen zusammengeschrumpft. Ich wurde jeden Tag verzweifelter. Mit meinen Lippen konnte ich nicht sprechen, und jetzt erkannte ich, dass ich auch nicht durch die Malerei sprechen konnte; mir war als ersticke ich langsam. (Brown, S. 80, Z: 16ff.)
- 13.24 Ich erinnerte mich daran, wie traurig ich als Kind gewesen war, als ich zum erstenmal entdeckt hatte, dass ich anders war als andere Menschen. Damals hatte ich gedacht, die Welt habe aufgehört, für mich zu existieren. Aber jetzt erst begann ich, die volle Bedeutung dieses «Andersseins» zu empfinden, seinen wahren Sinn. Als Kind hatte ich bitterlich geweint, als ich mir meiner Krüppelhaftigkeit bewusst wurde. Jetzt weinte ich nicht – Trost der Tränen war mir versagt. Meine ganze Qual lag in mir verschlossen. (Brown, S. 80, Z: 29ff.)
- 13.25 Diese Geschichten waren verträumt und voll von sehnsüchtigen Gedanken, und wenn ich auch den Vorgang des Niederschreibens genoss, so blieb ich danach doch immer traurig und mutlos. Ich musste immer wieder daran denken, dass ich mir solche Dinge zwar lebhaft genug

- vorstellen konnte, um darüber zu schreiben, dass ich sie aber in Wirklichkeit niemals selber erleben würde. (Brown, S. 86, Z: 12ff.)
- 13.26 Ich glaube nicht, dass ich damals glücklich war, aber ich war wenigstens beschäftigt, ich hatte einen Weg gefunden, um die Eintönigkeit der einzelnen Tage zu überbrücken. Es war, als hätte man eine Flasche Ingwer - Bier und lasse alle eingeschlossenen Blasen entweichen. Ich empfand, dass das Leben nicht mehr ganz so verdriesslich geworden war. (Brown, S. 86f., Z: 34ff.)
- 13.27 Als ich 17 Jahre alt war, schien sich allzuviel auf einmal in mir zusammenzuballen. Mein Gefühlsleben hatte sich zu regen begonnen. Was zuvor bloss kindische Launen gewesen waren, waren jetzt die Nöte eines Erwachsenen. Was zuvor nur blosse Stimmungsschwankungen gewesen waren, war jetzt echte Schwermut. Ich brauchte Freunde, unsentimentale Menschen meines Alters, um mit ihnen Umgang zu pflegen. Wenn ich auch ein Krüppel war und niemals ausging, so sehnte ich mich trotzdem gerade auch nach den Dingen, die das tägliche Leben anderer junger Männer ausfüllten: Fussball, Bierabende und Mädchen. (Brown, S. 87, Z: 15ff.)
- 13.28 Ein schmerzhafter Stich durchfuhr mein Gemüt, als ich erkannte, dass all die freundschaftlichen Bande, die ich in meiner Kindheit geknüpft hatte, nun zerstört waren, weil sich infolge des Erwachsenseins ein Abgrund aufgetan hatte zwischen mir und den Knaben, mit denen ich einst als Kind gespielt hatte. Eigentlich hätte ich, als ich älter wurde, eine vernünftige Einstellung zu meinem Leiden finden müssen, aber nun schien es so, als würde ich nur immer noch gequälter und verbitterter. (Brown, S. 87, Z: 26ff.)
- 13.29 Aber selbst, wenn ich mich im Kreise meiner grossen Familie befand, fühlte ich mich als Aussenstehender, als ein «Ausgestossener». Sie waren für mich unerreichbar, ich fand keinen Zugang zu dem Geist, der sie beseelte. In Wirklichkeit hatten sie sich vielleicht gar nicht verändert, aber in meinen Augen waren sie für mich immer unerreichbarer geworden, in immer grössere Ferne gerückt. Ich schien jeden Tag weiter und weiter aus ihrem Lebensbereich fortzutreiben. Gerade wenn ich mitten unter ihnen war, empfand ich mehr denn je, wie weit abseits von ihnen ich stand, abseits von allem, wofür sie arbeiteten und woran sie glaubten. (Brown, S. 89, Z: 16ff.)
- 13.30 Ich sass auf dem zerbrochenen Brett, ich liess mich von der Stille und dem Frieden des Abends durchdringen. Ich schien in einen vom Monde erhellten Traum zu versinken, weitab von allen Dingen, die mein alltägliches Leben zu einer solchen Hölle machten. Für einen Augenblick war ich glücklich. Dann fiel mir alles wieder ein. Die Zukunft gähnte wie ein schwarzer Abgrund vor mir. Ich fühlte mich in einer Falle gefangen und von Ketten gefesselt. (Brown, S. 90, Z:12 ff.)
- 13.31 Was war ich, fragte ich mich, wie ich so dasass? Der liebe Gott hatte sich mit mir einen seiner Scherze erlaubt. Mein Leben schien sinnlos zu sein, es hatte keinen Zweck und keinen Wert. Ich war ein Gefangener zwischen Kerkerwänden, ich spürte deutlich, wie diese Mauern mich jetzt, je mehr ich heranwuchs, fester umschlossen. Ich sehnte mich danach, frei zu sein; ich sehnte mich danach, die Mauern zu sprengen und zu entfliehen. (Brown, S. 90, Z: 21ff.)

- 13.32 Die Musik erschloss mir eine andere neue Welt, eine lichte und schöne Welt, manchmal fröhlich und lärmend, öfter jedoch gedankenvoll und traurig. (Brown, S. 91, Z: 30ff.)
Wenn ich so der Musik lauschte, stellte sich oft ein Gefühl ein, als sei mein Leben doch nicht ganz so düster und zwecklos, wie ich gedacht hatte. Es schien mir so, als liege es jetzt sorgfältig vor mir ausgebreitet, wie ein grosses Mosaikspiel, das langsam Gestalt annimmt; die einzelnen Stücke rückten allmählich eines nach dem anderen auf ihren Platz. Mir war so, als spürte ich beim Lauschen das Strömen einer Gefühlswallung in mir, die mich ruhig und hoffnungsvoll machte, die eine unbestimmte Verheissung mit sich brachte oder Kunde von etwas, was noch in der Zukunft für mich aufbewahrt lag.
Aber solche Empfindungen hatte ich nur, solange die Musik spielte. Es war nur so, als sei mir ein frischer Atemzug und ein kurzer Ausblick auf den Himmel vergönnt, ehe die Fenster wieder geschlossen und die Tür verriegelt wurden. (Brown, S. 92, Z: 4ff.)
- 13.33 Trotz der Musik blieb unser Haus für mich ein Gefängnis, das mich innerhalb seiner Mauern eingeschlossen hielt. Ich wollte gegen dieses Gefühl des Erliegens ankämpfen; ich hasste es, mich geschlagen zu fühlen. Aber das wenige an Willenskraft, dass ich zu jener Zeit besessen haben mochte, schien sich ganz zu verlieren. Es kam soweit mit mir, dass ich schon allein den Gedanken fürchtete einem neuen Tag gegenüberzutreten zu müssen. (Brown, S. 92, Z: 25ff.)
- 13.34 Am schlimmsten von allem war die allmählich aufsteigende Empfindung, dass sich hinter meinem Elend etwas ganz Albernes, etwas Grausames und Sinnloses verbarg. Wenn ich überhaupt an Gott dachte, so nur mit einem Gefühl von Groll. Ich betete jeden Abend mit den anderen zusammen, aber ich tat es ganz automatisch, ohne einen Gedanken oder echtes Empfinden in die gesprochenen Worte hineinzulegen. Sogar Gott schien mir zu entgleiten als ich älter wurde. (Brown, S. 92f., Z: 32ff.)
- 13.35 Es mag reine Einbildung gewesen sein, ich weiss es nicht, aber nachdem ich aus jenem Wasser herausgekommen war, fühlte ich mich wie neugeboren; es war, als schritte man aus einem Grabe heraus in das helle Tageslicht. (Brown, S. 99, Z: 6ff.)
- 13.36 Ich fühlte mich immer noch ziemlich betäubt nach all den seltsamen Szenen, deren Zeuge ich gewesen war, und nach all den Aufregungen, die ich erlebt hatte. In der vergangenen Woche hatte ich inmitten der Dinge, die ich zu sehen bekommen hatte, und der Menschen, mit denen ich zusammengetroffen war, mich selber vergessen.
Aber zu Hause war es anders. Hier waren alle wohlauf und normal - ausser mir. (Brown, S. 101, Z: 22ff.)
- 13.37 Ich fühlte mich so, als schlüpfte ich wieder in einen alten Mantel. Alles war unverändert. Ich empfand die alte Denkweise als ungerecht. Ich brauchte etwas, wofür zu leben sich lohnte, und es war nichts da. Ich wünschte, mein Leben möge einen Zweck, einen Wert haben, aber es war nichts da. Mein Leben war hohl, bedeutungslos. Ich fühlte mich *n i e d e r g e s c h m e t t e r t*, ich suchte etwas, was ich nicht finden konnte, ich streckte meine Hände aus und fand nichts, was ich hätte ergreifen können. (Brown, S. 102, Z: 10ff.)
- 13.38 Mutter sah, dass ich enttäuscht war, und dass ich, je länger die Zeit dahinging über die Dinge nachdachte und grübelte, die in meinem Leben «hätten sein können», dass ich jetzt mit noch grösserer Verbitterung an diese Dinge dachte, weil ich begonnen hatte, ihre Notwendigkeit zu

- empfinden und weil mir ihr Fehlen zum Bewusstsein gekommen war. (Brown, S. 104, Z: 11ff.)
- 13.39 Fröhlich und hoffnungsvoll war ich nach Lourdes gefahren - beinahe vertrauensvoll, fürchte ich. Eine Woche später war ich nach Hause gekommen, ein wenig durcheinandergerüttelt und vielleicht ein wenig klüger geworden - aber sehr enttäuscht. Alles stand wieder genau so vor mir, wie es vorher gewesen war. Mein Herz war leicht und zuversichtlich gewesen bei dem Gedanken, Lourdes zu besuchen. Es war schwer und verdüstert, als ich nach Hause kam, denn ich wusste nun, dass mein Leben, wenn ich mich auch noch so sehr sehnte, es zu verändern, doch immer gleich aussehen würde: grau, leer, farblos. (Brown, S. 107f., Z: 36ff.)
- 13.40 Dr. Warnants war gekommen, um uns abzuholen. Er hob mich hoch, legte mich quer über seine Schulter und trug mich so in ein wartendes Taxi. Ich hatte es nicht gern, so auf dem Rücken eines Menschen befördert zu werden, denn ich empfand es als unwürdig, und ich kam mir ganz albern vor. Viel lieber wäre ich zum Taxi hinübergekrochen. (Brown, S. 120, Z: 11ff.)
- 13.41 Es liess sich nicht vermeiden, dass ich hin und wieder an die alten Zeiten dachte - nicht an meine guten alten Zeiten, sondern vielmehr an die grausamen alten Zeiten, an die vielen Tage, an denen ich nichts zu hoffen hatte und nichts, wofür zu leben es sich lohnte, nichts, um den Schmerz der unmittelbaren Gegenwart zu lindern oder die Dunkelheit der fernen Zukunft zu erleuchten, in Wahrheit nichts als den Schmerz und die innere Qual, die mit dem zunehmenden Bewusstsein meiner selbst ebenfalls zunahm, und dazu mein jammervoller Zustand, den ich nicht verstehen konnte und den ich hasste. (Brown, S.134, Z: 7ff.)
- 13.42 So war es - ich hasste mein eigenes Elend, ich verabscheute es. Ich war gequält, empört -, allein schon bei dem Gedanken, dass ich anders beschaffen war - grausam anders - als andere Menschen. Und doch sollte ich bald erkennen, dass gerade dieses Elend, das ich in meinen schlimmsten Augenblicken für einen Fluch Gottes hielt, eine seltsame Schönheit in mein Leben hineinbringen sollte. (Brown, S.134, Z: 19ff.)
- 13.43 Mein Leiden war letzten Endes nicht «unheilbar». Aber etwas anderes war nicht zu bessern - das Fehlen einer wirklich «normalen» menschlichen Verständigung und Verbundenheit. Gleichgültig, wie weit ich meines Gebrechens Herr werden mochte, niemals würde ich ein normales Individuum sein, das ein normales Leben führt. Der alte «Unterschied» würde immer bestehen bleiben. Ich sehnte mich so verzweifelt danach, zu lieben und geliebt zu werden, aber...(Brown, S.139, Z: 13ff.)
- 13.44 Ich fühlte mich erleichtert, friedvoll -, wenigstens manchmal konnte ich wieder ich selber sein. Und wenn ich die Freude des Tanzens niemals erleben konnte, so konnte ich doch die Ekstase schöpferischer Arbeit erleben. (Brown, S. 178, Z: 4ff.)
- 13.45 Jetzt konnte ich gelöst sein und den Augenblick voll und ganz auskosten. Ich hatte Frieden gefunden, ich war glücklich. Ich lehnte mich in meinen Stuhl zurück, während mein alter, treuer linker Fuss zum Rhythmus den Takt schlug. (Brown, S.187, Z: 18ff.)
- 13.46 Eingesperrt in einer Anstalt für geistig schwer Behinderte zu leben, ist nicht ganz so schrecklich: es nimmt einem nur jede Hoffnung. (McDonald, S. 9, 7ff.)

- 13.47 Für das Hospital war ein ruhiges Kind ein glückliches Kind. Unser Schweigen war nicht nur Gold, es war auch voller Hass und Traurigkeit. Die Schwestern haben nie die Blicke gesehen, die wir Ihnen nachschickten, wenn sie ein Kind wegbrachten. (McDonald, S.29, 3ff.)
- 13.48 Die Ärzte waren kein bisschen besser. Abends, wenn das Geschrei am schlimmsten wurde, gingen sie nach Hause. (McDonald, S. 29, Z: 7)
- 13.49 Aber wir hofften, dass wir irgendwann wieder nach Hause kämen - vielleicht würden wir ja geheilt. Wie wenig wir wussten! (McDonald, S. 30, Z: 1f.)
- 13.50 Trotzdem mochte ich manche Schwestern gleich sehr gerne. Ich finde es bewundernswert, wie sie mit den vielen Kindern fertig wurden und dennoch liebevoll mit uns umgingen. Alle Schwestern behandelten uns wie Babys, aber manche eben wie süsse Babys. (McDonald, S. 30, Z: 27)
- 13.51 Die Nachtschwester von Station vier hatte ich besonders gerne. Sie war nie nervös oder aufgeregt, sondern ging aufmerksam und geschickt mit uns um. Sie behandelte uns immer gut, gleich, ob wir darauf reagierten oder nicht. (McDonald, S. 30, Z: 31)
- 13.52 Wir gaben uns Mühe, sie nicht zu hassen, aber das fiel uns schwer. Nicht nur, dass sie wieder nach Hause durften, sie bekamen auch viel mehr Aufmerksamkeit, als ihnen gerechterweise zustand. Die Schwestern machten furchtbar viel Aufhebens von ihnen, und wir gerieten dabei noch mehr ins Hintertreffen. Denn es interessierte sie herzlich wenig, wenn einer von uns mager, kränklich oder traurig war. (McDonald, S. 31, Z: 7)
- 13.53 Ob man starb, hing davon ab, wie man sich fühlte. Die Arbeit in psychiatrischen Einrichtungen zieht nicht gerade die besten Ärzte an, und Supervision gab es nicht. Die Patienten konnten sich nicht beschweren. Wer sterben wollte, hatte dazu jede Möglichkeit. Viele «Kurzzeitler» nutzten das. (McDonald, S. 31, Z: 24)
- 13.54 Mich lockte der Tod nie, denn ich wollte Rache. Heute scheint mir das nicht mehr wichtig. Was zählt, ist, andere Kinder vor dem zu bewahren, was wir durchmachen mussten. Es gab eine Zeit, da war Hass mein stärkstes Gefühl, und Hass macht einen stark. Zärtliche Gefühle machen einen gefährlich schwach. Unversöhnlicher Hass auf die ganze Welt verzerrte jahrelang meine Beziehungen zu anderen Menschen - Hass auf eine Welt, die behinderte Kinder auf Müllhalden wie St. Nicholas warf. (McDonald, S. 31, Z: 28)
- 13.55 Ich war so glücklich. Für den Anfang genügte es mir, die anderen Kinder zu treffen. Einige kannte ich schon, bevor ich nach Station vier verlegt wurde, aber ich wusste nicht einmal, ob sie noch lebten. (McDonald, S. 41, Z: 27)
- 13.56 Es ist herrlich, sich verwöhnen zu lassen dieses Glück hatte ich noch nie erlebt! (McDonald, S. 54, Z: 21f.)
- 13.57 Ich hasste es, wenn ich nach dem Unterricht mit Rosie auf die Station zurückmusste, aber diesmal war alles anders. Bis zu diesem Abend hatte ich keine Hoffnung, keine Stimme – nun hatte ich plötzlich beides. In dieser Nacht plante ich meine Zukunft. Ich würde zur Schule gehen, und meine Eltern würden mit mir als einem ernstzunehmenden Menschen sprechen. Vor dem Gedanken, St. Nicholas zu verlassen, scheute ich zurück. Das wäre zu schön, um

wahr zu sein. (McDonald, S. 81, Z: 27ff.)

- 13.58 ..., ich darf nicht niedergeschlagen wirken, aber ich bin's ja auch gar nicht. Also trug er sich selbst auf, sie davon zu überzeugen, dass er glücklich war. ... Er setzte sein Lächeln auf und wartete. (Nolan, S.18, Z: 15ff.)
- 13.59 Joseph entzog sich ihrem Wunsch, seine Gefühle zu verletzen, und entwickelte stattdessen ein Rückgrat aus Eisen, gekoppelt mit dem vulkanischen Verlangen, in der Mitteilung seiner Überzeugungen und Gewissheiten geschickter zu werden. (Nolan, S.19, Z: 23ff.)
- 13.60 Der Abgelehnte wand sich vor Schmerz. (Nolan, S.25, Z: 1)
- 13.61 Alle schwerfällige Tapferkeit wich von ihm, und er ward zu den Übeltätern gerechnet, welche verstummen im Anblick des Hinrichtungskommandos. (Nolan, S. 27, Z: 27ff.)
- 13.62 , als plötzlich die Bombe platzte und alle Fesseln des abgefallenen Menschen im Umgang mit Behinderten sprengte. ... Er spürte, wie ein Glücksrausch seinen Körper durchströmte und die vielen erlittenen Zurückweisungen dahinschmelzen liess, und war fest entschlossen, seinen warmherzigen Lehrer nie zu enttäuschen. (Nolan, S. 28f., Z: 31ff.)
- 13.63 Innere Kassetten spielten ihm die Ereignisse des Tages vor und trieben ihn an den Rand der Verzweiflung, ... (Nolan, S. 39, Z: 21ff.)
- 13.64 Macht das Beste aus mir, bat er leise wimmernd, selbst wenn ich euch nichts biete (es nagte in ihm) als mein schwaches Ich. Aber trotz derartiger Überlegungen war er voller Hoffnung: denn in Peters und Eddys ersten Versuchen mit ihm zu kommunizieren, hatte er Geborgenheit und Freundlichkeit gespürt. (Nolan, S. 40, Z: 12ff.)
- 13.65 In der Atmosphäre von Bejahung schwelgend, ... (Nolan, S. 42, Z: 16f.)
- 13.66 Mutlos angesichts seiner verkrüppelten Freiheit, riss er sich zusammen, so gut er konnte. Einmal, ein einziges Mal weinte er, als er die grässliche Hoffnungslosigkeit seine Lage erkannte. Nora verhätschelte ihn nie. Sie ahnte, wie schwierig ihr Leben werden würde, aber sie richtete ihn auf und machte ihm Hoffnung, wo es gar keinen Grund zur Hoffnung gab. Sie empfand seine Frustration und sah ihm schweigend zu. Sein erzwungenes Säuglingsdasein liess aus den Tiefen seines gebrochenen Herzens Tränen in seine Augen treten. Er war erst drei Jahre alt und vergoss die Tränen eines traurigen Mannes. Alle Dämme brachen und die Tränen liefen ihm über die Wangen. Besser heraus damit, dachte seine Mutter bei sich, als dass er seinen Schmerz unterdrückt und die Wunde in alle Zukunft schwären lässt. (Nolan, S. 56f, Z: 27ff.)
- 13.67 Joseph bedauerte, dass er gar nichts beitragen konnte, und bewunderte das Geschick der anderen. Geknickt fasste er den Beschluss: Eines Tages würde er auch etwas vorzuweisen haben. (Nolan, S. 51, Z: 32ff.)
- 13.68 Mit der Flut ging auch seine Trauer zurück. (Nolan, S. 84, Z: 4)
- 13.69 Er spürte dessen blanke Abneigung gegen die Stiefkinder des Schicksals. (Nolan, S. 134, Z: 26f.)
- 13.70 Die Familie redete Joseph aufmunternd zu, aber als er abends zu Bett ging, vergoss er die alten Tränen der Verzweiflung. Er schluchzte unhörbar vor sich hin. Er war verletzt. Die

- allgemeine Stossrichtung des Angriffs hätte er verschmerzen können, aber dass ein gesunder Mann seine ungestümen Anstrengungen zu sprechen mit dem Jaulen eines getretenen Hundes verglich, verletzte in grenzenlos- das ging über seine Freiheit und seine Hoffnung. (Nolan, S.145f., Z: 35ff.)
- 13.71 Der Junge, der bei dem Gedanken an den Angriff auf seine Redlichkeit immer noch zitterte, war dabei, als sie für ihren zweiwöchigen Urlaub in Kerry die Koffer packten. Sie mussten sich entspannen, und Joseph brauchte Zeit, um seine Wunden zu lecken und seine Entschlossenheit zu festigen, mit dem Schreiben fortzufahren und sich auch weiterhin treu zu bleiben. (Nolan, S. 151f., Z: 34ff.)
- 13.72 Jedes Mal, wenn Kummer ihn befiel oder widerwärtiger Hass jugendliche Aufsässigkeit auslöste, erzählte sich Joseph ihre Geschichte. (Nolan, S. 153, Z: 15ff.)
- 13.73 Ausser sich vor Verzweiflung, krümmte er sich mit letzter Anstrengung zusammen, um seine Würde zu bewahren. ... , dass er nun doch kapitulierte. Jetzt fühlte er sich verletzt, beschämt, gedemütigt. Als Nora sagte: «Was hättest du denn sonst tun können?» fühlte er sich getröstet und von jeglicher Schuld reingewaschen. (Nolan, S. 158f., Z: 27ff.)
- 13.74 Zwar war er nach der Tortur mit dem Abführmittel zunächst sehr niedergeschlagen, aber bald hatte er seine Demütigung vergessen. (Nolan, S. 159, Z: 24ff.)
- 13.75 Er lächelte und verbeugte sich, verbeugte sich und lächelte- er war schon berauscht, noch bevor er Onkel Joes Champagner probiert hatte. (Nolan, S. 161f, Z: 35ff.)
- 13.76 Aus seinem verkrüppelten Körper brachen Klagelaute hervor, und er vergass vollkommen, dass Jungen nicht weinen dürfen, erst recht nicht vor Fremden. Seine Schluchzer sandten die sanfte Deirdre nach Hause, wo sie sich nach ihrer schweren Prüfung wieder sammeln konnte. (Nolan, S. 164, Z: 5ff.)
- 13.77 Als Joseph auf die grossartige Bergstrasse zurückblickte, fühlte er sich überglücklich. Man stelle sich nur vor, dachte er, ein Krüppel wie ich erlebt den Zauber dieser Landschaft. (Nolan, S. 183, Z: 21ff.)
- 13.78 Da traf der Trommelschlag eines *bodhrán* seine Seele. Er sah, wie sich etwas ganz Neues einen Weg in die Herzen seiner Klassenkameraden trommelte- eine Freude, die düstere Stimmung mit der ersten Glut schüchternen Amethystblaus verjagte. Joseph beweinte seine Lage nie, aber als er mit ansehen musste, wie Jungen sich mit Mädchen paarten und wie die Mädchen mit einem strahlenden Nein ihr Ja versteckten und eigentlich ein kicherndes Vielleicht meinten, haftete der Luft die klamme Feuchtigkeit von Friedhöfen an. (Nolan, S. 185, Z: 10ff.)
- 13.79 Als der Ball wieder und wieder an seiner Nase vorbeischwirrte, war Joseph in seinem Element- um ihn herum Gesichter, zupackende Hände, erregtes Schnaufen. Er fühlte sich ganz dazugehörig, er liebte es, mitten im Gewühl zu stecken, liebte die Bewegungen und die Teamarbeit. (Nolan, S. 189, Z: 18ff)
- 13.80 In seinem Kopf hüpfen verwegene Zusicherungen und erhöhten sein Selbstwertgefühl. (Nolan, S. 201, Z: 22ff.)
- 13.81 Der behinderte Junge hielt seinen Kummer zurück und meisterte die Lage, fand er doch, dass aus kühnen Jungen, kühne Männer werden. ... Seine Kumpel jedoch waren hier, um sich zu

- vergnügen, und so versteckte er seine Gefühle und genoss die Gesellschaft seiner Freunde. (Nolan, S. 203, Z: 9ff.)
- 13.82 Niemand liess ihn fühlen, dass er anders war; er hielt sogar Ausschau nach jenen ablehnenden Blicken, mit denen ihm die Leute früher begegnet waren - aber alle Achtung, weder bei Dozenten noch bei Studenten fand er, wonach er suchte. (Nolan, S. 213, Z: 7ff.)
- 13.83 Heute feiere ich meinen jeweils zweiten Geburtstag seit dem Unfall. Ich bin wie zweimal geboren. Deshalb möchte ich diesen Kuchen mit euch teilen. Wenn meine Augen sehen macht mein Herz einen Gump. Ich liebe das Leben! (Schär, S. 140, Z: 25ff.)
- 13.84 Traurig macht mich, dass viele Leute denken, dass ich nicht verstehe, dass ich keine Freundin habe. Traurig macht mich auch, wie die Leute mich auf der Strasse anstarren und für blöd halten. Glücklich macht mich, dass ich eine Wolfsmutter habe und dass ich in die Schule gehen kann. Mit Smily spazieren gehen. (Schär, S. 148, Z: 14ff.)
- 13.85 Ich bin genau wie die anderen, was meine Gefühle angeht. (Schär, S. 149, Z: 10ff.)
- 13.86 Ich gehe gerne in die Schule, nur manchmal finde ich sie ein bisschen langweilig. Ich weiss schon viel, und in die Schule gehe ich am liebsten, wenn ich Neues lerne. Ich bin nicht unglücklich. (Schär, S. 150f., Z: 33ff.)
- 13.87 Selbstbestimmung ist für mich sehr wichtig, weil es für mich Leben bedeutet. Wenn ich nicht selber wählen kann, was ich anziehen darf, fühle ich mich nicht ernst genommen als wertvollen, vollwertigen Menschen! (Schär, S. 198, Z: 30ff.)
- 13.88 Leider gibt es viele Menschen, die nicht geliebt werden und deshalb selber nicht lieben können. Liebe ist die Grundkraft des Lebens ohne sie sind die Menschen arm und traurig. Liebe gibt Wärme in sich und Herzlichkeit und Stärke. Weil ich von meiner Mutter viel Liebe bekommen habe, wird mein Leben voller Stärke sein und werde ich auch Liebe weitergeben können. Das ist mein Grundthema des Lebens. Weil wir wissen, wieso wir leben wird es wichtig sein, dies auch den anderen Menschen mitteilen zu können. (Schär, S. 199, Z: 5ff.)
- 13.89 Ich habe eine wunderbare Mutter, die mich liebt, wie ich bin. Und ich kenne viele Menschen, die mich auch gern haben. Ich weiss, dass es wichtig ist, einen Menschen zu lieben, wie er ist. (Schär, S. 208, Z: 5ff.)
- 13.90 Weil wir nicht lernen, wütend und traurig zu sein, ersetzen wir diese Gefühle durch Mitleid gegenüber behinderten Menschen. Wenn ich solche Dinge spüre, erlebe ich auch wunderbare Seiten an ihnen. Es ist wie wenn eine Sonne durch die dunklen Regenwolken hervorblinzelt. Leider verschwindet sie manchmal wieder hinter den Wolken und es bleibt regnerisch. Ich werde solche Erfahrungen mein Leben lang weiter sammeln... (Schär, S. 208f., Z: 18ff.)
- 13.91 Wenn ich müde bin höre ich am liebsten beruhigende Musik wie zum Beispiel Mozarts Zauberflöte. Die habe ich auch schon an einer Konzertaufführung gesehen. Das war eine wunderbare Vorstellung mit einer beflügelnden Stimmung im Konzertsaal. Besonders der Papageno hat mir gefallen. Nach diesem Konzert sind meine Mutter und ich wirklich glücklich nach Hause gegangen. (Schär, S. 210f., Z: 30ff.)

- 13.92 Wichtig ist auch die Selbstbestimmung und geliebt zu werden, wie ich bin. Integration ist für mich lebenswichtig, weil ich mich sonst nicht als vollwertiger Mensch fühle. Grundsätzlich will ich selber bestimmen, was mich betrifft und selber weitergeben, was ich anderen mitteilen möchte. Wenn dies möglich ist, gewinne ich viel für mein Leben. (Schär, S. 219, Z: 13ff.)
- 13.93 Ich sehe nicht sehr klar, wie es in der Zukunft aussehen wird. Ich sehe keine Möglichkeit, mich selbstständig zu entwickeln, weil ich sehr stark von meinen Begleitern abhängig bin. Ich bin darum sehr deprimiert. (Schär, S. 220, Z: 21ff.)
- 13.94 Wie empfinde ich meinen Körper? Ich kenne mich nicht anders, also habe ich keinen Vergleich. Wenn ich mich mit anderen vergleiche, bin ich manchmal traurig, dass ich nicht tanzen oder ein Instrument (spielen) kann. (Schär, S. 221, Z: 3ff.)
- 13.95 Haare bedeuten für mich wirklich ein Gefühl von Wunderbarkeit und Schönheit. Ich habe sehr lange Haare und muss sie zum Glück nicht selber waschen. Ich trage meine Haare zu einem Zopf zusammengebunden. Er muss jeden Tag neu geflochten werden. Ich will nicht einfach meine Haare abschneiden müssen. (Schär, S. 229, Z: 15ff.)
- 13.96 Ich habe grosse Angst, dich zu enttäuschen. Weil du so stolz auf mich bist, weil ich aufs normale Gymnasium gehe. Ich habe Angst, zu versagen. Ich weiss, dass du mich nicht unter Druck setzen willst, aber mir ist es auch wichtig, dass du auf mich stolz sein kannst. (Schär, S. 258f., Z: 33ff.)
- 13.97 Ich denke aber oft, der Druck ist insgesamt zu gross für mich. Ich habe manchmal Angst, dass ich an dem ganzen Druck sterbe. Ich glaube nicht, dass es ein Zufall war, dass ich gerade am Schulbeginn so schlimm krank wurde. So dass ich selbst dachte, ich sterbe vielleicht. Und ich will noch lange leben. (Schär, S. 259, Z: 17ff.)
- 13.98 Ein halbes Jahr lang war ich sehr glücklich. Doch dann kamen die Probleme. Ich habe sie sehr geliebt, aber ich weiss nicht, ob das für sie auch so war. Sie hat mir versprochen mich einmal einzuladen, aber sie hat es nie getan. Sie wollte im Klassenlager auch nicht mit mir im Zimmer schlafen. (Schär, S. 261, Z: 5ff.)
- 13.99 Ich war deshalb sehr traurig. Sie wollte mich loshaben. Weil ich sie lieb hatte, wollte ich nicht, dass sie geht. Ich habe vorher noch nie mit jemandem so gut telepatieren können. Meistens kann ich Gedanken lesen, aber nicht bei allen Menschen. Ich habe deshalb geweint und wollte nicht mehr leben. Ich bin noch immer traurig, wenn ich daran denke, nun hoffe ich, dass ich wieder einmal jemanden finde, mit dem ich so gut telepatieren kann. (Schär, S. 261, Z: 10ff.)
- 13.100 Heute bin ich gut zwäg! Ich fühle mich wohl. Es ist ein Tag, wie die anderen Tage – ganz normal.-. Und es ist doch anders. Der Lippenstift schmeckt. Alles ist immer wieder anders. Ich will lernen! Ja! Immer wieder, ja. (Schär, S. 262, Z: 5ff.)
- 13.101 Seit 15 Jahren habe ich eine Lähmung, so dass ich nicht sprechen kann. Es geht mir deshalb immer wieder nicht gut, so dass ich weinen muss. Es ist sehr unangenehm, mich nicht mündlich mitteilen zu können. Es fällt mir schwer, dass ich so auf Hilfe angewiesen bin. Wegen dem bin ich nicht weniger intelligent. (Schär, S. 275, Z: 16ff.)

- 13.102 Zu gerne hätte ich getröstet, allein es war mir nicht möglich. Irgendetwas fehlte, war verloren gegangen: die Freude und die Hoffnung. Sie mussten erst mühsam gesucht und wiedergefunden werden. Und Strohhalme wie der oben erwähnte pflasterten nicht gerade meinen Weg. (Müller, S. 14f., Z: 28ff.)
- 13.103 Das Gute an der Epilepsie sind die absolut klaren, genialen Gedanken unmittelbar vor dem Krampf. In solchen Momenten meine ich, den Plan hinter den Dingen zu verstehen. Dieses Glück möchte ich nicht missen! Dafür nehme ich die Schmerzen in Kauf. Allerdings musste hierfür erst die lähmende, dämpfende Decke der Dauermedikation gelüftet werden, welche klare Gedanken konterkarierte. (Müller, S. 17., Z: 1ff.)
- 13.104 Inzwischen spornt Hannah mich zum Schreiben meiner Fantasiegeschichten an, rügt mich, wenn sich die Geschichte zu langsam entwickelt, und ist meine strengste Kritikerin. Wenn ich ihr zu laut bin, dann ernte ich nicht nur böse Blicke, sondern häufig auch einen Klaps. Es handelt sich eben um wahre Geschwisterliebe! Ich möchte sie nicht missen! (Müller, S. 22, Z: 11ff.)
- 13.105 Doch es ist schwer, in einer Sprache zu schreiben, die dem Stützer überhaupt nicht geläufig ist, oder Mathematikaufgaben zu lösen, die den Stützer in Panik versetzen, da sich seine Unsicherheit eins zu eins auf mich überträgt und mir die emotionale Stütze raubt. Solche Momente lähmen mich regelrecht und bewirken einen Rückzug in meine Welt. Ich weiß die Antwort, doch sie findet dann keinen Weg von mir in Eure Welt. Wie gesagt: Schreiben ist meine Brücke in Eure Welt, mein Tor zur Freiheit. Trotzdem schreibe ich nicht mit jedem. Da ist sie also wieder: meine autistische Sturheit. Über diesen Schatten konnte ich leider noch nicht springen. Das macht das tägliche Leben natürlich nicht einfacher, und Mama hat es zeitweise hart getroffen, gerade anfangs, als man ihr streckenweise nicht glaubte. (Müller, S. 39, Z: 30ff.)
- 13.106 Mittags berichtete ich Mama:
«Aufgeregt verbrachte ich sehr passiert schmerzhaft Zeit in der richtigen Schule. Die beiden Männer sagen in vielem sagenhaft sehr interessante Dinge und stellen viele Fragen. Finde sie sehr nett, kann nicht sagen, was sie von mir halten. Sage Ihnen bitte, dass es mir heute gar nicht gut ging, weil starke Zahnschmerzen mich geplagt haben. Ich bin sehr intensiv willig, leise zu sein und mitzumachen. Brauche bitte ihre Hilfe, gerne will ich ganz auf eine richtige Schule, baldmöglichst!!! Danke Raphael» (Müller, S. 46, Z: 27ff.)
- 13.107 Wie gesagt, das Gespräch war schwierig und zehrte an Mamas Nerven und meinen Hoffnungen. Dennoch durfte ich weiterhin die Grundschule besuchen, wenn auch nicht so vollständig, wie ich gehofft hatte. (Müller, S. 47, Z: 31ff.)
- 13.108 Sechs Wochen wurde ich zwangsbeurlaubt, die Höchststrafe in meinen Augen! Mama erklärte mir das positive Ansinnen der Schule und versuchte mir die Ruhepause so schmackhaft wie möglich zu machen. Bei jedem anderen Schüler wäre dies wohl ein Leichtes gewesen, aber ich bin nun einmal anders als andere Schüler, ich fühlte mich komplett missverstanden und war todunglücklich! Vor Langeweile wäre ich schier die Wände hochgekrabbelt, und Mama hatte große Mühe, ausreichend viele Bücher heranzuschaffen. Entsprechend unausgeglichen und

- frustriert war meine Laune, und mich quälte die Frage nach dem Warum. (Müller, S. 53, Z: 19ff.)
- 13.109 Leider wollte meine Schulbegleitung mich auf einmal nicht mehr stützen, so dass ich mich den Rest des Schuljahres nicht mehr aktiv beteiligen konnte. Das war echt bitter! Nun war ich wieder auf Ja/Nein-Antworten reduziert.
- Meine einzige Chance, mich einzubringen, waren die Hausaufgaben. Mit der Zeit stießen auch die anderen Kinder und die Lehrer an ihre Grenzen, weil ich immer nur fertige Texte mitbrachte, aber in der Schule kein Wort zu schreiben vermochte. Die Situation war hinderlich für die Kommunikation, das Verstehen und die Integration in die Klasse. Dabei sehnte ich mich so danach! (Müller, S. 55, Z: 9ff.)
- 13.110 Hart sind die Zeiten, da Stützer wegfallen und ich von Neuem beginnen muss. Bei jedem Wechsel meiner Begleitung stehe ich scheinbar vor einem Abgrund. Ein schwarzes Loch scheint allen Schreiberfolg zu schlucken, und der Abschiedsschmerz stellt alles auf «Reset». Jedes Mal mache ich mir Gedanken, ob es mit der neuen Begleitung auch wieder klappt. Das tut es in der Regel, wenn auch anfangs etwas holprig. Je besser wir uns kennen lernen, umso leichter wird auch das Schreiben. Vorausgesetzt, die Chemie stimmt. Mama hat das früh erkannt und mich in die Suche mit eingebunden. (Müller, S. 57, Z: 5ff.)
- 13.111 Es kann frustrierend sein, keine Noten zu bekommen. Ich weiß, dies würden nur wenige Schüler unterschreiben. Doch ich bleibe dabei: Wenn alle anderen Noten und damit ein unmittelbares Feedback ihrer Leistungen erhalten, dann kommt man sich seltsam und orientierungslos vor, wenn man, aus welchem Grund auch immer, ausgespart wird. Meine Befreiung von der Leistungspflicht sollte Stress rausnehmen aus der ungewöhnlichen Anwesenheit eines Schwerbehinderten in der Klasse des örtlichen Gymnasiums und eventuell besorgten Eltern meiner Klassenkameraden den Wind aus den Segeln nehmen. (Müller, S. 97, Z: 4ff.)
- 13.112 Langeweile bremst, und Motivation beschleunigt?! Ich wüsste zu gerne, wie man dies umkehrt, damit schmerzhafteste Momente nur kurz und glückliche Augenblicke ewig währen! Doch bis ich dieses Rätsel gelüftet habe, wird wohl noch einige Zeit verstreichen. (Müller, S. 106, Z: 28ff.)
- 13.113 Das bastardartige Gefühl des Ausgestoßenseins,
welches viele Behinderte und auch
anderweitig Leidgeprüfte ertragen müssen,
ist häufig kaum auszuhalten,
geht mitunter an die Substanz,
ist bisweilen katastrophal!
So mancher findet sich
am Rande des Abgrunds wieder,
der Verzweiflung nahe,
und der fassungslose Verstand
treibt sich selbst in den Wahn.
War das Gottes Plan?
Was bezweckt er mit solch «nutzlosem Leben»?

Warum hat er es uns gegeben
und dabei doch die Chance auf Normalität versagt?
Hört er es, wenn man sich beklagt?
Warum wird Erleichterung vertagt?
Birgt das Leiden einen Sinn?
Bringt es am Ende doch Gewinn? (Müller, S. 124f., Z: 27ff.)

- 13.114 Ich feiere jeden Tag,
an dem der Friede siegen mag,
mit Dankbarkeit und Freude,
ich fühl mich dann wie neu geboren
und zum Glück auserkoren! (Müller, S. 126, Z: 18ff.)
- 13.115 In keinem «mich-Lachen» [Raphael meint damit seine Lachanfälle. Der Verlag] nach lustigen Sachen steckt schlicht albernes Gekicher. Es gleicht wohl eher einem Gewitter voller intensiv-gedanklicher Kraft und Entspannung humoriger Energie. Chillosophierend gewonnene Schätze suchen sich glucksend einen Weg. Ich bin froh, dass dies geschieht, wenn auch häufig ohne ersichtlichen Anlass.
Diese plötzlich-unerwartete Freude kann für Verwirrung sorgen im Schulalltag und auch sonst. Doch grandiose Gedanken und Denkmuster müssen gefeiert werden, maximal! (Müller, S. 134, Z: 9ff.)
- 13.116 Vielleicht ahnen Sie es: Der Glaube an Jesus ist das, was mich hält mitten im Sturm. Er ist die Quelle meiner Hoffnung zu Beginn des Tunnels und der belohnende Lichtstrahl an dessen Ende. Ich wüsste nicht, wie ich die Einsamkeit in all dem Trubel ertragen sollte, wenn ich die Gemeinschaft mit Gott missen müsste. Denn nur wenige trauen sich, Freundschaft zu schließen mit einem Exoten wie mir, und menschliche Zuneigung hat nicht immer Bestand. (Müller, S. 138f., Z: 3ff.)

14 Herausforderungen

- 14.1 Ich konnte meine Hände nicht gebrauchen, und in der Lage, in der ich mich befand, konnte ich auch meine Füße nicht gebrauchen. So reckte ich mich weiter nach vorn, und, meine Stirn gegen einen der Wasserhähne pressend, drehte ich den Griff langsam mit meinem Kopf um, obgleich das ganz gehörig wehtat. Im nächsten Augenblick war der Hahn völlig geöffnet, das Wasser stürzte heraus und in die Wanne hinein. (Brown, S. 33, Z: 25ff.)
- 14.2 Ich wusste genau, dass ich, gleichgültig, wie ich äusserlich wirken mochte, gleichgültig, was ich den anderen vortäuschen oder wie ich mich selbst belügen mochte, niemals glücklich sein oder mit mir selber Frieden schliessen könnte, solange ich derart verkrüppelt war. (Brown, S. 102, Z: 19ff.)
- 14.3 Aber ich wusste damals, dass meine erste Aufgabe darin bestand, mich selber zu besiegen, und dass die wahre Schlacht erst begann. (Brown, S.127, Z: 5ff.)

- 14.4 Wenn ich niemals wirklich wie andere Menschen sein konnte, dann wollte ich wenigstens ich selber sein und das Beste aus mir herausholen. (Brown, S.139, Z: 31ff.)
- 14.5 Als Rosie sagte, dass sie mir das Sprechen beibringen könnte, wusste ich schon, dass Wörter mir nicht genügen würden. Ich wollte buchstabieren lernen. Aber wie sollte ich das Rosie mitteilen? Zwar freute ich mich, aber eine schnelle Verständigungsmöglichkeit war nicht das, was ich brauchte. Ich brauchte einen Weg, den Menschen zu zeigen, dass ich mehr wusste, als sie glaubten. (McDonald, S. 68, Z: 22ff.)
- 14.6 Da die Kinder ihren hausgemachten Humor auf Josephs Kosten erprobten, erlangte auch er dadurch, dass er in den Augen der anderen den Narren abgab, einige Vorteile. Er stellte sie lediglich auf die Probe: Sie sollten seine Sprache beurteilen. Gleichzeitig aber erforschte er ihren jugendlichen Mangel an Fantasie, indem er zuweilen nur ein Dideldumdei hervorstiess, wo sie Bedeutungen vermuteten, die traurigerweise durchaus auch ihren eigenen verletzten Gefühlen entsprachen. (Nolan, S.19, Z: 16ff.)
- 14.7 Dennoch schwankte er zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Erschöpft von der gewaltigen Aufgabe, nicht Eingeweihten gegenüberzutreten und sie zu überzeugen, gab er schliesslich nach. Er redete sich gut zu, sich nicht nur weiter zu ermüden, und beruhigte sich schliesslich. (Nolan, S. 32, Z: 20ff.)
- 14.8 Für den behinderten Jungen bestand das Leben aus einer unablässigen Folge von Herausforderungen. (Nolan, S. 47, Z: 25f.)
- 14.9 Joseph bedauerte, dass er gar nichts beitragen konnte, und bewunderte das Geschick der anderen. Geknickt fasste er den Beschluss: Eines Tages würde er auch etwas vorzuweisen haben. (Nolan, S. 51, Z: 32ff.)
- 14.10 Sobald er die Schwelle zu seinem Arbeitszimmer überschritten hatte, überfiel ihn wieder seine Körperstarre. Niemand vermochte ihm beizustehen, niemand lernte den Wortlaut seines Schlusssatzes kennen. Keiner konnte ihm zu Hilfe eilen ausser Gott, und der lag schon im tiefsten Schlummer. Wenn sich das Morgengrauen zu den Fenstern hereinstahl, schlichen die Meehans die Treppe hinauf ins Bett - ihr Sohn hatte die Nuss schliesslich doch noch geknackt, hatte seinen Körper bezwungen und seinen Aufsatz abgeschlossen. (Nolan, S. 208, Z: 23ff.)
- 14.11 Wir müssen uns wehren dafür, dass wir wie alle Menschen Verantwortung übernehmen können. Verantwortung für uns selbst, aber auch für die Umwelt und für andere Mitmenschen. (Schär, S. 199f., Z: 33ff.)
- 14.12 Wir müssen uns auch wehren, dass wir nicht übergangen, sondern wirklich ernst genommen werden. Wir müssen uns auch für Liebe und Verständnis wehren. Wir haben wie alle ein Recht darauf zu lieben und geliebt zu werden. Dies sind unsere Hauptanliegen, die es überall zu vertreten gilt und die alle Menschen etwas angehen! (Schär, S. 200, Z: 3ff.)
- 14.13 Wir sind Kämpferinnen für die Integration von Behinderten in der Welt der so genannt Nichtbehinderten und wünschen uns eine bessere Welt mit friedlichem Zusammenleben von

allen Erdbewohnerinnen. (Schär, S. 225, Z: 13ff.)

- 14.14 Bei einem dieser Termine wurde Mama gefragt, ob ich Spielsachen nach ihrer Farbe sortieren könne, was sie verneinen musste. Am nächsten Tag holte ich nur blaue Legosteine aus meiner Kiste, um zu zeigen, dass ich die Farben doch unterscheiden kann. Zu Mamas Leidwesen konnte ich mich aber nicht dazu durchringen, es auch denjenigen zu beweisen, die zuvor an mir gezweifelt hatten. Das ist bei mir so. Wer mir vertraut, erhält jede Menge Beweise. Wer nicht, der eben nicht. (Müller, S. 18f., Z: 31ff.)
- 14.15 Doch es hilft ja nichts: Ich muss Geduld lernen und diese lästigen Wartezeiten nutzen, so gut es geht. Dazu bleiben mir genau drei Möglichkeiten: beten, schlafen und nachdenken. Und so werden aus scheinbar unproduktiven Wartezeiten kleine kreative Inseln im Strom der dahinfließenden Zeit. Wenn alles anders ist als normal, wenn es ständig Sonderregelungen und Ausnahmen braucht, um den Alltag zu bewältigen, dann wird das sonst so selten geschätzte «Normale» zu etwas Besonderem. (Müller, S. 65, Z: 3ff.)
- 14.16 Je eingespielter unser Team und damit das Schreiben wurde, desto mutiger wagte ich mich auch an Kurzgeschichten, Essays und Artikel. (Müller, S. 81, Z: 16ff.)
- 14.17 Mama hatte mit ganz anderen, praktischen Themen zu kämpfen: Wie überhaupt zum Veranstaltungsort gelangen, wo einen Parkplatz finden, und wie kommt man mit dem Rollstuhl bitteschön in den ersten Stock?
Unsere Sorge war unbegründet, zwei freundliche Herren halfen uns die Stiegen hinauf, und ich wurde genauso nett behandelt wie die anderen Kinder. Nur der Weg vom Platz zur Bühne gestaltete sich mit dem Rollstuhl etwas schwierig, weil der Raum so voll war, dass die Leute auf dem Gang standen und den Weg versperrten. Ausgerüstet mit Urkunde und Fotos, konnten wir schließlich die Heimreise antreten. (Müller, S. 98, Z: 13ff.)

15 Hilfe

- 15.1 Obwohl ich in meinen natürlichen Verrichtungen sauber war, konnte ich mir nicht selber helfen, aber in dieser Hinsicht sorgte mein Vater für mich. (Brown, S. 16f., Z: 36ff.)
- 15.2 8.8 Dann packte er mich unter die Arme, hob mich ein wenig in die Höhe und warf mich mit einem Schwung in den Kanal!
Ich schnaufte, als ich das kalte, eisige Wasser über mich hinwegrieseln fühlte. Mein Gehirn wurde verwirrt; alles verschmolz zu einer einzigen verschwommenen Vorstellung von Wasser. Ich war eine Sekunde lang unter dem Wasser, kam nach oben, ging wieder unter, kam erneut an die Oberfläche und erwartete, zum drittenmal unterzugehen. Aber ich ging nicht unter. Statt dessen schlug ich wie rasend mit meinen Füßen aus, und das nächste, was ich begriff, war, dass ich ganz einfach dahinschwamm wie einer der weissen Schwäne weiter oben im Fluss. Ich machte immer noch kräftige Stöße mit meinen Füßen und segelte an der Oberfläche des Wassers weiter. Ich hörte schallendes Gelächter vom Ufer her, und wenige Augenblicke später schwamm Toni an meiner Seite. Er hielt meinen Arm und steuerte mich auf den Schleppegweg

- zu, wo Jim mich ans Ufer zog. Dort lag ich atemlos, aber triumphierend. (Brown, S. 48, Z: 14ff.)
- 15.3 Katriona Delahunt war auch eine grosse Hilfe. Sie sprach zu meinem jugendlichen Geist von so schönen und erhabenen Dingen, dass ich manchmal daran zweifelte, ob sie selber der Wirklichkeit angehörte, ob sie nicht eine liebliche Sinnestäuschung oder Erscheinung sei, die plötzlich entschwinden würde. (Brown, S. 79f, Z: 33ff.)
- 15.4 Alle zusammen halfen Joseph dabei, zu schwimmen und sich von der warmen Strömung treiben zu lassen.... Er glühte vor Vergnügen, als er dahinglitt, denn in ihren Händen fühlte er sich völlig entspannt und sicher. So kostete er dank ihrer Bemühungen von den Freuden der Gesunden. (Nolan, S. 105, Z: 22ff.)
- 15.5 Er atmete etwas leichter, sein Körper zitterte etwas weniger, er sass da, das Kinn auf Evas Hände gestützt. ... Süsse Gewissheit versüsste ihm den Augenblick. Ja, er konnte tippen, er konnte ungehindert die Tasten anstossen. (Nolan, S. 79, Z: 5ff.)
- 15.6 Er suchte einen Halt im Leben und machte seinen Freunden das ihre schwer. Seine reiherähnliche Wartestellung schien ihnen zwar nichts anzuhaben, aber wie Hekuba halfen sie ihm nach auf allen seinen steinigen Pfaden. Unfähig, seine gedämpfte Jugend gelenkig zu machen, schleppte er wie eine Nymphe im Nebel sein Knochengestell dahin und empfand ungeteilte Freude, wenn müde, aber bewährte Menschen ihm Hilfe anboten. (Nolan, S. 97, Z: 23ff.)
- 15.7 Dank der Hand, die in beruhigte und zurückhielt, vermochte Joseph seinen Namen zu buchstabieren. (Nolan, S. 115, Z: 20ff.)
- 15.8 ...«Ist dir nicht gut? Er nickte, doch. Was hätte er sonst tun sollen? Es war ihm bewusst, dass er seinen Altersgenossen mit ihren frischen Gesichtern allerhand zumutete, aber er konnte sie unmöglich um den Gefallen bitten, ihn auf die Toilette zu setzen. Schliesslich forderte er sie schon immer auf, für ihn zu sprechen, wenn er unter Druck stand. Er verliess sich darauf, dass sie ihn hierhin, dorthin und überallhin rollten. Er liess sie wissen, wie sehr er es schätzte, dass sie ihm die Nase putzten oder den Mund abwischten. Wenn sich seine Kinnmuskeln verkrampften und versehentlich seine fleischigen Backentaschen einquetschten oder seine nervig-lebhafte Zunge knebelten, bat er sie, seine Zähne auseinanderzuzwängen, welche wie ein Schraubstock klemmten, den er von selbst nur lockern konnte, wenn ein Krampf abgeklungen war oder er eine ängstliche Reflexbewegung machte. Und sie, die wunderbaren Mädchen und Jungen, gaben viel von sich und schmückten jeden seiner Tage mit treuer Sorge. (Nolan, S. 157f, Z: 31ff.)
- 15.9 ...; fast ausnahmslos scharten sie sich hier zusammen, rauchten und quasselten. Nur einer konnte nicht und wollte doch so gern. Die gesamte Gruppe versuchte ihm nachzuhelfen: Stephen steckte Joseph die glühende Zigarette in den Mund, aber es half nichts, mit seinen gefühllosen Lippen konnte er sie nicht festhalten. ... «Zieh doch! Verdammt noch mal, Joseph, kannst du denn nicht ziehen?». Er blickte zu Ihnen auf und lachte. (Nolan, S. 170, Z: 20ff.)
- 15.10 ... und Yvonne hatte zwar vor elf Uhr keine Vorlesung, war aber schon aufgestanden, weil sie ihren verkrüppelten Bruder zu seiner Sicherheit im Autositz festhalten musste, während Nora

- am Steuer sass. (Nolan, S. 212, Z: 3ff.)
- 15.11 Seine Eltern und seine Schwester wechselten sich darin ab, ihm die Bücher auf seiner Literaturliste vorzulesen; auf sein Geheiss unterstrichen sie wichtige Passagen und notierten sich die Seiten, die seine kritische Aufmerksamkeit beanspruchten. (Nolan, S. 212, Z: 23ff.)
- 15.12 Seit 15 Jahren habe ich eine Lähmung, so dass ich nicht sprechen kann. Es geht mir deshalb immer wieder nicht gut, so dass ich weinen muss. Es ist sehr unangenehm, mich nicht mündlich mitteilen zu können. Es fällt mir schwer, dass ich so auf Hilfe angewiesen bin. Wegen dem bin ich nicht weniger intelligent. (Schär, S. 275, Z: 16ff.)
- 15.13 Sprechen ist manchmal lebensnotwendig. Ich brauche Menschen, die mit mir schreiben, damit ich leben kann. (Schär, S. 282, Z: 21f.)
- 15.14 Der Mut. Es gibt viel zu selten Menschen, die mutig sind. Ich brauche aber solche Menschen, damit ich leben kann. (Schär, S. 283, Z: 19f.)
- 15.15 Meine Behinderung kann manchmal aber auch genau denjenigen helfen, die sich selber unsicher fühlen, weil sie dann sehen, dass es ihnen nämlich sehr gut geht. (Schär, S. 284, Z: 2ff.)
- 15.16 Gott sei Dank wohnen beide Großeltern bei uns am Ort und helfen, so gut es geht! Opa Heli ist leider vor zwei Jahren gestorben, doch die beiden Omas und Opa Stephan sind immer zur Stelle, wenn Mama Hilfe braucht, und opfern bereitwillig freie Abende, um uns zu hüten, da ich aufgrund meiner Epilepsie nicht allein bleiben kann. So können Mama und Papa auch mal etwas zusammen unternehmen. Mit meinen Großeltern verständige ich mich ebenfalls per Handzeichen. (Müller, S. 22, Z: 27ff.)
- 15.17 Es ist nicht leicht, wenn man auf Hilfe angewiesen ist und dabei noch nicht mal laut aussprechen kann, was man benötigt. Ich könnte ja antworten, aber man muss erst mal auf die Idee kommen, mich zu fragen. Meine Geduld wird oft auf eine harte Probe gestellt, und die der anderen auch. Da ich leider nicht mit jedem schreiben kann oder mir oft genug meine Spastik einen Strich durch die Rechnung macht, bleibt an manchen Tagen letztlich nur noch Gebrüll, was die Stimmung freilich nicht zu steigern vermag. (Müller, S. 56, Z: 23ff.)
- 15.18 SOS,
suche oberdringend verständnisvolle Begleitung in die Schule,
Hände, die mich stützen (FC),
eine freundliche Stimme, die für mich einspringt,
jemand, der mir mehr zutraut,
jemand, der keine Angst vorm Lernen hat und mir meine nimmt,
eine Person mit einem großen Herzen für autistische Wesen wie mich,
jemand, der mir vertraut und dem ich vertrauen kann.» (Müller, S. 57, Z: 19ff.)
- 15.19 Mama hatte mit ganz anderen, praktischen Themen zu kämpfen: Wie überhaupt zum Veranstaltungsort gelangen, wo einen Parkplatz finden, und wie kommt man mit dem Rollstuhl

bitteschön in den ersten Stock?

Unsere Sorge war unbegründet, zwei freundliche Herren halfen uns die Stiegen hinauf, und ich wurde genauso nett behandelt wie die anderen Kinder. Nur der Weg vom Platz zur Bühne gestaltete sich mit dem Rollstuhl etwas schwierig, weil der Raum so voll war, dass die Leute auf dem Gang standen und den Weg versperrten. Ausgerüstet mit Urkunde und Fotos, konnten wir schließlich die Heimreise antreten. (Müller, S. 98, Z: 13ff.)

- 15.20 Zwar gibt es inzwischen eine ganze Reihe von Hilfsmitteln, doch kaum einer kann sich alles leisten, was gut und sinnvoll wäre. Und die Krankenkassen müssen sparen. Mitunter dauert es Monate, bis man das bekommt, was man braucht. Ich musste zum Beispiel von Mai bis Mitte September auf einen neuen Rollstuhl warten und rieb mir inzwischen an dem zu klein gewordenen Exemplar mein linkes Schulterblatt wund. (Müller, S. 115, Z: 17ff.)

16 Institution

- 16.1 Alles schien hoffnungslos zu sein. Es sah aus, als sei die Behauptung meiner Verwandten, ich sei ein Idiot, dem nicht geholfen werden könne, berechtigt. Sie sprachen jetzt von einer Anstalt. «Niemals!» sagte meine Mutter beinahe heftig, als man ihr diesen Vorschlag machte. «Ich weiss, dass mein Sohn kein Idiot ist. Sein Körper ist zerrüttet, nicht sein Geist. Dessen bin ich gewiss.»
Gewiss? Innerlich jedoch betete sie zu Gott, er möge ihr einen Beweis für ihren Glauben geben. Sie wusste, dass Glauben eine Sache für sich, aber Beweisen ganz etwas anderes ist. (Brown, S. 16, Z: 27ff.)
- 16.2 In der Klinik ist es anders. Hier sind wir sozusagen «unter unseresgleichen». Wir sind von Menschen umgeben, die unter Gebrechen zu leiden haben, die den eigenen gleich und oft noch schlimmer sind, und wir sehen, dass unser altes «Anderssein» letzten Endes gar nicht so sehr anders ist. Nachdem wir uns für Ausgestossene gehalten haben, die anderen nur zur Last fallen, erkennen wir langsam, dass es Menschen gibt, die verstehen, - Menschen die ihr Leben der Aufgabe gewidmet haben, uns zu helfen und uns dahin zu führen, uns selber besser zu verstehen, so dass am Ende aus unserem Elend etwas Köstliches gewonnen wird. (Brown, S.158, Z: 23ff.)
- 16.3 Denn an der Klinik mitarbeiten heisst, auch zugleich in ihrem Geist eindringen, den Geist, der dieses Haus belebt und es wie eine Woge durchflutet, die von Auge zu Auge und von Herz zu Herz brandet, und dieser Geist heisst: Stolz, nicht Mitleid. (Brown, S.167, Z: 32ff.)
- 16.4 Ich kam als Dreijährige nach St. Nicholas. Das Hospital war der Mülleimer der Nation. Ganz kleine Kinder wurden für immer dort untergebracht. Ungeachtet ihrer geistigen Fähigkeiten. Waren sie missgebildet, entstellt oder behindert, so sollte die Welt sie nicht sehen und sich zu ihnen bekennen müssen. Wir wussten, wir hatten den Standardanforderungen für Babys nicht entsprochen. Und nun erwartete man von uns zu sterben. (McDonald, S.9, 10ff.)
- 16.5 Die Schwestern wussten nicht, was sie mit uns anfangen sollten; sie wussten nicht, dass wir

- Angst und Schmerzen empfinden konnten. Die Anstalt führte nicht Buch über gebrochene Herzen. (McDonald, S. 28, Z: 30ff.)
- 16.6 Meist wussten diese Kinder, dass sie nur auf Besuch waren und wieder gehen würden. Sie gehörten nicht richtig zu Station und fühlten sich uns Langzeitpatienten überlegen. (Wie üblich spreche ich nur von denen, die sich verständlich machen konnten - die meisten konnten das nicht.) (McDonald, S. 31, Z: 3)
- 16.7 Die Schwestern wurden davon abgehalten, die Kinder zu lieblosen. Wenn ein Kind weinte, wurde es «zu seinem eigenen besten» bestraft. So würde es lernen, sich damit abzufinden, dass es keine Liebe gab, und bald auch ohne glücklich sein. Die Strafe bestand darin, das weinende Kind in eine kleine, dunkle Vorratskammer zu sperren. (McDonald, S. 28f., Z: 34ff.)
- 16.8 St. Nicholas hiess nur Hospital, weil es in den Gebäuden der ehemaligen Kinderklinik untergebracht ist. Die waren natürlich nur deshalb für uns frei geworden, weil man sie als zu unsicher und für Kinder ungeeignet befunden hatte. (McDonald, S. 30, Z: 2ff.)
- 16.9 Wir waren alle in den Käfig unserer Einsamkeit verbannt. Unsere Lebenskraft sank. Wir wurden anfällig für Infektionen, was die Schwestern darin bestätigte, dass sie recht hatten, uns im Bett zu behalten. Und dann kamen Aussenstehende und lobten die Schwestern, weil sie uns so gut versorgten. (McDonald, S. 30, Z: 21)
- 16.10 Es dauerte ein bisschen, bis uns klar wurde, dass wir hier gar nicht behandelt wurden. Schliesslich erwartet man von einem Hospital, dass die Patienten auch anders als in Särgen entlassen werden. (McDonald, S. 30, Z: 35ff.)
- 16.11 Manche Kinder kamen nur für kurze Zeit zu uns: Merkwürdigerweise starben viele von ihnen. (McDonald, S. 31, Z: 1ff.)
- 16.12 Wir fanden Wege, uns untereinander zu verständigen. Normalerweise versuchten wir, jedes «Kurzzeit-Kind» aufzumuntern, indem wir herausstrichen, wie viel besser es ihm ging im Vergleich zu uns. Es konnte wohl nirgends schrecklicher sein als in St. Nicholas, aber draussen gab es anscheinend auch Probleme. (McDonald, S. 31, Z: 14)
- 16.13 Ob man starb, hing davon ab, wie man sich fühlte. Die Arbeit in psychiatrischen Einrichtungen zieht nicht gerade die besten Ärzte an, und Supervision gab es nicht. Die Patienten konnten sich nicht beschweren. Wer sterben wollte, hatte dazu jede Möglichkeit. Viele «Kurzzeitler» nutzten das. (McDonald, S. 31, Z: 24)
- 16.14 «Das Personal wechselt eben. Und es brachte mich doch sehr aus der Fassung, als ich verlassen wurde. Es war so schlimm, dass ich mir schwor, mir nie wieder zu erlauben, eine Schwester zu mögen. Kindern konnte man trauen, Erwachsenen nicht.» (McDonald, S. 41, Z: 14)
- 16.15 In St. Nicholas war es riskant, Freundschaften einzugehen, weil man nie wieder seine alte Station besuchen durfte, wenn man einmal verlegt worden war. Die Kinder wurden nach den Bedürfnissen des Personals auf die Stationen verteilt, und so konnte eine Freundschaft durch einen einzigen Federstrich für immer zerstört werden. (McDonald, S. 41, Z: 30)
- 16.16 Kinder, die aufgenommen wurden, bevor sie sprechen lernten, hörten Englisch nur von Menschen, die es selbst kaum sprechen konnten, denn die meisten Schwestern waren nicht

- aus Australien. Als wir nach St. Nicholas kamen, konnten wir in der fremden neuen Welt zunächst keinen einzigen Erwachsenen verstehen, bis wir Jugoslawisch lernten. So wurde Sprache ein Geheimnis, das uns von ihnen trennte. Eine Zeitlang verstand kein Kind einen Erwachsenen, und kein Erwachsener verstand ein Kind. Die Kinder lernten, die Erwachsenen nicht. Mein Sprechen wurde von einigen Kindern verstanden, aber nie von Erwachsenen. Wir konnten alle verstehen, aber niemand verstand uns. (McDonald, S. 169, Z: 21ff.)
- 16.17 Da die Erwachsenen uns nicht verstehen konnten, brachten sie uns zum Schweigen, wenn wir zu sprechen versuchten. Manchmal wurde ich geschlagen, weil ich mit anderen Kindern redete und die Schwestern dachten, dass ich grundlos schreie. Da immer Schwestern um uns herum waren, konnten wir selten miteinander sprechen. Reden wurde noch schwieriger, wenn die Schwestern uns aufregten, weil wir uns dann noch mehr verspannten, und Spannung ist ja das grösste Problem bei Zerebralparese. Manche Kinder hörten ganz auf zu reden. (McDonald, S. 169f., Z: 32ff.)
- 16.18 Ich konnte nicht glauben, dass ich wirklich fort gehen würde, als die Schwestern mir meine neuen Kleider anzogen. Keine sprach mit mir und sagte, was passiert war, aber ich hörte, wie sie erzählten, Rosie hätte gewonnen. Viele Schwestern glaubten es nicht. «Hipp, hipp hurra» sagte eine, «jetzt müssen wir sie nicht mehr füttern.» Niemand freute sich, dass ich gewonnen hatte. Es kam mir vor, als wartete ich stundenlang in dieser Unsicherheit, ob es auch wirklich wahr wäre. Als Rosie endlich auftauchte, war ich zu angespannt, um noch lächeln zu können. Niemand sagte «Auf Wiedersehen.» (McDonald, S. 224, Z: 16ff.)
- 16.19 Ich freue mich auf den Computer, weil dann Roland mein Lehrer wird. Und auf Smilys Besuch. Ich freue mich, dass meine Mutter zu mir hält und ich nicht in ein Heim muss. (Schär, S. 148, Z: 22ff.)
- 16.20 Was mir Lebenskraft gegeben hat, ist die Liebe meiner Mutter zu mir. Sie hat mich von Anfang an so angenommen, wie ich bin, und wollte mich nie in ein Heim geben. Das ist die Basis meiner Liebe, die ich empfangen und auch weitergeben kann. (Schär, S. 225, Z: 9ff.)
- 16.21 Meine Familie sind meine Mutter, meine Assistentinnen und ich. Meine Mutter arbeitet viel für mich. Ohne Lohn. Sie ist Psychologin, hat aber wegen mir keine Zeit, ihrem Beruf nachzugehen. Deshalb kann sie kein eigenes Geld verdienen. Sie könnte mich in ein Heim geben. Es gibt aber keine Heime mit Gymnasium in der Schweiz. (Schär, S. 245, Z: 20ff.)
- 16.22 Ein Heim würde die Versicherung und die Stadt Zürich, die für mich wegen eines Arztfehlers zahlen müssen, das Doppelte von dem kosten, was sie mir jetzt zahlen. Es ist also ein Vorteil für die Stadt Zürich, dass meine Mutter sich selbst um mich kümmert. Trotzdem ist die Stadt Zürich nicht bereit, meiner Mutter Lohn zu bezahlen. (Schär, S. 245, Z: 27ff.)
- 16.23 Ich will nicht in diese Schule (das Mathilde Escher Heim). Ich will wieder ins Gymnasium. Ich will nicht dumm werden. Ich mache die Prüfung. Ihr müsst mit mir lernen. Ich will mit dir (Mutter)

wohnen. (Schär, S. 281, Z: 30ff.)

17 Körper und Geist

- 17.1 Vier Jahre gingen dahin, ich war jetzt fünf Jahre alt und immer noch hilflos wie ein neugeborenes Kind. Während mein Vater arbeiten ging und durch Maurerarbeit unser täglich Brot verdiente, war Mutter damit beschäftigt, langsam, geduldig, einen Ziegel nach dem anderen von der Mauer niederzureissen, die sich zwischen mich und die anderen Kinder zu schieben schien, - langsam, geduldig durchdrang sie den dicken Vorhang, der vor meiner Seele hing, und sie von ihren Seelen trennte. Es war schwere, herzerreissende Arbeit, denn oft empfing sie als Erwidern von mir nichts weiter als nur ein unbestimmtes Lächeln und vielleicht ein schwaches Gurgeln. (Brown, S. 15, Z: 8ff.)
- 17.2 Alles schien hoffnungslos zu sein. Es sah aus, als sei die Behauptung meiner Verwandten, ich sei ein Idiot, dem nicht geholfen werden könne, berechtigt. Sie sprachen jetzt von einer Anstalt. «Niemals!» sagte meine Mutter beinahe heftig, als man ihr diesen Vorschlag machte. «Ich weiss, dass mein Sohn kein Idiot ist. Sein Körper ist zerrüttet, nicht sein Geist. Dessen bin ich gewiss.» (Brown, S. 16, Z: 19ff.)
- 17.3 Gewiss? Innerlich jedoch betete sie zu Gott, er möge ihr einen Beweis für ihren Glauben geben. Sie wusste, dass Glauben eine Sache für sich, aber Beweisen ganz etwas anderes ist. (Brown, S. 16, Z: 27ff.)
- 17.4 Ich hatte es geschafft! Dies war der Anfang, er sollte es meinem Geist ermöglichen, sich Ausdruck zu verleihen. Es ist wahr, ich konnte nicht mit meinen Lippen sprechen, aber jetzt wollte ich durch etwas sprechen, was länger währte als das gesprochene Wort - das geschriebene Wort. Jener eine Buchstabe, mit einem zerbrochenen Stück gelber Kreide, die zwischen meine Zehen geklemmt war, auf den Fussboden gekritzelt, war mein Weg in eine neue Welt, mein Schlüssel zur geistigen Freiheit. Es sollte eine Quelle der Entspannung für das verkrampte, steife Etwas werden, das ich war, das hinter einem schiefen Mund nach Ausdrucksfähigkeit lechzte. (Brown, S. 20f, Z: 30ff.)
- 17.5 Ich veränderte mich. Ich wusste es damals noch nicht, aber ich hatte einen Weg gefunden, wieder glücklich zu sein und einen Teil von dem, was mich unglücklich gemacht hatte, zu vergessen. Vor allem lernte ich, mich selber zu vergessen. Jetzt litt ich nicht mehr darunter, dass ich nicht mit meinen Brüdern ausfahren konnte, denn ich besass etwas, um meinen Geist zu beschäftigen. (Brown, S. 58, Z: 15ff.)
- 17.6 Bisher hatte ich nicht viel gelesen. Bücher traten in unserem Haus selten in Erscheinung. Brot wurde für wichtiger gehalten. Unsere Bäuche zu füllen, schien für uns wesentlich höher zu sein als der Versuch, den Geist mit Nahrung zu versorgen. Nun wimmelte es aber in meinem Kopf von zahllosen Vorstellungen, die ich mit meinen Farben und Pinsel nicht zum Ausdruck bringen konnte. (Brown, S. 84, Z: 19ff.)
- 17.7 Ich wusste genau, dass ich, gleichgültig, wie ich äusserlich wirken mochte, gleichgültig, was ich den anderen vortäuschen oder wie ich mich selbst belügen mochte, niemals glücklich sein oder

- mit mir selber Frieden schliessen könnte, solange ich derart verkrüppelt war. (Brown, S. 102, Z: 19ff.)
- 17.8 Ich fühlte jetzt, wie ich zu einer stärkeren, einer beharrlicheren Bewusstheit meiner eigenen Nöte heranreifte, und das war für mich allein schon Schmerz genug. Aber der Schmerz drang noch tiefer, als ich mir darüber hinaus noch der Unmöglichkeit bewusst wurde, einen einigermassen angemessenen Ausdruck für solche Nöte zu finden, als ich erkannte, dass, gleichgültig wie ich meine körperlichen Behinderungen mit der Zeit auch überwinden mochte, doch mein Leben, mein inneres, seelisch- geistiges Leben, das Leben, auf das es schliesslich und endlich allein ankam, niemals wirklich «normal» sein würde, niemals würde wirklich «normal» sein k ö n n e n . Ich würde nur immer stillliegen müssen, eingeschlossen in mein eigenes Innenleben, unterdrückt, anstatt zur Entfaltung gebracht. (Brown, S. 138f., Z: 25ff.)
- 17.9 Wir wussten nicht, wie normale Kinder waren, denn wir hatten nie welche gesehen. Worin hatten wir versagt? Unvorstellbar, dass in unseren hässlichen Körpern Geist und Seele wohnen sollten. Entscheidende Merkmale kennzeichneten uns als menschliche Wesen, aber das gab uns nicht das Recht, wie normale Kinder zu leben. Wir fielen ganz aus dem Rahmen der menschlichen Spezies. (McDonald, S.9, 17ff.)
- 17.10 Ich war ungeheuer erleichtert, dass da nun jemand war, der mehr sah als nur unsere Körper. Es gab also Menschen, die nicht glaubten, dass die geistige Entwicklung nur von den körperlichen Fähigkeiten abhängt. (McDonald, S. 41, Z: 18)
- 17.11 Ich verkam in St. Nicholas, bis ich durch Rosie erlebte, dass es Menschen gibt, die wissen, dass in unseren hilflosen Körpern Geist und Seele wohnen können, auch wenn Rosie nicht erkannte, dass manche von uns sogar normal intelligent waren. Aber allein das Gefühl, wenigstens als lebendiges Wesen betrachtet zu werden und nicht nur als dahinvegetierender Körper, war Grund genug zur Hoffnung. Die Spielgruppe bedeutete viel für uns, nicht nur, weil sie unsere Vorstellungswelt erweiterte, sondern auch, weil dort intelligente Kinder von allen Stationen zusammenkamen. Wir trafen Kinder, die kommunizieren konnten, und waren nicht mehr so allein, auch wenn es den anderen kein bisschen besser ging als uns. Vorher hatten wir ständig in der Angst gelebt, dass wir auf Stationen verlegt würden, wo keiner sprechen konnte. Wasserplanschen, Sandspielen und Fingermalen waren neue Lustbarkeiten für uns - solche Babyspiele sind sonst nicht attraktiv für Teenager, aber für uns war dieser Kindergarten die einzige Spielmöglichkeit und die einzige Schule, die wir je hatten. (McDonald, S. 49, Z: 5ff.)
- 17.12 Mit dem Herz und mit dem Geist. (→merken wer mich mag) (Schär, S. 174, Z: 25ff.)
- 17.13 Musik beflügelt die Seelen und setzt gute Energien frei. Besonders Mozartstücke haben eine unglaubliche Wirkung auf die Seelen der Menschen. Sie ist so komponiert, dass wir wirklich in uns die guten Kräfte spüren. Was genau so wirkt, weiss ich nicht. Leider habe ich die Musiktheorie noch nicht gelernt. Aber es interessiert mich sehr, wie Musik geschrieben wird. Deshalb freue ich mich auch auf den Musikunterricht in der Schule. (Schär, S. 210, Z: 14ff.)

- 17.14 Ich habe das Pech oder das Glück, dass mein Körper oder meine Seele sich ausdrücken ohne mich zu fragen. Ich kann meine Seele nicht ignorieren. Ich will es auch gar nicht. (Schär, S. 260, Z: 2ff.)
- 17.15 Hart waren die jährlichen Untersuchungstermine im BBZ der Hessing Stiftung in Augsburg, wo man mich und meine Entwicklung mit Argusaugen betrachtete und analysierte. Da man der festen Überzeugung war, die motorische Entwicklung gehe mit der kognitiven Hand in Hand, durfte ich in der Ecke sitzen und spielen, während man Mama mit einer Hiobsbotschaft nach der anderen konfrontierte, nicht ahnend, dass ich doch zuhörte und verstand. (Müller, S. 18, Z: 19ff.)
- 17.16 Häufig genug macht mir diese Reizüberflutung zu schaffen. Meine Sinne möchten wohl wettmachen, was mein Körper zu leisten nicht imstande ist, und laufen auf Hochtouren. Wenn es zu viel wird, dann blende ich ganz gezielt optische Signale aus und konzentriere mich auf die akustischen. (Müller, S. 29, Z: 25ff.)
- 17.17 Sie fragen sich nun womöglich, was sich denn hinter dem Begriff «chillosophieren» verbirgt. Dies ist meine Bezeichnung für denkend auf der Couch gechillte Stunden. Sie dürfen sich gerne aussuchen, ob ich nun beim Chillen philosophiere oder aber beim Philosophieren chille. Beides trifft zu! (Müller, S. 134, Z: 19ff.)

18 Kommunikation

- 18.1 Ich war einsam, in einer mir eigenen Welt gefangen, unfähig mit anderen in Verbindung zu treten, abgeschnitten, abgesondert von Ihnen, als stünde eine gläserne Wand zwischen meinem und ihrem Dasein, die mich von ihrer Lebenssphäre und ihren Betätigungen ausschloss. Ich sehnte mich danach, umherzulaufen und mit den anderen zu spielen, aber ich war ausser Stande meine Versklavung abzuschütteln. (Brown, S. 17, Z: 8ff.)
- 18.2 Ich hatte es geschafft! Dies war der Anfang, er sollte es meinem Geist ermöglichen, sich Ausdruck zu verleihen. Es ist wahr, ich konnte nicht mit meinen Lippen sprechen, aber jetzt wollte ich durch etwas sprechen, was länger währte als das gesprochene Wort - das geschriebene Wort. Jener eine Buchstabe, mit einem zerbrochenen Stück gelber Kreide, die zwischen meine Zehen geklemmt war, auf den Fussboden gekritzelt, war mein Weg in eine neue Welt, mein Schlüssel zur geistigen Freiheit. Es sollte eine Quelle der Entspannung für das verkrampte, steife Etwas werden, das ich war, das hinter einem schiefen Mund nach Ausdrucksfähigkeit lechzte. (Brown, S. 20f, Z: 30ff.)
- 18.3 Ich konnte immer noch nicht deutlich sprechen, aber ich hatte mir jetzt eine Art grunzende Sprache angeeignet, welche die Familie mehr oder weniger gut verstand. Wenn immer ich in Schwierigkeiten geriet und sie nicht verstehen konnten, was ich sagte, zeigte ich auf den Fussboden und schrieb dort die Worte mit meinem linken Fuss nieder. Wenn ich nicht wusste, wie die Worte, die ich schreiben wollte, geschrieben wurden, geriet ich in Wut und grunzte infolgedessen nur noch unzusammenhängender. (Brown, S. 23, Z: 31ff.)

- 18.4 Im Laufe der Zeit begann ich, mich in jeder Beziehung mehr und mehr auf meinen linken Fuss zu verlassen. Er war mein einziger Vermittler, um mich der Familie verständlich zu machen. Er wurde mir ganz langsam unentbehrlich. Ich lernte, wie ich mit seiner Hilfe einige der Schranken, die hindernd zwischen mir und den anderen daheim standen, niederreißen konnte. Er war der einzige Schlüssel zur Tür des Gefängnisses, in dem ich mich befand. (Brown, S. 24, Z: 19ff.)
- 18.5 Da sah ich meine Chance. Meine Schachtel Bleisoldaten mit meinem Fuss zu ihm hinüberschiebend, bat ich ihn mit Grunztönen, auf einen «Handel» einzugehen. Ich wollte meine Soldaten gegen seine Farben eintauschen. (Brown, S. 56, Z: 22ff.)
- 18.6 Diesmal gab es kein Schwitzen oder Zittern. Ich machte es ganz ruhig. Ich hielt jetzt einen Pinsel, kein abgebrochenes Stück Kreide. Aber es war von gleicher Bedeutung - ich hatte eine neue Möglichkeit entdeckt, mit der Aussenwelt in Verbindung zu treten, eine neue Möglichkeit, mittels meines linken Fusses zu sprechen. (Brown, S. 57, Z: 30ff.)
- 18.7 Ich konnte immer noch nicht sprechen, aber, wie dem auch sei, das Reden schien nicht so furchtbar wichtig zu sein, wenn ich mit meiner neuen Freundin zusammen war. Wie schienen eine nur uns verständliche seltsame und unbewusste Sprache zu sprechen, wir konnten einander auf eine eigentümliche Art verstehen, ohne uns bewusst durch Worte zu verständigen. Ich wusste damals nichts von Telepathie. Aber ich glaube ohnehin nicht, dass diese Bezeichnung für unsere Art der Verständigung, durch die ich mich mit Miss Delahunt unterhalten konnte, ohne auch nur grunzen zu müssen, zutreffend wäre. (Brown, S. 62f., Z: 32ff.)
- 18.8 Dreizehn – und immer noch ganz und gar der kleine Künstler, der den Weg zu sich selber noch nicht gefunden hatte und auch seine eigenen Fähigkeiten noch nicht genügend beurteilen konnte, um sie zu gebrauchen. Malen bedeutete jetzt alles für mich. Durch meine Malerei lernte ich, mich auf mannigfaltige Weise auszudrücken. Durch sie konnte ich alles, was ich sah und fühlte, deutlich machen, alles, was in meiner Seele vorging, die in meinem nutzlosen Körper wohnte wie ein Gefangener in einer Zelle, und in eine Welt hinausschauen, die für mich noch nicht Wirklichkeit geworden war. Ich sah mehr mit meinem Geist als mit meinen Augen. (Brown, S. 68, Z: 28ff.)
- 18.9 «Guten Tag, Christy - geht's gut?» fragte sie mich in halb fröhlichem, halb besänftigendem Ton. «Ja, ja, schon gut, rege dich nicht auf», sagte sie beschwichtigend, als ich mich bemühte, etwas zu äussern. Dafür hasste ich sie beinahe. (Brown, S. 77, Z: 22ff.)
- 18.10 Um meine Sprache war es schlecht bestellt, sie klang sonderbar und war nur ein Stammeln, aber ich brauchte keine Worte, um Mutter wissen zu lassen, was in mir vorging. Ich glaube, sie konnte beinahe meine Gedanken lesen. Es bestand ein gewisses merkwürdiges, fast unheimliches Bindeglied zwischen uns; es konnte geschehen, dass der eine vor Schmerz zusammenzuckte, wenn der andere einen Schmerz fühlte, so wie zwei abgehackte Glieder einer Spinne sich bewegen und zappeln, solange in einem von ihnen noch Leben ist, selbst wenn sie meilenweit voneinander entfernt sind. (Brown, S. 78, Z: 12ff.)
- 18.11 Aber jetzt war sogar das Malen anders geworden, ebenso wie auch sonst alles. Es konnte mich nicht mehr befriedigen. Ich malte noch g e r n , aber ich hatte aufgehört, das Malen zu

- I i e b e n . Es lebte etwas in mir, eine neue Tatkraft, ein neues Bedürfnis, etwas, was sich nicht zum Ausdruck bringen liess, indem ich einfach leuchtendes Rot und Gelb und düsteres Braun aufs Papier setzte und zu einem Bild zusammenfügte. Ich brauchte mehr zusätzliche Werkzeuge, um mich verständlich zu machen. Mein Geist war gewachsen und der Spielraum meiner Malkunst war zu einem winzigen Pünktchen zusammengeschrumpft. Ich wurde jeden Tag verzweifelter. Mit meinen Lippen konnte ich nicht sprechen, und jetzt erkannte ich, dass ich auch nicht durch die Malerei sprechen konnte; mir war als ersticke ich langsam. (Brown, S. 80, Z: 16ff.)
- 18.12 Als ich zum erstenmal gelernt hatte, mit meinen Zehen zu schreiben, war ich fünf Jahre alt gewesen, aber ich hatte beinahe bis zu meinem siebzehnten Lebensjahr warten müssen, ehe mir klar wurde, dass mir das Schreiben den Schlüssel zu einer neuen Lebensform schenken könnte, dass ich mit seiner Hilfe in neue Gedankenbereiche vordringen und mir eine Welt aufbauen könnte, in der es mir möglich sein würde, allein, unabhängig von anderen zu leben. Genau so wie Peter und die anderen ihre Häuser aus Ziegeln aufbauten, konnte ich nun - nicht nur ein Haus - nein, eine ganze Welt konnte ich aufbauen, die mir allein gehörte, keine Welt aus Ziegelsteinen und Mörtel, sondern eine grossartige neue Welt der Begriffe und Gedanken. Von nun an wurde Schreiben das einzige, dem mein ganzes Interesse galt. (Brown, S. 85, Z: 13ff.)
- 18.13 Aber was ich auch tat, wohin ich mich auch wandte, immer fühlte ich mich einsam und ruhelos. Es war, als lebte ich in Ketten. Je mehr mein Geist sich entwickelte, um so deutlicher wurde er sich meines Körpers bewusst, so dass schon allein das Wissen um seine Unzulänglichkeit genügte, um ein beinahe körperliches Schmerzgefühl in mir hervorzurufen. So etwas wie einen n e u e n Tag gab es in meinem Leben nicht - jeder Tag war nur eine Wiederholung des vergangenen Tages, ohne eine Veränderung oder die Hoffnung auf eine Veränderung. (Brown, S. 87, Z: 5ff.)
- 18.14 Wenn Peter oder Paddy sprachen, kamen die Worte deutlich hervor; man verstand, was sie sagten. Wenn i c h sprach, war alles, was hervorkam, nur seltsame, verworrene Geräusche. Meine Brüder konnten ihre Hände ohne jede Mühe gebrauchen, aber wenn ich versuchte, die meinen zu gebrauchen, flogen sie hin und her. Sie waren für mich nutzlos. Sie waren nur Klumpen von sich windendem Fleisch. (Brown, S. 101f., Z: 33ff.)
- 18.15 Ich konnte nicht sprechen, deshalb konnte ich ihm nicht antworten. Ich konnte nur gaffen. Aber er musste die Botschaft in meinen Augen gelesen haben, denn er stand befriedigt auf, kam zu mir herüber, legte seinen Arm um meine Schulter und sagte:
«Gut! Wir werden morgen anfangen.» (Brown, S. 106, Z: 14ff.)
- 18.16 Als ich an jenem Tage nach Hause kam, umdrängte mich die ganze Familie, alle wollten wissen, wie es in der Klinik zuging. Aber ich konnte nichts sagen, denn ich hatte etwas gesehen und etwas empfunden, was sich mit Worten nicht beschreiben liess. (Brown, S.131f, Z: 36ff.)
- 18.17 Auf diese Weise hatte ich einen Weg gefunden, eines der grössten Hindernisse aus dem Weg zu räumen, wenn nicht d a s g r ö s s t e Hindernis, das zwischen mir und anderen Menschen aufgerichtet stand - das grosse Hindernis meiner unverständlichen Sprache. Was ich mit meinem Leben nicht zu sagen vermochte, würde sich auf Papier zum Ausdruck bringen.

(Brown, S.137, Z: 20ff.)

- 18.18 Mein Leiden war letzten Endes nicht «unheilbar». Aber etwas anderes war nicht zu bessern - das Fehlen einer wirklich «normalen» menschlichen Verständigung und Verbundenheit. Gleichgültig, wie weit ich meines Gebrechens Herr werden mochte, niemals würde ich ein normales Individuum sein, das ein normales Leben führt. Der alte «Unterschied» würde immer bestehen bleiben. Ich sehnte mich so verzweifelt danach, zu lieben und geliebt zu werden, aber...(Brown, S.139, Z: 13ff.)
- 18.19 Ich hatte das verzweifelte Verlangen, etwas zu sagen, nicht nur zu meiner Familie, nicht nur zu meinen Freunden, sondern am liebsten zu jedem einzelnen Menschen, zur Welt in ihrer Gesamtheit. Es rührte sich in mir, ich verspürte einen inneren Drang, etwas auszusagen, und ich wollte, dass es den Weg aus mir herausfinde, dass ich es anderen mitteilen und es ihnen verständlich machen könne. (Brown, S.141, Z: 1ff.)
- 18.20 Aber - wie konnte ich das, was ich sagen wollte, zum Ausdruck bringen, das, von dem ich wollte, dass jeder es wisse? Meine Hände waren völlig unbrauchbar; sie waren immer noch verkrüppelt und widerspenstig, immer noch unfähig, etwas zu greifen oder festzuhalten. Auch meine Lippen konnten die Gedanken nicht aussprechen, die durch meinen Geist wirbelten wie Schwärme von ungeduldigen Bienen, denn ich war immer noch nicht imstande, ausserhalb meines Familienkreises eine verständliche Sprache zu sprechen, so dass ich im Allgemeinen immer noch stumm, immer noch zu einem brütenden Schweigen verdammt war. (Brown, S.141f., Z: 27ff.)
- 18.21 Bei meinem Bemühen, mit den Menschen eine natürliche Verbindung aufzunehmen, ist meine grunzende Sprechweise immer eines der grössten Hindernisse gewesen. Sie ist die eine Seite meines Gebrechens gewesen, die mir die bitterste Pein bereitete, denn ohne Sprache ist man praktisch verloren, von den anderen Menschen durch einen Vorhang getrennt, man bleibt zurück mit dem Wunsch, Millionen Dinge zu sagen, und dann kann man gar nichts sagen. (Brown, S.163, Z: 10ff.)
- 18.22 Schreiben ist sehr gut, aber es gibt Gemütsbewegungen, die sich nicht mitteilen lassen, die nicht durch das geschriebene Wort allein wirklich «empfunden» werden können. Schreiben mag Unsterblichkeit bedeuten, aber es kann die Kluft zwischen zwei menschlichen Wesen nicht so überbrücken, wie die Stimme es vermag. (Brown, S.163, Z: 18ff.)
- 18.23 Ich weiss, dass ich niemals ein vollwertiges, gesundes Leben in der menschlichen Gesellschaft führen kann, wenn ich nicht so sprechen kann, dass andere mich verstehen, und um dieses Ziel zu erreichen, muss ich schwer arbeiten und lange üben. (Brown, S.166f., Z: 35ff.)
- 18.24 Ich wurde tatsächlich so sicher, dass ich ganz frei zu sprechen begann und manchmal sogar richtig geschwätzig wurde. (Brown, S.173, Z: 27ff.)
- 18.25 Mit 16 Jahren war ich noch unfähig, mich mit Erwachsenen zu verständigen, denn ich bin eine schwerbehinderte Athetotikerin. (McDonald, S. 28, Z: 11)
- 18.26 Dann lernte ich, mich mit einer Alphabettafel verständlich zu machen: ich deutete auf die einzelnen Buchstaben und buchstabierte damit Sätze. So habe ich auch meinen Beitrag zu

- diesem Buch geschrieben. (McDonald, S. 28, Z: 17ff)
- 18.27 Für die spastisch gelähmten Kinder war das Liegen eine Katastrophe. Ihre Krämpfe wurden im Liegen schlimmer als im Sitzen, sie konnten weniger klar sprechen, sich schlechter durch Gesten verständlich machen, jede Interaktionsmöglichkeit wurde Ihnen genommen. (McDonald, S. 30, Z: 17ff.)
- 18.28 Wir fanden Wege, uns untereinander zu verständigen. Normalerweise versuchten wir, jedes «Kurzzeit-Kind» aufzumuntern, indem wir herausstrichen, wie viel besser es ihnen gehe im Vergleich zu uns. (McDonald, S. 31, Z: 14ff.)
- 18.29 Die meisten «Kurzzeitler» waren sehr schwer körperbehindert. Diejenigen, die sprechen konnten, waren unglücklich, weil keiner sie verstand und sie niemanden hatten, mit dem sie reden konnten. Wir hatten wenigstens uns. Manche Kinder wollten uns helfen, aber auch für sie war es so schwierig, sich anderen verständlich zu machen. (McDonald, S. 31, Z: 18ff.)
- 18.30 Wenn ich an die Zeit vor Rosie zurückdenke, wird mir ganz elend. Sie war der erste normale Mensch, der wirklich mit uns sprach - und daran glaubte, dass so schwer Behinderte wie wir sie auch verstanden. (McDonald, S. 40, Z: 20ff.)
- 18.31 Als Rosie mir vorschlug, die Zunge für «Ja» und «Nein» zu benutzen, war ich wahnsinnig aufgeregt: Zum erstenmal in meinem Leben konnte ich ein bisschen selbst bestimmen, was mit mir geschah! Nie zuvor hatte irgend jemand auch nur versucht herauszufinden, ob wir vielleicht etwas verstehen könnten. (McDonald, S. 41, Z: 22ff.)
- 18.32 Als Rosie sagte, dass sie mir das Sprechen beibringen könnte, wusste ich schon, dass Wörter mir nicht genügen würden. Ich wollte buchstabieren lernen. Aber wie sollte ich das Rosie mitteilen? Zwar freute ich mich, aber eine schnelle Verständigungsmöglichkeit war nicht das, was ich brauchte. Ich brauchte einen Weg, den Menschen zu zeigen, dass ich mehr wusste, als sie glaubten. (McDonald, S. 68, Z: 22ff.)
- 18.33 Die Kreise benutzte ich vor allem, um meinen Intelligenzquotienten zu beweisen- ansonsten brachten sie mir wenig, was nicht auch mit Ja-Nein-Antworten zu erreichen gewesen wäre. Ich wäre explodiert, wenn Rosie nicht bald zu Wörtern übergegangen wäre. Mit den Wort-Klötzen konnte ich wenigstens zeigen, dass ich Sätze bilden konnte. Mit den Klötzen konnte ich mich eigenständig äussern, wenn auch bei der vorgegebenen Auswahl der Wörter nur in begrenztem Rahmen. (McDonald, S. 77, Z: 13ff.)
- 18.34 Ich war verblüfft, wie schnell das Buchstabieren kam, nachdem ich mit den Kreisen angefangen hatte. Rosie war eine gute Beobachterin. Als sie sah, wie leicht ich mit den Kreisen zurechtkam, ging sie in Windeseile zu Wörtern über. Aber dabei hätte sie es dann belassen können. Es überraschte mich, dass sie die Wort-Klötze immer wieder mischte. Wer mit einem Kind arbeitet, das er als mehr oder weniger geistig behindert einschätzt, würde doch die Positionen konstant halten? (McDonald, S. 81f., Z: 35ff.)
- 18.35 Als ich noch ganz vom Verkehr mit der Aussenwelt abgeschnitten war, habe ich oft über Verständigungsmöglichkeiten nachgedacht. Es schien mir immer besser, Buchstaben zu benutzen als Symbole oder Wörter. Als Rosie sagte, dass sie mich Bilder oder Symbole lehren wollte, hatte ich Angst, dass es dabei bleiben würde. Ich gab mir so grosse Mühe, weil das

- meine einzige Möglichkeit war, ihr zu zeigen, dass ich klüger war, als sie dachte. Zum Glück habe ich ein gutes visuelles Gedächtnis und konnte schnell Wörter lernen. (McDonald, S. 82, Z: 21ff.)
- 18.36 Jemand anders muss den Sprung auf eine neue Ebene der Verständigung mit dem behinderten Menschen tun, denn der Sprachlose selbst kann es nicht. Unterlassung ist keine Sünde. Aber die Unterlassung, den Zweifel zu Gunsten des behinderten Menschen sprechen zu lassen, ist ein Verbrechen. (McDonald, S. 82, Z: 29ff.)
- 18.37 Ich brauchte damals länger, um eine Seite zu lesen, als heute, aber lesen konnte ich schon alles. Manche weniger gebräuchlichen Wörter musste ich mir noch zusammenreimen; aber jedes Wort, das ich jemals gehört hatte, konnte ich auch lesen. (McDonald, S. 109, Z: 30ff.)
- 18.38 Jean Melzer war die erste Besucherin, die mich buchstabieren sah. Es war toll, ihr erzählen zu können, dass ich das Interview mit ihr gehört hatte. Sie hatte keine Zweifel, dass ich kommunizierte, wohl auch deshalb, weil Rosie so verlegen war. (McDonald, S. 116, Z: 22ff.)
- 18.39 Kommunikation ist das Wichtigste beim Buchstabieren. Es sollte nicht als Test oder zu Vorfürzwecken benutzt werden. Stellen Sie sich vor, sie dürften nur einen einzigen Satz in der Woche äussern und müssten dann diesen Satz darauf verwenden, irgendeine dumme Frage, zum Beispiel ob Sie in St. Nicholas wohnen, zu beantworten! Wenn Rosie alle ihre Zeit auf Tests verwendet hätte, wären wir nie dazu gekommen, das Buchstabieren für unsere eigene Kommunikation zu nutzen. Es ist sehr leicht, die Persönlichkeit eines sprachunfähigen Menschen zu zerstören. Man braucht ihm nur die Möglichkeit zu nehmen, frei zu kommunizieren. (McDonald, S. 142, Z: 15ff.)
- 18.40 Zum Sprechen braucht man eine gute Koordination, ich meine, zum willkürlichen Sprechen. Manchmal sage ich etwas, ohne es bewusst zu versuchen, und es kommt klarer heraus, als wenn ich mir grosse Mühe gegeben hätte. Wenn ich sprechen könnte, ohne zu denken, könnte ich deutlich sprechen. (McDonald, S. 153, Z: 26ff.)
- 18.41 Wir Kinder sprachen eine Mischung aus Jugoslawisch und Englisch, die wir später Yuggisch nannten. Unsere Kommunikation war sehr langsam, weil wir vieles oft wiederholen mussten. Feinere Nuancen waren unmöglich. Wir mussten einander sehen, um uns zu verstehen, denn man konnte viel aus dem Gesichtsausdruck des anderen ablesen. Wir alle benutzten unsere Mimik, um Bedeutungen klarer zu machen. (McDonald, S. 169, Z: 14ff.)
- 18.42 Kinder, die aufgenommen wurden, bevor sie sprechen lernten, hörten Englisch nur von Menschen, die es selbst kaum sprechen konnten, denn die meisten Schwestern waren nicht aus Australien. Als wir nach St. Nicholas kamen, konnten wir in der fremden neuen Welt zunächst keinen einzigen Erwachsenen verstehen, bis wir Jugoslawisch lernten. So wurde Sprache ein Geheimnis, das uns von ihnen trennte. Eine Zeitlang verstand kein Kind einen Erwachsenen, und kein Erwachsener verstand ein Kind. Die Kinder lernten, die Erwachsenen nicht. Mein Sprechen wurde von einigen Kindern verstanden, aber nie von Erwachsenen. Wir konnten alle verstehen, aber niemand verstand uns. (McDonald, S. 169, Z: 21ff.)
- 18.43 Da die Erwachsenen uns nicht verstehen konnten, brachten sie uns zum Schweigen, wenn wir zu sprechen versuchten. Manchmal wurde ich geschlagen, weil ich mit anderen Kindern redete

- und die Schwestern dachten, dass ich grundlos schreie. Da immer Schwestern um uns herum waren, konnten wir selten miteinander sprechen. Reden wurde noch schwieriger, wenn die Schwestern uns aufregten, weil wir uns dann noch mehr verspannten, und Spannung ist ja das grösste Problem bei Zerebralparese. Manche Kinder hörten ganz auf zu reden. (McDonald, S. 169f., Z: 32ff.)
- 18.44 Bevor Rosemary Crossley kam, wussten wir nicht, dass auch Nicht-Behinderte sich mit uns unterhalten können. Langsam begannen sich steife Arme zu regen, um die Zungen zu unterstützen. Das machte die Stimmen weniger wichtig und bedeutete für sprachunfähige Kinder, dass sie trotzdem kommunizieren konnten. Unsere Methode bestand darin, Fragen durch Handzeichen zu beantworten. Wir fragten ein Kind, ob es etwas sagen wollte, und wenn es Ja-Zeichen gab, stellten wir Fragen, bis wir wussten, worum es ging. Dann fragten wir so weiter, bis wir das Richtige geraten hatten. Wir hatten nur für oberflächliche Fragen Zeit, da ich Ewigkeiten brauchte, um Fragen zu stellen. Ich sprach so langsam und musste mich so oft wiederholen, bis ich verstanden wurde. Diese Art Interview endete, mit dem zu Bett gehen, denn wegen der Wandschirme konnten wir uns nicht mehr durch Gesten verständigen. (McDonald, S. 170, Z: 4ff.)
- 18.45 Ich versuchte auch, den anderen etwas beizubringen. Als Rosie mich das buchstabieren lehrte, versuchte ich es weiterzugeben. (McDonald, S. 170, Z: 19ff.)
- 18.46 Ich erzählte Rosie nichts von unserer Sprache, weil ich dachte, sie würde es nicht glauben. Für normale Menschen ist es selbstverständlich, dass jemand, den sie selbst nicht verstehen, auch von niemand anderem verstanden werden kann. Ausserdem kenne ich niemanden, der die Sprache Behinderter so schlecht versteht wie Rosie. (McDonald, S. 170, Z: 21ff.)
- 18.47 Es ist ein gewaltiger Sprung vom Fussboden in St. Nicholas bis zur Konversation mit einem Staatsminister - mir fehlt die Strecke dazwischen. (McDonald, S. 245, Z: 9ff.)
- 18.48 Er grientete und gluckste und bettelte um mehr. (Nolan, S.17, Z: 25)
- 18.49 Um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, strampelte er wie wild auf der Fussstütze seines Rollstuhls. ... Er strampelte noch wilder und steigerte sich zu einem grossartigen Crescendo; zugleich behielt er sorgsam ihr Gesicht im Auge. ... da fing Joseph ihren Blick auf und dirigierte ihre Augen mit den seinigen auf seinen platten Reifen. Er wiederholte den Gleitflug seiner Augen, bis sie zu ihm ging, sich vor ihm aufstellte und ihm tief in die Augen sah. Er zog ihren Blick nach unten auf seine Räder. ... Er nickte sein verwundetes Nicken, ... (Nolan, S.19f., Z: 34ff.)
- 18.50 Joseph grinste und signalisierte ein Ja, indem er schweigend den Blick zur Decke richtete. (Nolan, S. 36, Z: 25f.)
- 18.51 Überglücklich über die Worttropfen, die auf seinen Pfad klatschten, verfiel er in einen Freudentaumel, hatte doch jeder erwartet, dass er stagnieren würde. Wenn er mit Luchsaugen seine Wörter auf weisse Bogen Leben schrieb, hatte er unglaubliche Macht. Seine Hände hingen kraftlos an seinem Körper herab, durch den Stromstösse jagten, und er nickte bloss und nickte und brachte auf seinem sporengeschmückten Schreibalter gefühllos - gedankenverloren

- sein sprachliches Opfer dar. (Nolan, S. 42, Z: 27ff.)
- 18.52 Er überwand die Kommunikationsbarrieren seines Käfigs, indem er seinen tollpatschigen Gesichtsmuskeln beibrachte, wie auf Kommando natürlich zu lächeln. Als er sein Zähneblecken mit einem Nicken des Kopfes zu verbinden vermochte, stiess er bei einigen Mädchen und Jungen der 1L auf menschliche Wärme in Gestalt eines offenen Lächelns. (Nolan, S. 44, Z: 26ff.)
- 18.53 ..., aber jetzt, wo er eine Stimme besass, machte er sich einen Jux daraus, sie auch zu benutzen. (Nolan, S. 54, Z: 22f.)
- 18.54 Als Joseph seine Mundsperrre, sein einsames Schweigend schliesslich durchbrach, freute sich Yvonne für ihren Bruder. Sie hatte es nie schwierig gefunden, seine kopfnickende, augenverdrehende Sprache zu verstehen. (Nolan, S. 55, Z: 11ff.)
- 18.55 In seinen Gebeten flehte er den lieben Gott um Hilfe an. ... der liebe Gott besah sich seine linke Hand und befand, dass die Fähigkeit, weggesperrte Geheimnisse zu verraten, langes, einsames, stümperhaftes Umhertasten verlangte. (Nolan, S. 60, Z: 19ff.)
- 18.56 Zur Weihnachtszeit lag die dünne Goldader des Knaben noch immer in den Schächten seines Bergwerks verborgen. Schlau hätschelte er sich und sein Geheimnis. Noch zögerten die tönenden Klänge, und Bosheit hatte den Gurt des leibeigenen Jungen fest im Griff. (Nolan, S. 63, Z: 6ff.)
- 18.57 Die Jahre knospen verhalten und bliesen blubbernde Blassen, doch Blasen zerplatzen, hinterlassen keinerlei Spur. (Nolan, S. 63, Z: 11f.)
- 18.58 Brüder können nicht immer nur Zuschauer sein, also deutete Joseph mit dem Kopf auf sich. Yvonne weigerte sich und ritt vorbei. Wieder und wieder rief er sie, aber sie ritt an ihm vorüber. Schon wollte er aufgeben, aber er zwang sich, verletzt und gekränkt auszusehen. Sie eilte an ihm vorbei. Das nächste Mal liess er den Kopf tief nach unten hängen und bettelte nicht mehr. Sie ritt auf ihn zu, hielt an und gab nach. (Nolan, S. 63f., Z: 35ff.)
- 18.59 Erst elf Jahre zählte der schwächliche Junge, aber in kürzester Frist sollte er sich mit Nora verständigen, ihren Blick darauf lenken, was er sah, sie anweisen, seinen Kopf gerade zu halten, damit der von innen heraus Schönheit aus Papier bannen konnte- die Schönheit eines geheimen Wissens, das im Verborgenen lag und beinahe für immer verloren gegangen wäre. (Nolan, S. 80, Z: 22ff.)
- 18.60 Jetzt erblühten seine nächtlichen Botschaften, liessen seinen verdorrten Stil in Knospen rosiger Schösslinge erknospen. Er hörte, wie seine Mutter und seine Schwester sich für ihn freuten, doch zögerte er, bevor er in ihre frohen Blicke und Worte einstimmte. Denn seinem verkrüppelten Körper konnte nichts und niemand beikommen. (Nolan, S. 83, Z: 6ff.)
- 18.61 Dann verdrehte Joseph die Augen zum Himmel und ersuchte um Geduld. (Nolan, S. 99, Z: 16f.)
- 18.62 ..., und sogleich winkte er seinem Vater, dass er ihn zu dem fordernden Gewässer rollen solle. (Nolan, S. 100, Z: 19ff.)
- 18.63 Er sah seinen Vater an, suchte seine Augen und deutete auf die Brücke. (Nolan, S. 104, Z: 9f.)
- 18.64 Als er sein einsames Leben überflog, erkannte er: seinen Rollstuhl war seinen Thron. Er wartete auf eine Gelegenheit, den Blick seines Vaters zu erhaschen, und teilte ihm mit, dass er

- wieder in seinen vornehmen Rollstuhl wollte. (Nolan, S. 106, Z: 18ff.)
- 18.65 Der, der so lange versteinert gewesen war, würde alle ansprechen können, die genügend Interesse hatten, ihn anzuhören. (Nolan, S. 127, Z: 1ff.)
- 18.66 Jetzt gluckste er in sich hinein, denn jetzt war er wie alle anderen Teil ein und derselben Welt. Er konnte sich aussuchen, wieviel er mitteilen wollte, und er durfte listig entscheiden, wie viel er verschweigen wollte. Das geschriebene Wort wäre seine Stimme. (Nolan, S. 127, Z: 9ff.)
- 18.67 Er musste sich mit den neuen Jungen und Mädchen in seiner Klasse verständigen lernen. So unternahm er denn einen ersten Anlauf und schaute in die Runde. Er warf jemandem einen Blick zu, doch der sah weg. Daraufhin versuchte er es mit anderen und machte seinen Stakkato- Bückling, aber sie fixierten ihn nur und täuschten Interesse an Mr. Caseys Unterricht vor. Er versuchte es zum wiederholten Mal, doch die Jungen und Mädchen wiesen ihn schweigend ab. Er nahm sich vor, nicht gleich die beleidigte Leberwurst zu spielen; er konnte es ihnen ja nicht einmal verdenken- er an ihrer Stelle hätte vermutlich genauso oder gar noch schlimmer reagiert. (Nolan, S. 128, Z: 20ff.)
- 18.68 Aber den jungen Schüler durchströmte Hoffnung. Er war erstaunt über Pauls unbefangenen Annäherungsversuch. Mit der Zeit sollte sich herausstellen, dass Paul nicht nur mit seinem neuen Freund Joseph reden konnte, sondern dass der stumme Krüppel sogar selber das Wort ergreifen konnte. (Nolan, S. 129, Z: 30ff.)
- 18.69 Obwohl er diese Fragen nur in seinem Innern bewegte, begannen seine mutigen Freunde zu seiner Überraschung genau die gleichen Fragen anzuschneiden, und was noch wunderbarer war, sie teilten ihm keck ihre Beobachtungen mit, die sie auch untereinander austauschten. (Nolan, S. 130, Z: 11ff.)
- 18.70 Er sah Paul an und gab ihm ein Augen-hoch-Signal. (Nolan, S. 132, Z: 29ff.)
- 18.71 Er schüttelte den Kopf und lachte, womit er ausdrücken wollte, dass es ihm schnurzpiegegal sei. Sie verstanden, was er sagen wollte, und lachten alle zusammen. Sie fühlten sich als Clique und wollten zeigen, wie nahe sie Ihrem Freund standen. Auf den Stufen vor Mr. Medlycotts Büro sitzend, führten sie vor, wie gut sie Joseph kannten und wie sehr er Ihnen ähnelte. (Nolan, S. 132, Z: 33ff.)
- 18.72 Gespräche verliefen ganz natürlich, und menschlicher Kontakt war wunderbar unbefangen. (Nolan, S. 135, Z: 19ff.)
- 18.73 Er sah, wie sich aus dem hämmernden Klang seiner Buchstabensprache trauliche Zwiesprache ergab. (Nolan, S. 136, Z: 32ff.)
- 18.74 Die Lehrer halfen ihm, indem sie ihn ebenso behandelten wie alle anderen Schüler auch. Sie ermahnten ihn, wenn er mit seinen Kumpeln herumalberte. Seine Behinderung übergingen sie geflissentlich und kommentierten ihn mit dem übrigen Haufen herum. Wenn er jedoch das Kollegium insgesamt betrachtete, befand er einen Lehrer für unzulänglich. Ihm fiel auf, dass der betreffende Lehrer ihn nie direkt ansprach und ihm nicht einmal solche Fragen stellte, die er mit Ja oder Nein hätte beantworten können- den Burschen, der in seinem Rollstuhl festgezurr war, nahm er einfach nicht für voll. Joseph bemühte sich sehr, zu diesem Mann durchzudringen, und so sass er da und sprudelte Pläne. Wenn der Lehrer die Klasse fragte, ob sie eine bestimmte

- Begriffserklärung verstanden habe, verbeugte und verneigte sich Joseph. Aber wie hätte er damit Erfolg haben können, wenn der Lehrer es ganz entschieden vermied, in seine Richtung zu blicken? Joseph tröstete sich damit, dass das Kollegium als Kollektiv einem Schüler durchaus das Vertrauen aussprechen konnte, ein Mann mit Überzeugungen gegen jede bessere Einsicht allerdings von seiner Haltung nicht abzubringen ist. (Nolan, S. 138f, Z: 26ff.)
- 18.75 - Josephs stumme Träume waren nicht länger stumm. (Nolan, S. 141, Z: 13)
- 18.76 Joseph wurde ungeduldig und strampelte mit den Füßen, ... (Nolan, S. 144, Z: 20ff.)
- 18.77 Joseph sah seine Gelegenheit gekommen, er sprang in seinem Sitz auf und nickte Matthew zu. ... also begann er mit seinem Nick- und Bittspiel und fuhr so lange damit fort, bis sein Vater sagte: ... «Na gut», ... (Nolan, S. 149, Z: 6ff.)
- 18.78 Joseph jedoch blickte ihm fragend in die Augen. «Was willst du denn?» fragte er den Jungen. «Willst du noch woanders hin?» Joseph klickte die Augen nach oben. «Na, dann sag schon, wohin», sagt Matthew, «schau hoch, wenn ich an der richtigen Stelle vorbeikomme. Sein Vater nannte sämtliche in Frage kommenden Orte, und nachträglich fügte er hinzu: «Ist es womöglich die Kirche?» Joseph warf den Blick in die Höhe. (Nolan, S. 149, Z: 24ff.)
- 18.79 «Ach, müssen wir wirklich den ganzen Weg bis dahin latschen?» fragte ein müder Matthew, aber sein Sohn nahm eine traurige Bettlerhaltung ein, und das zärtliche Herz des Vaters erhob sich zu mannhafter Vergebung. (Nolan, S. 149, Z: 31ff.)
- 18.80 Joseph lachte, aber seine Augen hatten einen flehenden Ausdruck. Er sah, dass Hochwürden Flynn die zusammengerollte violette Stola in der Hand hielt. Er schaute dem Priester in die Augen und lenkte seinen Blick nach unten auf seine Hand. Das Manöver misslang. Er versuchte es von neuem. ... Jetzt betrachtete ihn der Priester wieder, und er begann erneut mit seinem Augen-Spiel. «Wir machen uns auf», sagte Matthew, aber Joseph versuchte weiterhin, Hochwürden Flynn mit Blicken zu durchbohren. «Warten Sie noch», sagte der Priester, «willst du mir etwas sagen?» Jetzt wurde auch Matthew aufmerksam, und er kam nach vorn, um seinem Sohn ins Gesicht sehen zu können. Joseph fuhr fort, sich vor der Hand des Priesters zu verbeugen und zu seinem Gesicht aufzublicken. «Er sieht meine Hand an», stellte Hochwürden Flynn fest und öffnete die Hand. Da lag seine Stola vor ihm. «Möchtest du die Beichte ablegen Joseph?» fragte John Flynn, und Joseph hüpfte in seinem Rollstuhl hoch. (Nolan, S. 150, Z: 6ff.)
- 18.81 ..., und nachdem sie aus seiner Art, sich zu verständigen, erst einmal schlau geworden waren, umgaben sie ihn mit Gaudi und Kameraderie, wo Alleinsein ihn zur Einsamkeit verdammt hätte. (Nolan, S. 154, Z: 19ff.)
- 18.82 Zufrieden darüber, dass sich die Angst um seinen Gesundheitszustand gelegt hatte, gab er eine Geschichte nach der anderen zum besten, stets darauf bedacht, dass der behinderte Junge amüsiert reagierte. (Nolan, S. 163, Z: 13ff.)
- 18.83 Joseph schüttelte den Kopf und schlug Paul vor, seinen Lehrer zu bitten, vor versammelter Mannschaft eins zum besten zu geben. ... Er war Clive sehr dankbar dafür, dass er so mutig gewesen war, seiner Aufforderung nachzukommen, ... (Nolan, S. 185f, Z: 30ff.)

- 18.84 Joseph konnte nicht zuschauen. Er konnte ihre Fortschritte jedoch beurteilen, indem er sich anhörte, was Sie über ihre jeweiligen wunden Punkte zu sagen hatten. (Nolan, S. 191, Z: 31ff.)
- 18.85 Mutig war Joseph als erster dabei. Er sah Paul an und gab ihm zu verstehen: «Kann ich mitkommen?» (Nolan, S. 192, Z: 6ff.)
- 18.86 Als er ihre Aufmerksamkeit ganz auf sich gelenkt hatte, deutete er an, dass Mr. Medlycott sie zu sprechen wünsche. (Nolan, S. 200, Z: 29ff.)
- 18.87 Auch ich will sicher und zufrieden leben, bis ich selber meine Mutter unterstützen kann und wir alles hinter uns haben. Ich will meiner Mutter und meinen Freunden helfen zu erlernen, was ich verstehe, denn ich weiss, wie wichtig es ist zu verstehen. (Schär, S. 124, Z: 17ff.)
- 18.88 Sie sieht mich nicht. Sie will mich nicht. Sie spricht nicht mit mir. (Schär, S. 149, Z: 2f.)
- 18.89 Endlich kam der Computer. Zuerst war er ganz still. Lange wusste ich nicht wie ich ihn zum Reden bringen sollte. Ich verzweifelte beinahe. In Gedanken sprach ich zu ihm. Ich flehte ihn an. Doch kein Satz kam über seine eckigen Lippen. Ich wurde traurig. Dann fing er an zu singen und zu summen. Ich setzte mich vor ihn hin und wollte mit ihm schreiben, wieso er plötzlich singen konnte. Er sagte: Ich musste erst üben mit dir zu sprechen! Ich wusste nicht, was ich antworten sollte und war einfach zufrieden mit ihm. (Schär, S. 150, Z: 14ff.)
- 18.90 Ja, ich kann mehr mitteilen und meine Meinung sagen. (schreiben) (Schär, S. 174, Z: 33)
- 18.91 Wenn ich etwas wollte, habe ich geheult, aber manchmal wurde ich nicht verstanden. (Schär, S. 175, Z: 2f.)
- 18.92 Ich will wieder nach Argentinien, weil die Leute mit mir reden, alle. Ich will alleine mit dir (Mutter, ohne Assistentin) reisen. (Schär, S. 196, Z: 24ff.)
- 18.93 Ich habe im Alter von fünf Jahren angefangen, mich mit meiner Mutter zu unterhalten. Erst habe ich das über Zeichen für ja und nein gemacht. Dann bin ich in die Schule gekommen und habe wie ihr schreiben gelernt. (Schär, S. 216, Z: 24ff.)
- 18.94 Leider habe ich zu wenig Kraft, deshalb kann ich nicht alleine schreiben. Es ist für viele Kinder nicht schwierig, mit mir schreiben zu lernen. Ich freue mich über jeden, der es mal versuchen will, weil wir uns dann direkt unterhalten können. (Schär, S. 216, Z: 28ff.)
- 18.95 Ich weiss, dass ich manchmal Geräusche mache, die sich für euch komisch anhören müssen. Diese Geräusche kann ich manchmal kontrollieren, oft aber auch nicht. So ist es, wenn ich mich freue oder wenn ich aufgeregt bin, aber auch, wenn es mir nicht gut geht oder wenn ich unglücklich bin. Manchmal auch, wenn ich mich melden will. (Schär, S. 216f., Z: 33ff.)
- 18.96 Wichtig ist auch die Selbstbestimmung und geliebt zu werden, wie ich bin. Integration ist für mich lebenswichtig, weil ich mich sonst nicht als vollwertiger Mensch fühle. Grundsätzlich will ich selber bestimmen, was mich betrifft und selber weitergeben, was ich anderen mitteilen möchte. Wenn dies möglich ist, gewinne ich viel für mein Leben. (Schär, S. 219, Z: 13ff.)
- 18.97 Mit fünf Jahren habe ich begonnen, mit meiner Umwelt zu kommunizieren. Seit damals bin ich vielen Menschen begegnet. (Schär, S. 219, Z: 32ff.)
- 18.98 Ich habe mich mit den Kindern unterhalten, indem ich mit den Gedanken zu ihnen gegangen bin und es so gesagt habe. Die Kinder haben sich schon wieder selber unterhalten. Die Kinder

- haben sich schon mit Worten unterhalten, aber sie haben sich auch mit Gedanken unterhalten. Ich höre die Gedanken so deutlich wie gesprochene Wörter. (Schär, S. 221, Z: 10ff.)
- 18.99 Ich bin mir noch nicht sicher, wie ich dieses Buch schreiben soll. Deshalb bin ich froh, wenn mir Fragen gestellt werden. (Schär, S. 220, Z: 31ff.)
- 18.100 Da ich nicht laut reden kann, habe ich eine eigene gestützte Kommunikation herausgefunden. Dabei hält jemand meine Hand und ich kann feine Impulse mit der ganzen Hand geben. So schreibe ich alles auf, was ich mitzuteilen habe. Wenn jemand geübt ist, schreibe ich so schnell wie andere Kinder. (Schär, S. 224, Z: 29ff.)
- 18.101 Ich möchte gerne alleine leben und entscheiden, vor allem aber kommunizieren können. Schön wäre, wenn die Menschheit sich telepathisch verständigen würde. Dann bräuchte ich keine Hilfsmittel oder Stützpersonen dazu. (Schär, S. 228, Z: 11ff.)
- 18.102 Ich war deshalb sehr traurig. Sie wollte mich loshaben. Weil ich sie lieb hatte, wollte ich nicht, dass sie geht. Ich habe vorher noch nie mit jemandem so gut telepatieren können. Meistens kann ich Gedanken lesen, aber nicht bei allen Menschen. Ich habe deshalb geweint und wollte nicht mehr leben. Ich bin noch immer traurig, wenn ich daran denke, nun hoffe ich, dass ich wieder einmal jemanden finde, mit dem ich so gut telepatieren kann. (Schär, S. 261, Z: 10ff.)
- 18.103 Man muss die Köpfe anderer Menschen unbedingt respektieren. Auch mein eigener Kopf muss respektiert werden. Die Gedanken der anderen sind für mich tabu. Jeder darf denken, was er will. Ich darf die Telepathie nicht missbrauchen, um anderen Schaden zuzufügen. Ich will niemandem mit Hass Schaden zufügen. (Schär, S. 273, Z: 21ff.)
- 18.104 Wunschvorstellung Die Menschen auf der Erde sagen sich alles in telepathischer Sprache. Sie sind ganz ruhig, wenn sie sich unterhalten. Sie verstehen sich ohne Worte. Manchmal möchte ich auch sagen, was ich denke, ohne schreiben zu müssen. Meine Gedanken zu dem Thema sind mehr als ich schreiben kann. (Schär, S. 273, Z: 29ff.)
- 18.105 Es ist auch nicht einfach, über das Äusserliche hinwegzusehen. So kann ich es noch verstehen, dass es Leute gibt, die sich an meinem Äusseren stossen. Ich kann nicht verstehen, weshalb manche deshalb nicht mit mir sprechen. Es gibt doch auch andere, die nicht so hübsch sind. Wäre es möglich, dass ihnen der Gedanke nicht behagt, im eigenen Körper eingeschlossen zu sein? Jetzt glaube ich, die Leute verstanden zu haben! (Schär, S. 275, Z: 26ff.)
- 18.106 Heute kann ich mit einer Stützpersion kommunizieren. So kann ich aktiv am Unterricht teilnehmen. Leider kann ich erst teilweise alleine sein in einer Lektion. Ich würde viel lieber immer alleine sein und durch eine Mitschülerin kommunizieren. Das wäre mein Traum – aber ob es eine solche gibt, die bereit wäre, mit mir zu schreiben? Ich gebe die Hoffnung nicht auf! (Schär, S. 276, Z: 1ff.)
- 18.107 Gestern habe ich durch die Frage einer Psychotherapeutin gemerkt, weshalb ich in letzter Zeit zu häufig Bauchweh habe: Die Atmosphäre in der Schule ist mir gegenüber kalt. Die anderen Schüler und Schülerinnen begegnen mir gar nicht, sondern sie ignorieren mich. (Schär, S. 276, Z: 9ff.)

- 18.108 So geht es mir nicht aus dem Kopf, wie ein Lehrer mich nicht direkt ansprach, sondern mit meiner Stützpersion über mich redete. Er wollte etwas wissen, fragte aber nicht mich diesbezüglich, sondern meine Begleiterin. Zum Glück habe ich immer wieder Begleiterinnen, die die Lehrer darauf aufmerksam machen. So gebe ich die Hoffnung nicht auf, dass sie es eines Tages auch noch lernen! (Schär, S. 276, Z: 14ff.)
- 18.109 Sprechen ist manchmal lebensnotwendig. Ich brauche Menschen, die mit mir schreiben, damit ich leben kann. (Schär, S. 282, Z: 21f.)
- 18.110 Ich glaube, dass das Problem nicht nur beim Schreiben ist, sondern bei dem Vertrauen zwischen (Ihnen und) mir und den Assistentinnen. Manchmal denke ich, dass Sie mir gar nicht glauben, dass ich genug intelligent bin für die Schule. (Schär, S. 289, Z: 14ff.)
- 18.111 Mir ist es wichtig, mit anderen Kindern zu lernen und nicht immer alleine zu Hause zu sitzen. Ich finde es auch wichtig, dass ich mit anderen Schülern austauschen kann und dass sie von mir lernen können und ich von ihnen. Ich möchte deshalb auch, dass sich andere Kinder bei mir melden. (Schär, S. 292, Z: 3ff.)
- 18.112 Liebe Frau Dreyfuss Ich habe mich gefreut, dass sie mit mir gesprochen haben. Meistens halten es die Menschen nicht für nötig, auch mit mir zu sprechen. (Schär, S. 293, Z: 17ff.)
- 18.113 Manchmal ist es für mich nicht einfach, mit meiner neuen Situation zurechtzukommen. Die neuen Lehrer wissen noch zu wenig von mir und sind oft verunsichert. Ich will, dass sie mich immer direkt ansprechen und mich genauso behandeln wie alle anderen Schüler. Mich scheisst es an, wenn ich das immer wieder sagen muss, darum schreibe ich es jetzt und alle sollen es sich merken! (Schär, S. 298, Z: 7ff.)
- 18.114 Je älter ich wurde, umso ärger wurde es mir, dass man mich nicht verstand, wo ich die anderen doch sehr wohl verstehen konnte. Ich sprach zwar fließend «Raphaelisch», wie Mama es nennt, aber das half mir gar nichts, schließlich existieren keine Wörterbücher für diese exotische Sprache, und das hindert das Verstandenwerden enorm. So blieb mir an manchen Tagen nur noch Gebrüll, um deutlich zu machen, dass etwas nicht stimmte. Doch diese lautstarke Art der Verständigung ist reichlich unspezifisch, so dass meine Eltern, Großeltern und Therapeuten das eigentliche Problem meist nicht erkannten. Mein Frust regelte die Lautstärke entsprechend nach oben. Das wiederum stresste nicht nur meine Eltern, sondern auch die Großeltern zur Genüge, die allesamt um mein Wohlergehen besorgt waren. Ein Circulus vitiosus. Dieser Zustand änderte sich erst, als ich mich schließlich mit sieben Jahren schreibend mitteilen konnte. (Müller, S. 19, Z: 5ff.)
- 18.115 Mit Papa verständige ich mich per Handzeichen. Anfangs stand die rechte Hand für «Nein» und die linke für «Ja». Doch schon bald zeigte sich, dass diese zwei Antwortoptionen häufig zu wenig sind. Von Veronika Raila, die sich in einer ähnlichen Situation befindet, lernten wir, die einzelnen Finger mit unterschiedlichen Bedeutungen zu belegen, so dass sich bei Bedarf bis zu zehn Wahlmöglichkeiten ergeben. Leider dauert es mitunter, bis ich es schaffe, meine widerspenstige Hand zu dirigieren, so dass eine gute Konzentration meines Gegenübers

- gefragt ist, um zu verstehen, welcher Finger nun was bedeutet. (Müller, S. 19f., Z: 32ff.)
- 18.116 Mama ist meine Stimme, meine Vermittlerin und mein emotionaler Halt. Ohne ihr Vertrauen in mich und die Teilnahme an dem Basiskurs für Gestützte Kommunikation im November 2006 würde mein IQ auch heute noch auf null geschätzt, und ich würde vor mich hin vegetieren, in meinen Antworten dauerhaft auf Ja/Nein-Aussagen reduziert. (Müller, S. 20, Z: 22ff.)
- 18.117 Mit Mama klappt das Gestützte Schreiben am schnellsten und besten. Kein Wunder, wir üben es seit rund sieben Jahren, also mehr als 2555 Tagen, täglich. Dank der Zeit und der Energie, die sie für mich verwendet, darf ich trotz aller Einschränkungen ein menschenwürdiges Leben führen. (Müller, S. 20, Z: 28ff.)
- 18.118 Und Alfonz (→*ein Delfin*) schien meine Gedanken zu verstehen. Mit ihm konnte ich mich ohne Worte verständigen, und das, was er mir mit auf den Weg gab, waren Mut und Hoffnung und ein neues Gottvertrauen. Das Vertrauen, dass Gott keine Fehler macht und dass demzufolge auch meine Situation einen Sinn haben muss, selbst wenn ich diesen momentan noch nicht erkennen konnte.
- Alfonz schwamm so oft doch meinen Nebel, bis er sich lichtete und sich ein Fenster öffnete. (Müller, S. 24, Z: 6ff.)
- 18.119 Zu meiner großen Überraschung konnte ich nicht nur die deutschen Anweisungen der Therapeutin verstehen, sondern auch das, was sie auf Englisch mit ihren Kolleginnen sprach oder aber meinen Eltern erklärte. Das fand ich sehr interessant! (Müller, S. 24, Z: 22ff.)
- 18.120 Die Therapeutin vermutete, es würde aufgrund des Gehirnschadens eine Weile dauern, ehe ich die Frage begriff. Tatsache war, dass ich die Frage auf Anhieb verstand, aber leider nicht wusste, wie ich meine Hand gezielt von hier nach da bewegen sollte. Habe ich schon erwähnt, dass mein Körper bisweilen etwas störrisch ist? (Müller, S. 25, Z: 9ff.)
- 18.121 Meine Therapeutin Heike erwähnt in ihrem Therapiebericht, dass ich neben Deutsch und Englisch auch Französisch verstehe. Beim Abendessen wählte ich in einem holländischen Restaurant (Curaçao gehörte zu den Niederländischen Antillen und ist jetzt ein autonomer Landesteil im Königreich der Niederlande) zielsicher mein Lieblingsessen, indem ich gestützt auf die holländische Speisekarte tippte. Das war meinen Eltern allerdings erst klar, als der Teller vor mir auf dem Tisch stand. (Müller, S. 26, Z: 4ff.)
- 18.122 Ich teile mein Nichtsprechen mit vielen autistischen Zeitgenossen ebenso wie mein Unvermögen, eine Handlung von mir aus zu beginnen. Ich muss abgeholt und mitgenommen werden, und es hängt oftmals von der Energie meiner Mitmenschen ab, ob ich mich loszueisen vermag aus meiner so anderen Welt. (Müller, S. 27, Z: 25ff.)
- 18.123 Es gibt ein Davor und ein Danach in meinem Leben. Fein säuberlich getrennt durch die Worte «Facilitated Communication» (FC), die so viel bedeuten wie «Gestützte Kommunikation» und die es mir ermöglichen, Ihnen meine Geschichte zu erzählen. Ich bin auf Hilfe angewiesen, so viel wissen Sie nun schon. Nicht ab und an oder für bestimmte, schwierige Handgriffe. Nein, ständig und für Banalitäten, denn mein Körper ist störrisch und widersetzt sich beharrlich meinen Befehlen. An dieser Sturheit vermag das Gestützte Schreiben nun auch nichts zu ändern, doch es bietet mir die Möglichkeit zu fragen, zu bitten und zu erklären – und somit gibt

es mir ein Stück Menschenwürde zurück. (Müller, S. 37, Z: 10ff.)

- 18.124 Mitte Dezember hatte ich endlich eine Holztafel. Darauf waren neben dem Alphabet auch die wichtigsten Satzzeichen, eine Leertaste und jeweils ein Feld für Ja und Nein. Wir hatten Besuch, und da Hannah mit unseren Cousins durch das Wohnzimmer tobte, konnte sie mir die Tafel nicht streitig machen. Die Gelegenheit war also günstig. Mama meinte, auch ich könne die Buchstaben und das Schreiben lernen, wir müssten nur fleißig üben. Sie bat mich, das Wort Feuer zu tippen, weil Papa gerade den Kamin anzündete. Das war meine Chance, endlich zu zeigen, was ich schon konnte. Ich dachte nicht daran, das Wort Feuer zu schreiben. «Delfin mag ich hin», tippte ich stattdessen, und: «Schreiben ja mache ich!»
Im Verlauf des Nachmittages wurde den anwesenden Erwachsenen wohl klar, dass ich das Schreiben nicht erst lernen musste, sondern bereits konnte. Das warf natürlich Fragen auf bezüglich meiner Schule, deren Lehrplan nur wenige Buchstaben und Zahlen pro Schuljahr vorsah. (Müller, S. 38, Z: 6ff.)
- 18.125 Mittlerweile tippe ich meine Texte auf einem iPad. Ich genieße die mögliche Spontanität, während Mama die fehlende USB-Schnittstelle beklagt. (Müller, S. 38, Z: 34ff.)
- 18.126 Doch es ist schwer, in einer Sprache zu schreiben, die dem Stützer überhaupt nicht geläufig ist, oder Mathematikaufgaben zu lösen, die den Stützer in Panik versetzen, da sich seine Unsicherheit eins zu eins auf mich überträgt und mir die emotionale Stütze raubt. Solche Momente lähmen mich regelrecht und bewirken einen Rückzug in meine Welt. Ich weiß die Antwort, doch sie findet dann keinen Weg von mir in Eure Welt. Wie gesagt: Schreiben ist meine Brücke in Eure Welt, mein Tor zur Freiheit. Trotzdem schreibe ich nicht mit jedem. Da ist sie also wieder: meine autistische Sturheit. Über diesen Schatten konnte ich leider noch nicht springen. Das macht das tägliche Leben natürlich nicht einfacher, und Mama hat es zeitweise hart getroffen, gerade anfangs, als man ihr streckenweise nicht glaubte. (Müller, S. 39, Z: 30ff.)
- 18.127 Leider wollte meine Schulbegleitung mich auf einmal nicht mehr stützen, so dass ich mich den Rest des Schuljahres nicht mehr aktiv beteiligen konnte. Das war echt bitter! Nun war ich wieder auf Ja/Nein-Antworten reduziert.
Meine einzige Chance, mich einzubringen, waren die Hausaufgaben. Mit der Zeit stießen auch die anderen Kinder und die Lehrer an ihre Grenzen, weil ich immer nur fertige Texte mitbrachte, aber in der Schule kein Wort zu schreiben vermochte. Die Situation war hinderlich für die Kommunikation, das Verstehen und die Integration in die Klasse. Dabei sehnte ich mich so danach! (Müller, S. 55, Z: 9ff.)
- 18.128 Es ist nicht leicht, wenn man auf Hilfe angewiesen ist und dabei noch nicht mal laut aussprechen kann, was man benötigt. Ich könnte ja antworten, aber man muss erst mal auf die Idee kommen, mich zu fragen. Meine Geduld wird oft auf eine harte Probe gestellt, und die der anderen auch. Da ich leider nicht mit jedem schreiben kann oder mir oft genug meine Spastik einen Strich durch die Rechnung macht, bleibt an manchen Tagen letztlich nur noch Gebrüll, was die Stimmung freilich nicht zu steigern vermag. (Müller, S. 56, Z: 23ff.)
- 18.129 An solchen Tagen bin ich ein einziges schreiendes Stoßgebet. Die Ursachen für diese lauten Tage sind mannigfaltig und reichen von Unverstandensein über Trotz und Frust bis hin zu Schmerzen. Das ist durchaus keine Glanzleistung. Mein Gewissen meldet sich deutlich zu

- Wort, und ich arbeite hart daran, dies zu ändern. Man bestätigt mir, dass es seltener wird, im Fall von Schmerzen allerdings streiche ich die Segel. (Müller, S. 56f., Z: 32ff.)
- 18.130 Richtig dankbar bin ich für moderne Kommunikationsmittel wie zum Beispiel E-Mails. Nicht auszudenken, wie grausam einsam mein Leben in vergangenen Jahrhunderten verlaufen wäre. So aber kann ich Briefe und E-Mails schreiben und, noch besser, auch empfangen. Ich freue mich sehr über Post, auch wenn es manchmal dauert, bis ich antworten kann. (Müller, S. 67, Z: 33ff.)
- 18.131 Meine ureigenste Sprache ist die der Poesie. Wann immer man mich lässt, wandle ich mein Erleben um in ein Gedicht. Diese Verdichtung oder auch Komprimierung hilft mir zu verstehen und birgt zudem den Vorteil, dass ich mir meine Formulierung leichter merken kann, bis jemand Zeit findet, mich zu stützen. Wenn es dann so weit ist, benötigt es deutlich weniger Zeit als ein Prosatext mit dem gleichen Inhalt. (Müller, S. 76, Z: 8ff.)
- 18.132 Meine Eltern kennen mich inzwischen gut genug, um zu wissen, dass jeder Ausflug, jedes Event und jede Reise in Gedichtform endet, und Mama leiht mir gütig ihren Arm, sobald sich im Café oder beim Abendessen eine Gelegenheit bietet. Inzwischen habe ich Gedichte zu allen möglichen und unmöglichen, konkreten und philosophischen Themen verfasst. Die Sammlung zählt nun schon mehr als 400 „Gedichte. Ein paar davon fanden den Weg in Anthologien, in die Zeitung oder die Schülerzeitung. (Müller, S. 76, Z: 15ff.)
- 18.133 Stumm, wie ich bin, bleibt mir nur die Möglichkeit zu schreiben, und dies auch nur dann, wenn sich jemand erbarmt und mir die Hand stützt. Man nennt das FC (Facilitated Communication) oder Gestützte Kommunikation. Es ist umständlich, umstritten und erfordert leider mehr Zeit als das gesprochene Wort, aber es ist ein Segen für mich und viele meiner Leidensgenossen und die betroffenen Familien. (Müller, S. 93f., Z: 31ff.)
- 18.134 Auch Missverständnisse sind vorprogrammiert, wenn man nicht sprechen kann und sagen, dass Z: B. eine Falte im Schuh drückt, weil sich natürlich nicht pausenlos die Gelegenheit zum Schreiben ergibt. Ich habe gelernt, solche Dinge weitestgehend zu verdrängen, und konzentriere mich stattdessen auf meine Texte. Mama wundert sich dann in der Folge, wie es sein kann, dass ich Blasen an den Füßen habe, obwohl ich keinen Schritt laufe. (Müller, S. 115, Z: 25ff.)
- 18.135 Ähnlich wie mit den Delfinen unterhalte ich mich auch mit den Pferden und Ponys, die mich geduldig auf ihrem Rücken tragen und sehr verständnisvoll auf mein Unvermögen reagieren. (Müller, S. 124, Z: 7ff.)
- 18.136 Es strengt an, wenn man sich nicht verständigen kann,
es kostet Kraft, über den Tellerrand zu schauen,
es bereichert ungemein, wenn man konfrontiert wird
mit was Neuem.
Darum sollten wir uns nicht scheuen,
uns lieber daran freuen,
dass sie bunt sind, diese Muster,
bisweilen schräg und manchmal grell,

denn dadurch wird unser Denken hell.
Unsere fixen Ideen müssen weichen,
weil sie starren Schienen gleichen.
Unsere Gedanken sollten frei sein wie der Wind,
weil sie nur dann
ein Segen für uns und andere sind! (Müller, S. 132, Z: 18ff.)

19 Leidensgenossen und Leidensgenossinnen

- 19.1 Als ich all diese Menschen sah, von denen jeder sein eigenes Leid zu ertragen hatte, begann ein neues Licht in mir zu dämmern. Ich war reichlich verwirrt; ich hatte nie daran gedacht, dass es so viel Leid in der Welt geben könne. Bisher hatte ich wie eine Schnecke gelebt, die in ihr eigenes enges Häuschen eingeschlossen war und erst jetzt die grosse, von Menschen wimmelnde Welt, die jenseits ihres Schneckenhauses lag, zu sehen begann. Nicht nur, dass alle diese Menschen Heimgesuchte waren, sondern zu meiner Überraschung waren ihre Behinderungen auch noch schlimmer als meine eigenen! Bisher hatte ich das nicht für möglich gehalten. Es war mir, als sei ich die ganze Zeit blind gewesen und sehe erst jetzt mit eigenen Augen und fühlte wirklich mit meinem Herzen die Mühsale von anderen, deren Bürde so gross war, dass die meine im Vergleich dazu nicht zu sein schien. (Brown, S. 96f., Z: 31ff.)
- 19.2 Mir wurde plötzlich zum erstenmal klar, wie ich selber als Kind ausgesehen haben musste. Ich hätte sie leicht bemitleiden können, sie waren so jung, so hilflos und verängstigt, so völlig auf andere Menschen angewiesen -, aber ich tat es nicht, denn ich erinnerte mich daran, wie tief ein mitleidiger Blick mich einst verletzt hatte. (Brown, S.131, Z: 18ff.)
- 19.3 Anstatt Mitleid begann die Empfindung einer Seelenverwandtschaft in mir aufzusteigen, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit jenen Kindern, es gab ein Bindeglied, das mich in die Lage versetzte, die wahre Persönlichkeit, die hinter den grotesk arbeitenden Gesichtern und den angespannten, steifen Gliedern lebte, zu sehen und zu fühlen; eine Art brüderlichen Einvernehmens liess mich weiter sehen, hinter verzerrten Muskeln und Knochen erblickte ich die Gefangenen Seelen, die in ihrem Inneren wohnten. Ich erkannte, dass ich nicht der einzige war, der hinter Gefängnismauern eingekerkert lebte. (Brown, S. 131, Z: 24ff.)
- 19.4 Es war nicht nur etwas über mich selber, sondern über alle, die ein Leben führten, das dem meinen ähnlich war, ein Leben in Fesseln und auf allen Seiten von hohen Mauern eines eingengten, unterdrückten Daseins umschlossen. Ich fühlte, dass ich endlich eine Möglichkeit gefunden hatte, die Mauern abzutragen und aus ihrem Schatten zu entfliehen, eine Möglichkeit, meinen Platz in der Sonne einzunehmen und meine Rolle in der Welt, in der Gemeinschaft der Menschen, die einen gesunden Körper haben, zu spielen. (Brown, S.141, Z: 17ff.)
- 19.5 Für die spastisch gelähmten Kinder war das Liegen eine Katastrophe. Ihre Krämpfe wurden im Liegen schlimmer als im Sitzen, sie konnten weniger klar sprechen, sich schlechter durch

- Gesten verständlich machen, jede Interaktionsmöglichkeit wurde ihnen genommen. (McDonald, S. 30, Z: 17ff.)
- 19.6 Wir fanden Wege, uns untereinander zu verständigen. Normalerweise versuchten wir, jedes «Kurzzeit-Kind» aufzumuntern, indem wir herausstrichen, wie viel besser es ihnen gehe im Vergleich zu uns. (McDonald, S. 31, Z: 14)
- 19.7 Die meisten «Kurzzeitler» waren sehr schwer körperbehindert. Diejenigen, die sprechen konnten, waren unglücklich, weil keiner sie verstand und sie niemanden hatten, mit dem sie reden konnten. Wir hatten wenigstens uns. Manche Kinder wollten uns helfen, aber auch für sie war es so schwierig, sich anderen verständlich zu machen. (McDonald, S. 31, Z: 18)
- 19.8 Mich lockte der Tod nie, denn ich wollte Rache. Heute scheint mir das nicht mehr wichtig. Was zählt, ist, andere Kinder vor dem zu bewahren, was wir durchmachen mussten. Es gab eine Zeit, da war Hass mein stärkstes Gefühl, und Hass macht einen stark. Zärtliche Gefühle machen einen gefährlich schwach. Unversöhnlicher Hass auf die ganze Welt verzerrte jahrelang meine Beziehungen zu anderen Menschen - Hass auf eine Welt, die behinderte Kinder auf Müllhalden wie St. Nicholas warf. (McDonald, S. 31, Z: 29)
- 19.9 Ich versuchte auch, den anderen etwas beizubringen. Als Rosie mich das buchstabieren lehrte, versuchte ich es weiterzugeben. (McDonald, S. 170, Z: 19ff.)
- 19.10 Als ich St. Nicholas verlassen hatte, durfte ich die anderen Kinder eine Zeitlang nicht besuchen. Das machte mich sehr unglücklich. Es war, als hätte ich sie im Stich gelassen. Wenn ich sie auf der anderen Strassenseite im Garten des Hospitals sah, brach ich in Tränen aus. Ich fand es so ungerecht, dass nur eine von uns eine Chance bekam. Warum war die Health Commission nicht bereit, auch bei ihnen im Zweifelsfall zu ihren Gunsten zu entscheiden? Das Traurigste ist meine Unfähigkeit, ihnen zu helfen. (McDonald, S. 237f., Z: 33ff.)
- 19.11 Während seines letzten Lebensjahres hatte niemand Stephen besuchen dürfen. Er konnte sich nicht beschweren, sich nicht verständigen. Er durfte das Hospital nicht verlassen. Seine Post wurde zensiert. Er war ein politischer Gefangener. Es brach mir das Herz, dass ich nie wissen würde, was er dachte. Dachte er, dass wir ihn verlassen hätten? Wusste er, wie sehr er geliebt wurde und wie wir arbeiteten, um ihn zu befreien? (McDonald, S. 244, Z: 12ff.)
- 19.12 Ich bin draussen, aber ich kann keinen Augenblick vergessen, dass andere warten. Lesley Weddingham starb 1982, Mark Corkhill starb 1983. St. Nicholas wurde bis heute nicht geschlossen. Alles, was ich getan habe, zeigt nur den Unterschied zwischen meinen Möglichkeiten und denen der Überlebenden. (McDonald, S. 244, Z: 19ff.)
- 19.13 Joseph Meehan hingegen bereicherte sich, indem er aller Welt seinen seiernen, sabbernden Leib darbot. Seit Jahrhunderten wurde der krasse Krüppel in einer Welt, die sich von seinem Aussehen beleidigt fühlt, gebeutelt, gebrandmarkt und als menschliche Schlacke behandelt. Herabgesetzt zerbrach er daran, Menschen ähneln zu müssen, die nichts zu bieten haben und noch weniger nachdenken in ihrem Leben geistloser Normalität. (Nolan, S. 11f., Z: 32ff.)
- 19.14 Denk an die anderen, die vor dir waren - haben die einen hitzigen Verstand gehabt? Sind sie nicht in Hinterzimmern verwahrt worden - verdreht, vernachlässigt, mit finsternen Blicken

- bedacht? (Nolan, S. 33, Z: 9ff.)
- 19.15 Über ihre Träume warf das böse Leben einen einsamen Schleier, aber die Jahre vernahmen den stummen Schrei der befangenen Kinder, und Schläue sinnt über die Befunde der Zeit. So stählte denn Joseph seine Nerven, und seine Entschlossenheit hallte wider in den Kammern seine Seele. (Nolan, S. 34, Z:19 ff.)
- 19.16 Auf den Friedhöfen lagen die entzweigebrochenen Knochen seiner gelähmten, verkrüppelten Brüder; sie hatten sich durch ein inhaltsleeres Leben gegackert und gebrabbelt; eigentlich waren sie schon bei ihrer Geburt gestorben, sie verlangten nichts ausser Zuwendung und Liebe. Jetzt verhalf er ihnen zur Auferstehung und lehrte ihre Gebeine, die so lange geruht hatten, mit ihm zu gehen und Zeugnis davon abzulegen, dass sie von irgendwelchen Besserwissern in die Verbannung gestossen worden waren. (Nolan, S. 41, Z: 24ff.)
- 19.17 Er versuchte, die verkrüppelte Menschheit dem Vergessen zu entreissen, und machte sich daran, den heiligen Mythos von der gottgewollten Behinderung zu zerpfücken. Seinem Urteil hielten die überholten, grausamen Auffassungen nicht stand. Er drückte seine Zweifel aus, ob Gott sich wirklich mit Spastikern abgab. Stattdessen beschloss er: Ehre, wem Ehre gebührt. (Nolan, S. 48, Z: 2ff.)
- 19.18 Vor allem aber, wie können sie denn deinen Schrei nach Leben hören, dein Verlangen nach einer Chance, in einer Welt zu leben, in der deine verkrüppelten Brüder bislang wie Hamel am Kreuz verschieden, in der die Sonne Leidenschaft versenkte und mehr Menschenherzen schmolz? (Nolan, S. 113, Z: 5ff.)
- 19.19 ..., dass Joseph sich vorgenommen hatte, die Saga hilfloser, von der Gesellschaft verworfener, in der Schwebel gelassener Krüppel, die im Grunde nur apathisch darauf warteten, völlig in Vergessenheit zu geraten, neu zu schreiben. (Nolan, S. 113, Z: 29ff.)
- 19.20 Jetzt, wo die Koryphäen der Wissenschaft gängige Vorurteile zerpfückten und Freude über die beginnende Errettung der Behinderten gellten, würden die Stummen ihre alten Leiden nie mehr sprachlos ertragen müssen. (Nolan, S. 117, Z: 13ff.)
- 19.21 Freilich nagte am Kern seines Glücks der Gedanke an seine verkrüppelten Brüder und Schwestern, die vor ihm waren. Es schmerzte ihn, dass sie nie die Gelegenheit gehabt hatten, etwas derart Schönes zu erleben. (Nolan, S. 173, Z: 4ff.)
- 19.22 Wenn Joseph die Gänge der Universität entlang rollte, begleiteten ihn die Geister früherer Krüppel. Ja, er wusste sich wahrhaft glücklich zu schätzen, dass man ihm gestattete, seinen Verstand in einer ehrwürdigen akademischen Institution zu schulen. (Nolan, S. 212, Z: 18ff.)
- 19.23 Ich möchte den behinderten Kindern in anderen Ländern helfen. (Schär, S. 282, Z: 29f.)
- 19.24 Ich teile mein Nichtsprechen mit vielen autistischen Zeitgenossen ebenso wie mein Unvermögen, eine Handlung von mir aus zu beginnen. Ich muss abgeholt und mitgenommen werden, und es hängt oftmals von der Energie meiner Mitmenschen ab, ob ich mich loszueisen vermag aus meiner so anderen Welt. (Müller, S. 27, Z: 25ff.)

- 19.25 Stumm, wie ich bin, bleibt mir nur die Möglichkeit zu schreiben, und dies auch nur dann, wenn sich jemand erbarmt und mir die Hand stützt. Man nennt das FC (Facilitated Communication) oder Gestützte Kommunikation. Es ist umständlich, umstritten und erfordert leider mehr Zeit als das gesprochene Wort, aber es ist ein Segen für mich und viele meiner Leidensgenossen und die betroffenen Familien. (Müller, S. 93f., Z: 31ff.)
- 19.26 Auch ich möchte Positives bewirken. Mein Schicksal soll mehr bewirken als mir Schmerz bereiten. Es soll Sinn machen und anderen Betroffenen den Weg ebnen!
Gott hat mir ein schweres Päckchen mit auf den Weg gegeben. Er wird wissen, warum dies nötig war. Wenn ich es schon tragen muss, so soll es wenigstens nicht umsonst sein. Ich suche nach einem Weg, es in eine Perle zu verwandeln, und ich will mich auf keinen Fall entmutigen oder ausbremsen lassen durch meine Behinderung, sondern vielmehr beflügeln durch meine Talente. Praktisch bedeutet dies, dass ich lernen, studieren, schreiben und dichten möchte, in der Hoffnung, dass es Zeitungen und Verlage gibt, die mich darin unterstützen. (Müller, S.147, Z: 3ff.)

20 Medien

- 20.1 Als er seiner Familie besorgte Blicke zuwarf, ging ihm der Affront gegen ihre Privatsphäre erst so richtig auf. Wie sie mit seinen mühsalvollen, kopfnickenden, kreativen, wenn auch stummen Kommunikationsversuchen umgingen, das war ein einziges Ja. Bekümmert suchte er Gehör für seine Herzensbitte - lasst doch nicht zu, dass die Medien ein Monstrum aus mir machen! (Nolan, S. 10, Z: 22ff.)
- 20.2 Die Medien, die ohne den stummen Joseph auskommen mussten, strichen den Genius des Jungen heraus, und die Tatsache seiner Behinderung trat ausnahmsweise einmal hinter seiner künstlerischen Leistung zurück. (Nolan, S. 140, Z: 11ff.)
- 20.3 Auch im Radio annullierte ihre Stimme seine Behinderung und erläuterte für aufnahmebereite Ohren die Leistungen des Jungen bis ins kleinste. (Nolan, S. 140, Z: 16ff.)
- 20.4 Die Fragen hatte man dem behinderten Jungen bereits vorher vorgelegt und hielt es für angebracht, in den Sendungen selbst sich seiner schriftlichen Antworten zu bedienen. (Nolan, S. 171, Z. 25ff.)
- 20.5 ..., und die Haltung, die er an Leuten wahrnahm, die doch in erster Linie gewohnt waren, stimmbegabte, kerngesunde Menschen zu interviewen, rührte ihn zutiefst. (Nolan, S. 172, Z: 1ff.)
- 20.6 An die Medien Ich habe ein Recht auf Bildung. Ich will zur Schule. Wieso darf ich nicht? Ich suche nach Antwort. Muss ich sie allein finden? (Schär, S. 288, Z: 22ff.)
- 20.7 Durch den Landessieg beim Geschichtswettbewerb wurden die Aichacher Nachrichten und die Aichacher Zeitung auf mich aufmerksam und veröffentlichten jeweils einen Bericht. Dazu bekam ich die Fragen schon im Vorfeld per E-Mail zugesandt. Somit hatte ich ausreichend Zeit,

sie zu beantworten. Die Reporterinnen kamen dann noch zu einem Gespräch und für Fotos vorbei. Auch sie mussten feststellen, dass es gar nicht so leicht ist, mich abzulichten. (Müller, S. 102, Z: 24ff.)

21 Partizipation

- 21.1 Ich war jetzt sieben Jahre alt und fing an, mich mit Hilfe meiner Brüder anderen Kindern meines Alters anzuschliessen. Sie nahmen mich mit, wenn sie nach Schulschluss auf die Strasse gingen, um zu spielen. Sie fuhren mich dann in einem alten verrosteten Sportwagen, den sie meine «Staatskarosse» nannten. So spielten sich einige der schönsten Jahre meines Lebens in dieser verbeulten alten Kruke mit dem verbogenen Griff und den schiefen Rädern ab. (Brown, S. 28, Z: 17ff.)
- 21.2 Sehr bald hatte auch ich Spielkameraden, mit denen ich viel Spass trieb. Es waren Jungens aus unserer Nachbarschaft, die jung und unbeschwert genug waren, um mich, ohne viel Fragen zu stellen, als einen der ihren anzusehen. Sie waren mit mir zusammen aufgewachsen, und für sie war es in gewissem Sinne leichter, mit mir umzugehen als für Jungen, die mich noch niemals gesehen hatten oder niemals vorher mit mir zusammen gewesen waren. Manche von ihnen sahen in meinem Missgeschick sogar so etwas wie ein merkwürdiges Symbol für Überlegenheit, beinahe für Göttlichkeit, so dass sie mir auf eine besondere kindliche Art mit Ehrerbietung, mit Hochachtung begegneten. (Brown, S. 28f., Z: 29ff.)
- 21.3 Ich hatte jetzt so weit Fortschritte gemacht, dass ich in der Staatskarosse aufrecht sitzen konnte und keine Kissen mehr im Rücken brauchte, um mich zu stützen. Auf solchen Fahrten wurde ich oft umgeworfen. Wenn der Wagen kippte, weil man ihn in unverminderter Geschwindigkeit um eine Wegbiegung stiess, rollte ich unter allgemeinem Jubel und Geschrei heraus. Aber in dieser Beziehung wurde ich allmählich ziemlich unempfindlich und eignete mir eine gewisse Geschicklichkeit an, so zu fallen, dass ich sogar bei einem bösen Fall nicht mehr Schaden davontrug als höchstens eine Beule oder hin und wieder ein paar Schrammen. All dies war für mich ungeheuer abenteuerlich. (Brown, S. 29, Z: 6ff.)
- 21.4 Wenn wir nach dem Tee nicht draussen spielen wollten, schlossen wir uns zusammen und spielten im Hause Verstecken oder auch blinde Kuh. (Brown, S. 30, Z: 11ff.)
- 21.5 Als ich acht Jahre alt war, war der alte Sportwagen immer noch meine Staatskarosse, und ich fuhr darin spazieren wie ein König. ... Ich nannte ihn Henry. Von ihm aus hatte ich zum erstenmal das Leben in der freien Natur erblickt, während ich auf seinem Sitz mit den herausstehenden Sprungfedern sass. Der alte Henry war mein Thron. Auf ihm erlebte ich mit den andern zusammen Abenteuer und Erregung. (Brown, S. 38f, Z: 32ff.)
- 21.6 Sie nahmen mich überall mit hin, sogar jedes Wochenende in unser Kino. Beim Hineingehen sass ich hoch oben auf dem Rücken meines grossen Bruders Jim. Ich bemerkte, wie die anderen Kinder mich anstarrten und wie Jim zu ihnen sagte: «Glotzt nicht so!», aber ich dachte nicht weiter darüber nach, weil ich nicht einsehen konnte, warum ich nicht hoch oben auf dem Rücken meines Bruders sitzen sollte. Immer, soweit ich mich erinnern konnte, war ich auf dem

- Rücken von irgend jemandem einhergegangen. Ich wusste nicht warum. (Brown, S. 39, Z: 18ff.)
- 21.7 Dann packte er mich unter die Arme, hob mich ein wenig in die Höhe und warf mich mit einem Schwung in den Kanal! Ich schnaufte, als ich das kalte, eisige Wasser über mich hinwegrieseln fühlte. Mein Gehirn wurde verwirrt; alles verschmolz zu einer einzigen verschwommenen Vorstellung von Wasser. Ich war eine Sekunde lang unter dem Wasser, kam nach oben, ging wieder unter, kam erneut an die Oberfläche und erwartete, zum drittenmal unterzugehen. Aber ich ging nicht unter. Statt dessen schlug ich wie rasend mit meinen Füßen aus, und das nächste, was ich begriff, war, dass ich ganz einfach dahinschwamm wie einer der weissen Schwäne weiter oben im Fluss. Ich machte immer noch kräftige Stösse mit meinen Füßen und segelte an der Oberfläche des Wassers weiter. Ich hörte schallendes Gelächter vom Ufer her, und wenige Augenblicke später schwamm Toni an meiner Seite. Er hielt meinen Arm und steuerte mich auf den Schleppweg zu, wo Jim mich ans Ufer zog. Dort lag ich atemlos, aber triumphierend. (Brown, S. 48, Z: 14ff.)
- 21.8 Dann krachte eines Tages mein Sportwagen zusammen, die Achse brach ab, der Sitz fiel ein, und niemand konnte mehr etwas damit anfangen. Er wurde in den Kohlenschuppen gestellt, um dort zu verrosten.
- Ohne ihn war ich verloren. Meine Brüder konnten mich nicht mehr mitnehmen, wenn sie spielen gingen. Mutter sprach davon, mir einen neuen Wagen zu besorgen, sobald Vater wieder Arbeit hätte, aber ich hörte kaum hin; ich war völlig verstört.
- Nicht, dass ich den alten Wagen so sehr vermisste. Vielmehr war es die Gemütsverfassung, in der ich mich befand, als ich nicht mehr mit meinen Brüdern mitgehen konnte. Alles war verändert. Ich war endgültig auf mich selber angewiesen. Die merkwürdige Idee, mit mir könne etwas nicht stimmen, die schon vorher manchmal in meinem Geist aufgetaucht war, trat nun deutlicher zutage. (Brown, S. 49, Z: 8ff.)
- 21.9 Nach jenem Tage fuhr ich nie mehr spazieren, höchstens vielleicht ein- oder zweimal im Jahr, und selbst dann liess ich mich nur in stille, einsame Gegenden fahren, wo es weder Häuser noch Menschen gab. Meine Brüder begriffen nicht, wodurch ich so ein Stubenhocker geworden war. Sie drangen immer wieder in mich, ich solle mit ihnen gehen und Unsinn treiben wie früher, aber ich schüttelte nur mit dem Kopf und lächelte sie an. Dann pflegten sie sich den Kopf zu kratzen, mit den Achseln zu zucken und alleine fortzugehen. (Brown, S. 54, Z: 15ff.)
- 21.10 Dennoch war es nicht nur das Malen, das mich so glücklich machte; das allein wäre nicht genug gewesen. Es handelte sich vielmehr um die Tatsache, dass ich nicht nur zu meiner eigenen Freude malte, sondern auch, um jemand anderem damit Freude zu bereiten: das Gefühl, nützlich zu sein, meine Bilder für jemanden zu malen, der in meinen Augen gewissermassen zu einer Göttin geworden war. Mein lieblicher «Schwarm» war nicht nur immer sehr erfreut, meine kleinen Malereien entgegenzunehmen, sondern Katriona Delahunt freute sich tatsächlich sogar schon im v o r a u s auf die Bilder. Das war das grossartige an ihr: sie verstand es, mir das Gefühl zu vermitteln, dass ich wichtig sei, dass ich nützlich und verantwortlich sei. (Brown, S. 63f., Z: 25ff.)
- 21.11 Danach wurde ich ein anderer. Für ein paar glückselige Wochen hatte ich mir zu träumen erlaubt, ich sei ein normaler, gewöhnlicher Junge von vierzehn Jahren, der von sich glaubte, er

- sei verliebt in das entzückendste Mädchen der ganzen Nachbarschaft und der töricht und eitel genug war, zu glauben, dass auch sie ihn liebe. Nun hatte es mit diesen Selbsttäuschungen ein Ende. Aber am bittersten von allem war die Erkenntnis, dass ich mich selber soweit überlistet hatte, glauben zu können, mein jammervoller Zustand sei ohne Bedeutung, meine «Absonderlichkeit» sei nur eine persönliche Voreingenommenheit, die sonst niemand beachte. Jetzt erkannte ich, was für ein Dummkopf ich gewesen war, mich selber so trefflich zum Narren zu halten. (Brown, S. 74f., Z: 35ff.)
- 21.12 Um meine Sprache war es schlecht bestellt, sie klang sonderbar und war nur ein Stammeln, aber ich brauchte keine Worte, um Mutter wissen zu lassen, was in mir vorging. Ich glaube, sie konnte beinahe meine Gedanken lesen. Es bestand ein gewisses merkwürdiges, fast unheimliches Bindeglied zwischen uns; es konnte geschehen, dass der eine vor Schmerz zusammenzuckte, wenn der andere einen Schmerz fühlte, so wie zwei abgehackte Glieder einer Spinne sich bewegen und zappeln, solange in einem von ihnen noch Leben ist, selbst wenn sie meilenweit voneinander entfernt sind. (Brown, S. 78, Z: 12ff.)
- 21.13 Als ich 17 Jahre alt war, schien sich allzuviel auf einmal in mir zusammenzuballen. Mein Gefühlsleben hatte sich zu regen begonnen. Was zuvor bloss kindische Launen gewesen waren, waren jetzt die Nöte eines Erwachsenen. Was zuvor nur blosse Stimmungsschwankungen gewesen waren, war jetzt echte Schwermut. Ich brauchte Freunde, unsentimentale Menschen meines Alters, um mit ihnen Umgang zu pflegen. Wenn ich auch ein Krüppel war und niemals ausging, so sehnte ich mich trotzdem gerade auch nach den Dingen, die das tägliche Leben anderer junger Männer ausfüllten: Fussball, Bierabende und Mädchen. (Brown, S. 87, Z: 15ff.)
- 21.14 Ich fühlte mich immer noch ziemlich betäubt nach all den seltsamen Szenen, deren Zeuge ich gewesen war, und nach all den Aufregungen, die ich erlebt hatte. In der vergangenen Woche hatte ich inmitten der Dinge, die ich zu sehen bekommen hatte, und der Menschen, mit denen ich zusammengetroffen war, mich selber vergessen. Aber zu Hause war es anders. Hier warden alle wohl auf und normal - ausser mir. (Brown, S. 101, Z: 22ff.)
- 21.15 Ich war so glücklich. Für den Anfang genügte es mir, die anderen Kinder zu treffen. Einige kannte ich schon, bevor ich nach Station vier verlegt wurde, aber ich wusste nicht einmal, ob sie noch lebten. (McDonald, S. 41, Z: 27)
- 21.16 Das Abendessen war eine Sensation – noch nie hatte ich so etwas gekostet. Rosie legt viel Wert auf gutes Essen; erst viel später wurde mir klar, dass eine solche Auswahl guter Sachen nicht überall auf den Tisch kommt. (McDonald, S. 54, Z: 12)
- 21.17 Am nächsten Tag lernte ich Freunde von Chris und Rosie kennen. Am meisten hat mich beeindruckt, wie sehr sie sich bemühten, dass ich mich willkommen fühlte. Überall, wo wir hinkamen, wurde ich wie ein normales Kind behandelt, zwar wie ein sechsjähriges, aber jedenfalls wie ein normales Kind. Dies Vergnügen war mir auch zum erstenmal beschieden.

(McDonald, S. 54, Z: 27)

- 21.18 Am Sonntag gingen wir in die Gemäldegalerie. Da ich von Kunst keine Ahnung hatte, interessierte mich vor allem, was auf den Bildern zu sehen war, und nicht, wie es dargestellt war. ... Ich war sicher, dass Rosie über meine Intelligenz Bescheid wusste. Warum hätte sie mich sonst mit in die Ausstellung genommen? Inzwischen weiss ich, dass sie sich keineswegs darüber klar war, und umso erstaunlicher finde ich es, dass sie mich so freundlich behandelt hat. (McDonald, S. 54f., Z: 33ff.)
- 21.19 Ich freute mich riesig, als ich endlich auch ohne Chris und Rosie eingeladen wurde. Da fühlte ich mich nicht länger als Anhängsel, sondern als eigenständige Person. Als ich eines Abends mit Chris und Rosie in einem französischen Restaurant speiste und Dr. Lipton am Nachbartisch sitzen sah, wurde mir klar, wie sehr mein Leben sich verändert hatte. (McDonald, S. 238, Z: 10ff.)
- 21.20 Es fiel mir schwer, mich nicht an Rosie zu klammern. Wenn man so plötzlich aus der Säuglingszeit ins Erwachsenenalter springt, lassen sich Rückfälle nicht vermeiden. (McDonald, S. 238, Z: 16ff.)
- 21.21 Ich brauchte dauernd die Bestätigung, dass sie mich liebten und mich behalten würden, ganz gleich, wie ich mich benahm. Deshalb war ich oft unausstehlich, um sie auf die Probe zu stellen. (McDonald, S. 238, Z: 23ff.)
- 21.22 Es ist ein gewaltiger Sprung vom Fussboden in St. Nicholas bis zur Konversation mit einem Staatsminister - mir fehlt die Strecke dazwischen. (McDonald, S. 245, Z: 9ff.)
- 21.23 Integration muss gelebt werden, wenn wir es wichtig finden. Integration ist eine Grundhaltung fürs Leben. Es bedeutet, dass wir einander lieben und annehmen, wie wir sind. Alle sind wertvoll und wichtig für die Gesellschaft. Miteinander sind wir eine vielschichtige und menschenfreundliche Welt und geniessen unser Zusammenleben miteinander in vielfältigen Formen. (Schär, S. 200, Z: 18ff.)
- 21.24 Wie viele Male musste ich zuschauen, wenn andere Kinder spielten! Oft sass ich daneben in meinem Rollstuhl und war traurig, weil ich nicht mitspielen konnte. Es war widerwillig, wie ich nicht selbstständig wie andere Kinder mich bewegen konnte. (Schär, S. 207f., Z: 31ff.)
- 21.25 Ich möchte gerne etwas zur Integration sagen. Ich besuchte bis zu den Sommerferien die normale Primarschule. Da ich gelähmt bin und nicht laut sprechen kann, brauche ich meistens Assistentinnen um mich herum. Integration heisst für mich teilnehmen am wirklichen Leben, den Alltag mit meiner Mutter und meinen Assistentinnen erleben zu können. (Schär, S. 219, Z: 7ff.)
- 21.26 Ich möchte gerne mit meinen Schulkameraden und Schulkameradinnen unsere Freizeit verbringen und mit ihnen ins Kino gehen können. Ich möchte selber kommunizieren können. (Schär, S. 220, Z: 25ff.)
- 21.27 Wir sind Kämpferinnen für die Integration von Behinderten in der Welt der so genannt Nichtbehinderten und wünschen uns eine bessere Welt mit friedlichem Zusammenleben von

- allen Erdbewohnerinnen. (Schär, S. 225, Z: 13ff.)
- 21.28 Manchmal wollen wir aufgeben und auswandern, denn in anderen Ländern ist die Integration weiter als in der Schweiz. Aber dann gibt uns irgendetwas oder jemand wieder Kraft zum Weitermachen. Weil es das gibt, möchten wir doch nicht auswandern. (Schär, S. 225, Z: 16ff.)
- 21.29 Die Schüler und Schülerinnen haben vielleicht Mühe, weil immer eine erwachsene Person dabei ist. Das möchte ich ja selber nicht! Das geht nur, wenn jemand versucht mit mir selber zu schreiben. Wer es versuchen möchte, melde sich bei mir! Es wird schon schief gehen! (Schär, S. 276, Z: 21ff.)
- 21.30 So kam es, dass ich im zweiten Halbjahr der zweiten Klasse parallel drei Schulen besuchte: weiterhin die Stunden in Aichach-Nord, Deutsch und Englisch im Gymnasium und die restlichen Stunden in der Förderschule. Der Unterricht am Gymnasium rettete regelmäßig meine Woche, ich fand das einfach «obergut»! Leider machte mir mein Gesundheitszustand immer mal wieder einen Strich durch die Rechnung, und die Aufregung tat ein Übriges dazu; dann war der Kummer groß. Frau Dollinger erkannte meine Not und erlaubte mir, in jede ihrer Stunden kommen zu dürfen, sofern ich fit war. (Müller, S. 49, Z: 9ff.)
- 21.31 Das Jahr darauf fiel auch die Grundschule weg, dafür nahm ich an deutlich mehr Fächern in der siebten Klasse teil. Das Schuljahr begann also höchst erfreulich, und ich hatte erstmals das Gefühl, so richtig dazuzugehören. Da das Pendeln zwischen den Schulen wegfiel und mir mehr Unterrichtsstunden zur Verfügung standen, war ich deutlich entspannter und somit auch leiser. Meine Mitschüler nahmen mich nun als Klassenkameraden wahr und nicht mehr nur als den exotischen Gast, der sich einzelne «schöne» Fächer herauspickte. (Müller, S. 52, Z: 19ff.)
- 21.32 Das zweite Halbjahr verlief in geregelten Bahnen, bis mit der vierten Deutschschulaufgabe Sand ins Getriebe kam. Thema dieses Aufsatzes war «Der sinnvolle Umgang mit dem Computer», für mich ein gefundenes Fressen, da ich auf die moderne Technik angewiesen bin und sie tagtäglich nutze. Da mir das Thema gefiel, strengte ich mich extra an. Ein grober Fehler, wie sich dann herausstellte. Der Lehrer traute mir den Aufsatz nicht zu, und mein Vertrauen erlitt einen tiefen Riss. «Soll man sich nun anstrengen und sein Bestes geben oder nicht?», fragte ich mich irritiert und enttäuscht. «Ich kann mich doch nicht immer verstecken!» Den Rest des Schuljahres bewegte ich mich wie auf Glatteis, fühlte mich beobachtet und ausgegrenzt. (Müller, S. 53f., Z: 30ff.)
- 21.33 Seltsamerweise litt auch der Kontakt zu den Mitschülern unter dem Stress mit der Lehrkraft, und das verschlimmerte meine Enttäuschung. Ich hätte am liebsten mit der Hand auf den Tisch gehauen vor Wut und Verzweiflung. Da mir das nicht gelang, biss ich in die Tischkante und kassierte Schelte von Mama. (Müller, S. 54, Z: 8ff.)
- 21.34 Leider wollte meine Schulbegleitung mich auf einmal nicht mehr stützen, so dass ich mich den Rest des Schuljahres nicht mehr aktiv beteiligen konnte. Das war echt bitter! Nun war ich wieder auf Ja/Nein-Antworten reduziert. Meine einzige Chance, mich einzubringen, waren die Hausaufgaben. Mit der Zeit stießen auch die anderen Kinder und die Lehrer an ihre Grenzen, weil ich immer nur fertige Texte mitbrachte,

aber in der Schule kein Wort zu schreiben vermochte. Die Situation war hinderlich für die Kommunikation, das Verstehen und die Integration in die Klasse. Dabei sehnte ich mich so danach! (Müller, S. 55, Z: 9ff.)

21.35 Inklusion ist ein Thema, das mich nicht loslässt. Es ist ein Thema, für das es sich zu kämpfen lohnt! Schon in der ersten Klasse formulierte ich es deutlich: «Ich will nicht in einem Ghetto leben!» Nicht weil die Fördereinrichtungen ihre Sache schlecht machen, sondern weil jede Aussonderung einer Diskriminierung gleicht. Exklusion wird in unserer Gesellschaft weit stärker gelebt und umgesetzt als die Inklusion. Man sortiert fein säuberlich: die Kranken ins Krankenhaus, die Alten ins Altersheim, die Komischen in die Psychiatrie, die Kinder in den Kindergarten, die Behinderten in die Fördereinrichtungen ... Die Liste ließe sich noch weiter fortführen. In der Folge entstehen Ratlosigkeit und Hilflosigkeit im Umgang miteinander, und das auf beiden Seiten. Es ist kaum möglich, einen natürlichen Umgang miteinander zu erlernen, und wenn man dann doch einmal aufeinandertrifft, so fühlt es sich für alle verkrampft und stressig an. Das raubt unserer Gesellschaft viel, wie ich meine, denn jeder kann sein Puzzlestück dazu beitragen. (Müller, S. 59f., Z: 25ff.)

21.36 In der erwähnten Biografie finde ich auch einen Hinweis darauf, dass sich Mr. Hawking für die Inklusion einsetzt; das freut mich besonders. Schon 1990 sagte er in einer Rede: «Es ist unglaublich wichtig, dass man behinderten Kindern ermöglicht, mit anderen gleichaltrigen Kindern zusammen zu sein. Das ist entscheidend für ihr Selbstgefühl. Wie kann man sich als Mitglied der menschlichen Rasse fühlen, wenn man bereits im frühen Alter von ihr getrennt wird? Das ist eine Form der Apartheid.» (Müller, S. 136f., Z: 28ff.)

21.37 **Der Zaun**

Zaun, du begrenzt und beschützt
Blume und Baum,
Haus und Raum,
des Nachbars Traum.
Kämen sie abhanden,
wenn du sie nicht bewachst?
Oder trennst du nur,
schneidest ab und grenzt aus –
von der Freude teilzuhaben –
mittels deiner braunen Latten?
Doch vermutlich irre ich mich,
und du erfüllst nur treu deine Pflicht,
stehst reglos da bei jedem Wetter und Wind
gleich einem zaghaften, maulenden Kind.
Es scheint, als sei jegliches Denken aus dir gewichen
und massiv Leben dazu!
So wie du dastehst,
morsch und moosbewachsen,
fragst du nicht mehr nach dem Sinn und Wozu,

du führst nur aus, was ein anderer dir befohlen.
Es sind die wahren Zäune wohl
in den Herzen und Köpfen der Menschen verborgen.
Morgen, so hoffe ich,
werden diese Zäune niedergerissen,
dann haben Gedanken freien Lauf –
und das Leben auch! (Müller, S. 60f., Z: 25ff.)

- 21.38 Jegliche Form der Ausgrenzung Behinderter beraubt die Gesellschaft, schmälert die soziale Kompetenz und reduziert Schule auf das Minimum der Leistungserbringung. Dies wird einer individuellen Förderung keineswegs gerecht. Auch Integration ist nur die halbe Miete, da sie nach wie vor einteilt, bewertet und abkapselt. Eine optimale, individuelle und wertschätzende Förderung bedarf inklusiver Schulkonzepte und trägt zweifelsohne zum Wohle aller bei! (Müller, S. 62, Z: 5ff.)
- 21.39 Es bedarf inklusiver Schulkonzepte, wenn Vorurteile abgebaut und Berührungängste verringert werden sollen. Nur wenn schon im Kindesalter Toleranz gefördert und ein normaler Umgang miteinander erlernt wird, hat unsere Gesellschaft die Chance, besser zu werden, und davon profitieren alle: die Migranten ebenso wie Behinderte, die Alleinerziehenden, die Reichen und die Armen, Gesunde und Kranke. (Müller, S. 95, Z: 12ff.)
- 21.40 Ich selbst durfte an diesem Zeitungsworkshop teilnehmen, eine Erfahrung, die ich keinesfalls missen möchte! Wir haben viel gearbeitet, noch mehr gelernt und hatten dabei jede Menge Spaß! Die Organisation dieser Woche war perfekt, sogar ein Ausflug zum Ostseestrand und ein Public Viewing des Halbfinalspiels standen auf dem Programm. (Müller, S. 104, Z: 30ff.)
- 21.41 Womit wir wieder beim Thema wären: Wir reden von Inklusion, aber praktizieren zumeist Exklusion. Ich bete, dass sich dies ändert! Dass unser Denken offener wird, unsere Herzen weiter und unsere Wege neu! (Müller, S. 133, Z:5 ff.)

22 Poesie

- 22.1 Er verschwendete keine Zeit, sondern atmete seine ehrlichen Überzeugungen aus; Poesie war sein Ausdrucksmittel und Wahrheit sein Wappen. Gut formulierte Botschaften brachten seine Werke zum Leuchten, versuchte er doch, das Geheimnis seines verhinderten Mannseins zu ergründen: gehirngeschädigt von Geburt, merkwürdigerweise jedoch, wenn auch nur selten erkannt, von normaler Intelligenz. (Nolan, S. 12, Z: 22ff.)
- 22.2 «Poesie findet sich in Leuten, bei denen man es am wenigsten vermutet. Aber wenn wir uns den jungen Mann im Rollstuhl betrachten, sehen wir einen Dichter, einen reinen Dichter vor uns.» (Nolan, S. 141, Z: 30ff.)
- 22.3 Während viele Schüler unter der Last der Schulpflicht ächzen und stöhnen, freue ich mich auf jede Unterrichtsstunde. Es stimmt schon, ich kann mich meist nicht in dem gleichen Maß einbringen wie die anderen. Aber ich tue, was ich kann und so gut ich es eben vermag, auf

meine Weise. Das ist häufig in Gedichtform. So kommt es, dass an Pinnwänden der Schule und in der Schülerzeitung neben Artikeln auch Gedichte zu finden sind. (Müller, S. 65, Z: 11ff.) Dabei sein dürfen und einen Hauch Normalität erleben, das bedeutet mir sehr viel. Das gilt neben dem Schulalltag auch für die Wandertage und natürlich die Klassenfahrten. (Müller, S. 65, Z: 18ff.)

22.4 Meine ureigenste Sprache ist die der Poesie. Wann immer man mich lässt, wandle ich mein Erleben um in ein Gedicht. Diese Verdichtung oder auch Komprimierung hilft mir zu verstehen und birgt zudem den Vorteil, dass ich mir meine Formulierung leichter merken kann, bis jemand Zeit findet, mich zu stützen. Wenn es dann so weit ist, benötigt es deutlich weniger Zeit als ein Prosatext mit dem gleichen Inhalt. (Müller, S. 76, Z: 8ff.)

22.5 Zaghafte wage ich Anderssehender,
Besserhörer, Wenigerspürender,
Klardenkender, Nichtsprechender,
Nochnichtlaufender, Unerwachsener Mensch
meine ungelenten Schritte in Eure Welt.
Dichte nicht nur, weil es Euch gefällt,
sondern meine Gedanken am Leben erhält.
Es hilft, Erlerntes zu kapieren,
Ideen einsortieren in die Regale, die vielen,
aufbewahren und verdichten,
auf diese Komprimierung will ich nicht verzichten.
Ja, mir gefällt das Dichten,
über das Ergebnis muss ein anderer richten! (Müller, S. 80, Z: 3ff.)

23 Respekt

23.1 Er liest die Luft aus beiden Reifen an Josephs Rollstuhl heraus. Der konnte ihn bei der Lehrerin ja doch nicht verpetzen! (Nolan, S.19, Z: 30f.)

23.2 Ein Heim würde die Versicherung und die Stadt Zürich, die für mich wegen eines Arztfehlers zahlen müssen, das Doppelte von dem kosten, was sie mir jetzt zahlen. Es ist also ein Vorteil für die Stadt Zürich, dass meine Mutter sich selbst um mich kümmert. Trotzdem ist die Stadt Zürich nicht bereit, meiner Mutter Lohn zu bezahlen. (Schär, S. 245, Z: 27ff.)

23.3 Aber im Moment brauche ich das Geld von der Versicherung noch. Ich habe auch Anspruch darauf. Und ich will meiner Mutter einen Lohn zahlen können. Und ich will meine Assistentinnen anständig bezahlen können. Ich tue alles, was ich kann, um meinen Beitrag zu leisten. Ich bitte darum, mir zu helfen, gross werden zu können. (Schär, S. 246, Z: 18ff.)

23.4 Man muss die Köpfe anderer Menschen unbedingt respektieren. Auch mein eigener Kopf muss respektiert werden. Die Gedanken der anderen sind für mich tabu. Jeder darf denken, was er will. Ich darf die Telepathie nicht missbrauchen, um anderen Schaden zuzufügen. Ich will

niemanden mit Hass Schaden zufügen. (Schär, S. 273, Z: 21ff.)

23.5 «Die Würde des Menschen ist unantastbar», so unser Grundgesetz: Leider wird allzu häufig bewusst oder unbewusst gegen dieses Gesetz verstoßen. (Müller, S. 93, Z: 1ff.)

23.6 Meine Zeit übt sich in Zeitlupe und auch in Raserei. Leider bin ich nicht befugt, die Gangart der Situation anzupassen, und wer immer dies tut, kennt, so fürchte ich, meine Bedürfnisse nicht. (Müller, S. 106, Z: 23ff.)

24 Schule/ Lehrpersonen/ Lernen

24.1 Nachdem sie mich gelehrt hatte, mit meinem Fuss den Buchstaben «A» zu schreiben, machte meine Mutter es sich zur Aufgabe, mir auf ungefähr die gleiche Weise das ganze Alphabet beizubringen. Sie war entschlossen, die ihr auf so wunderbare Weise dargebotene Gelegenheit wahrzunehmen. Sie wollte mir dazu verhelfen, mich mit den anderen verständigen zu können, wenn es nicht durch das gesprochene Wort sein konnte, so doch wenigstens durch das geschriebene Wort. (Brown, S. 21, Z: 10ff.)

24.2 Es bedeutete für uns beide schwierige Arbeit. (Brown, S.21, Z: 28f.)

24.3 Ich erinnere mich, dass ich zuerst meine eigenen Anfangsbuchstaben zu schreiben lernte: «C. B.», obwohl ich oft irre wurde und das «B» vor das «C» setzte. Immer, wenn mich jemand nach meinem Namen fragte, ergriff ich hastig ein Stück Kreide und schrieb C. B., mit einem grossen Schnörkel. (Brown, S. 21f, Z: 36ff.)

24.4 Ich ging nun schon auf mein sechstes Jahr zu und wurde es bald müde, immer nur meinen eigenen Namen zu schreiben. Ich hatte das Verlangen, mehr zu leisten – etwas Wichtigeres. Aber ich war nicht dazu imstande, weil ich nicht lesen konnte. Ich wusste nicht einmal genau, was Lesen können bedeutete. Ich wusste nur, dass Jim lesen konnte, dass Mona und Peter es konnten, und deshalb wollte ich es auch können. Ich glaube, ich war neidisch. (Brown, S. 22, Z: 9ff.)

24.5 Langsam, sehr mühsam ackerte ich mit meiner Mutter alle sechsundzwanzig Buchstaben durch und beherrschte allmählich jeden einzelnen in richtiger Reihenfolge. Etwas machte meiner Mutter zu jener Zeit neuen Mut: meine Fähigkeit, zuzuhören und aufmerksam zu beobachten, wenn sie neben mir sass und mich unterrichtete. Meine Aufmerksamkeit erlahmte selten. (Brown, S. 22, Z: 18ff.)

24.6 Die Kenntnis des Alphabets bedeutete, dass die Schlacht zur Hälfte gewonnen war, denn bald war ich imstande, Buchstaben aneinanderzureihen und kleine Wörter zu bilden. Nach kurzer Zeit begann ich zu verstehen, wie man Wörter zusammenfügt und Sätze bildet. Ich machte Fortschritte. Aber es war nicht so leicht oder so einfach wie es klingt. Mutter musste jetzt ausser mir sieben weitere Kinder versorgen. Zum Glück hatte sie einen echten Verbündeten in meiner Schwester Lilly, ... (Brown, S.22f., Z: 4ff.)

24.7 Mein Körper nahm zu an Umfang und Grösse, mein Geist desgleichen. Mutter meinte, ich sei jetzt über das Stadium des ABC-Schützen hinausgewachsen, und auch ihre Lehrfähigkeit

- reiche eigentlich nicht mehr aus. Es genügte mir nicht mehr, nur einfach dazusitzen und zuzuhören, während Mutter mir laut vorlas. Es liess mir keine Ruhe, ich wollte selber lesen können, genauso wie Peter oder Mona. Ich war auch begierig ihnen zu zeigen, dass ich das, was sie konnten, auch tun konnte. Ich fing jetzt an, anstatt der Kreide einen Bleistift zu benutzen, wenn ich mich auch niemals an eine Schreibfeder gewöhnen konnte. (Brown, S. 25f., Z: 30ff.)
- 24.8 Meine Mutter wusste, dass es unmöglich war, mich wie die anderen zur Schule zu schicken; deshalb grübelte sie darüber nach, wie sie mir in dieser Beziehung am besten helfen könne. Sie war jetzt völlig beruhigt darüber, dass mein Geisteszustand ganz normal war, aber sie fürchtete doch sehr, ich könnte heranwachsen, ohne Bildung genossen zu haben, wodurch ich sowohl geistig als auch körperlich sehr benachteiligt sein würde. Diese Sorge erfüllte sie unablässig. Sie bereitete ihr Qual. Nicht etwa, dass sie sich angesichts der Tatsache, einen ungebildeten und dazu noch verkrüppelten Sohn zu haben, schämte. Sie dachte einzig und allein an den materiellen Nachteil, den das für mich bedeuten würde, wenn ich älter wäre. Sie wollte vor allem, dass ich in jeder nur möglichen Weise meinen Geschwistern gleichgestellt wäre, und da ich nun einmal nicht zur Schule gehen konnte, tat sie alles, was sie vermochte, um von sich aus die Folgen einer solchen Benachteiligung zu vermindern. (Brown, S.26, Z: 12ff.)
- 24.9 Wenn Mutter zu tun hatte, arbeitete ich allein weiter, immer wieder versuchend, neue Wörter zu erlernen, wann immer ich ihnen begegnete. Ich pflegte es mit den Namen der Gegenstände im Haus um mich herum zu probieren, ich versuchte, sie zu buchstabieren, wie zum Beispiel Feuer, Bild, Hund, Tür, Stuhl und so weiter. Ich war sehr stolz auf mich, wenn ich ein neues Wort bewältigt hatte und es für Mutter niederschreiben konnte, um ihr zu zeigen, was für ein grossartiger Schüler ich war. (Brown, S. 26f., Z: 36ff.)
- 24.10 Wenige Minuten später stiess ich ein Triumphgeschrei aus, von dem Mutter aufgeschreckt wurde, der Säugling in ihren Armen wurde unruhig und rührte sich. «Was gibt's Chris?», fragte sie. «Du wirst noch das Baby aufwecken.» (Brown, S. 27f., Z: 28ff.)
- 24.11 Aber das kümmerte mich nicht. Auf meine mir eigene wunderliche, grunzende Art bat ich sie, sofort zu mir zu kommen. (Brown, S. 27f., Z: 33ff.)
- 24.12 «Ein neues Wort, nicht wahr?» sagte sie, als sie herüberkam und sich mit dem in ihren Armen schlafenden Baby auf den Rand des Sofas setzte. (Brown, S. 27f., Z: 36ff.)
- 24.13 Ich grinste, und, den Bleistift aufnehmend, schrieb ich das Wort nieder, an dem ich so lange herumgerätselt hatte. ... Sie wandte sich um, legte ihre Hand auf mich und lächelte. Das neue Wort, dass ich zum erstenmal zu schreiben gelernt hatte, war – M u t t e r (Brown, S. 28., Z: 3ff.)
- 24.14 Ich werde dir Wasser holen, sagte Mutter, ging in die Kammer und kam mit einer Tasse voll Wasser zurück, die sie neben mich auf den Fussboden stellte. Ich hatte kein Papier. Mutter beschaffte mir welches, indem sie eine Seite aus Peters Rechenheft riss. Ich tauchte den Pinsel ins Wasser und rührte etwas leuchtend rote Farbe an. Dann straffte ich meinen Fuss, und während Mutter gespannt zusah, malte ich auf das freie Blatt vor mir – die Umrisse eines

- Kreuzes. (Brown, S. 57, Z: 13ff.)
- 24.15 Ich grinste triumphierend zu ihr empor. Ich erinnerte mich daran, wie wir schon einmal, an jenem Tage vor fünf Jahren, zusammen auf dem Fussboden, fast an der gleichen Stelle gesessen hatten, wie ich gezittert und geschwitzt hatte, als ich zum erstenmal mit meinem linken Fuss schrieb. Mutter hatte damals neben mir gesessen - sie war auch jetzt an meiner Seite und entflammte meine Begeisterung von neuem. (Brown, S. 57, Z: 22ff.)
- 24.16 Diesmal gab es kein Schwitzen oder Zittern. Ich machte es ganz ruhig. Ich hielt jetzt einen Pinsel, kein abgebrochenes Stück Kreide. Aber es war von gleicher Bedeutung - ich hatte eine neue Möglichkeit entdeckt, mit der Aussenwelt in Verbindung zu treten, eine neue Möglichkeit, mittels meines linken Fusses zu sprechen. (Brown, S. 57, Z: 30ff.)
- 24.17 Dann gelang es meiner Mutter, mir noch ein paar weitere Farben und Pinsel zu kaufen, zusammen mit ein oder zwei Zeichenheften und einem Bleistift. Ich hatte nun mehr Spielraum für meine Mitteilungsmöglichkeit und eine grössere Auswahl von Themen. Nach den wenigen ersten Wochen der Unsicherheit und Unbeholfenheit widmete ich mich zufrieden meinem neuen Zeitvertreib. Ich malte jeden Tag ganz für mich allein oben im hinteren Schlafzimmer. (Brown, S. 58, Z: 6ff.)
- 24.18 Mein Horizont begann sich zu weiten. Ich lernte mehr von mir selber und von den Vorgängen in meiner Umwelt begreifen, nicht weil jemand mir davon erzählte, sondern weil ich begonnen hatte, ein wenig mehr zu empfinden, ein wenig mehr zu denken und deshalb ein wenig mehr zu erkennen. Ich hatte mich selber besser kennen gelernt, weil ich gelernt hatte, mir Ausdruck zu verleihen und in die Tiefe all dessen vorzudringen, was unter der Oberfläche meines Bewusstseins lag. Aber ich hatte keine Ahnung, wie es bei allem, was noch in der Zukunft lag, um mich bestellt sein würde. (Brown, S. 63, Z: 7ff.)
- 24.19 Es war sehr vergnüglich, mit Hilfe der Bücher solche Traumreisen zu unternehmen. Wie einseitig und begrenzt meine Lektüre auch damals noch sein mochte, so verhalf sie mir doch dazu, etwas von der Welt jenseits meiner vier Wände kennenzulernen. (Brown, S. 117, Z: 27ff.)
- 24.20 Im Laufe der Zeit lernte ich bei Robert Collis allmählich immer mehr über das Schreiben. ... Es war immer noch sehr schwierig für uns, eingehender über Dinge zu diskutieren, denn damals konnte ich noch nicht mit jemandem ausserhalb des Familienkreises sprechen, ohne linkisch und verlegen zu werden und einen roten Kopf zu bekommen. Ich war trotz allem immer noch sehr verschlossen. So besorgte er alles Reden und ich alles Zuhören. (Brown, S.168, Z: 15ff.)
- 24.21 Ich sah in ihr (→Literatur) einen Tempel menschlichen Denkens und menschlicher Ideale, errichtet von mannigfaltigen Geistern, bescheidenen und grossen, von den blossen Registratoren und Historikern bis zu den grossen Denkern, von Menschen, die nur mit ihrem Verstand schrieben bis zu jenen, die mit dem Herzen schrieben, ja sogar mit ihrer Seele. (Brown, S.168, Z: 29ff.)
- 24.22 Er unterwies mich auch in allem, was zum Handwerk gehört, ohne selber Handwerker zu sein; er war ein guter Kritiker und liess sich in seiner Kritik nicht durch meine besondere Lage beirren. Aber er glaubte an mich, er glaubte daran, dass ich Schriftsteller werden könnte, und

- gab mir das Selbstvertrauen, das ich brauchte. (Brown, S.169, Z: 4ff.)
- 24.23 «Wie ist es um deine Bildung bestellt?» (Brown, S.171, Z: 21)
- 24.24 Meine Bildung! Sie war gleich null. Das erste und einzige Bröckchen Bildung, das ich jemals erhielt, war das Erlernen des Alphabets mit Hilfe meiner Mutter, und damals war ich fünf Jahre alt. Seitdem war ich meinen Weg, so gut ich konnte, allein weitergegangen, indem ich mich durch die Lektüre von Büchern - meistens Dickens! - zu bilden und aus diesen Büchern, so viel ich nur konnte, zu lernen trachtete. Bildung! Schon bei dem Wort allein erschrak ich zutiefst, denn ich wusste, oder besser, ich fühlte es, dass alles, was ich mir während der Kindheit und Jünglingsjahre an Kenntnissen angeeignet hatte, so gut wie nichts war, und ich wusste auch, dass ich einen langen Weg gehen musste, bis ich soweit wäre, überhaupt ermessen zu können, was Kenntnisse sind. (Brown, S.171, Z: 22ff.)
- 24.25 «Nicht sehr gut», brachte ich heraus.» (Brown, S.171, Z: 36)
- 24.26 «Ja», sagte er, «Bildung ist von unermesslichem Wert, und in deinem Fall halte ich sie für die Hauptsache.» (Brown, S.172, Z: 1ff.)
- 24.27 «Eine Schule oder Universität kannst du in der üblichen Weise nicht besuchen», fuhr er fort, «so wird es am besten sein und das nächste, was wir tun müssen, einen Privatlehrer für dich zu suchen. Es muss jemand sein, der die menschliche Natur von Grund auf kennt und beständig genug ist, um über deine ungewöhnlichen Körperbewegungen und die mangelnde Sprache hinwegzusehen. Ich werde den Marrowbone-Lane-Fonds bitten, das Geld dafür aufzubringen.» (Brown, S.172, Z: 6ff.)
- 24.28 Sein ganzes Gesicht schien einen lebhaften Verstand und ein noch lebendigeres Mitgefühl auszustrahlen. In jedem Augenblick unserer Begegnung empfand ich so gleich die Stärke und Anziehungskraft seiner Persönlichkeit, und ich fasste sofort Zuneigung zu ihm. (Brown, S.172f, Z: 36ff.)
- 24.29 Unsere gemeinsame Arbeit entwickelte sich auf freundschaftlicher, sachlicher und anspruchsloser Ebene. Er vermittelte mir das Gefühl, als seien wir Partner in einem grossen Unternehmen. Er half mir vorwärts. Er kam zweimal in der Woche, gewöhnlich Montag und Mittwoch, am Abend, und jedes Beisammensein dauerte ungefähr zwei Stunden oder länger. (Brown, S.173, Z: 13ff.)
- 24.30 Ich wurde tatsächlich so sicher, dass ich ganz frei zu sprechen begann und manchmal sogar richtig geschwätzig wurde. (Brown, S.173, Z: 27ff.)
- 24.31 Ich fühlte mich erleichtert, friedvoll -, wenigstens manchmal konnte ich wieder ich selber sein. Und wenn ich die Freude des Tanzens niemals erleben konnte, so konnte ich doch die Ekstase schöpferischer Arbeit erleben. (Brown, S. 178, Z: 4ff.)
- 24.32 Ich verkam in St. Nicholas, bis ich durch Rosie erlebte, dass es Menschen gibt, die wissen, dass in unseren hilflosen Körpern Geist und Seele wohnen können, auch wenn Rosie nicht erkannte, dass manche von uns sogar normal intelligent waren. Aber allein das Gefühl, wenigstens als lebendiges Wesen betrachtet zu werden und nicht nur als dahinvegetierender Körper, war Grund genug zur Hoffnung. Die Spielgruppe bedeutete viel für uns, nicht nur, weil

- sie unsere Vorstellungswelt erweiterte, sondern auch, weil dort intelligente Kinder von allen Stationen zusammenkamen. Wir trafen Kinder, die kommunizieren konnten, und waren nicht mehr so allein, auch wenn es den anderen kein bisschen besser ging als uns. Vorher hatten wir ständig in der Angst gelebt, dass wir auf Stationen verlegt würden, wo keiner sprechen konnte. Wasserplanschen, Sandspielen und Fingermalen waren neue Lustbarkeiten für uns - solche Babyspiele sind sonst nicht attraktiv für Teenager, aber für uns war dieser Kindergarten die einzige Spielmöglichkeit und die einzige Schule, die wir je hatten. (McDonald, S. 49, Z: 5ff.)
- 24.33 Als Rosie sagte, dass sie mir das Sprechen beibringen könnte, wusste ich schon, dass Wörter mir nicht genügen würden. Ich wollte buchstabieren lernen. Aber wie sollte ich das Rosie mitteilen? Zwar freute ich mich, aber eine schnelle Verständigungsmöglichkeit war nicht das, was ich brauchte. Ich brauchte einen Weg, den Menschen zu zeigen, dass ich mehr wusste, als sie glaubten. (McDonald, S. 68, Z: 22ff.)
- 24.34 Die Kreise benutzte ich vor allem, um meinen Intelligenzquotienten zu beweisen- ansonsten brachten sie mir wenig, was nicht auch mit Ja-Nein-Antworten zu erreichen gewesen wäre. Ich wäre explodiert, wenn Rosie nicht bald zu Wörtern übergegangen wäre. Mit den Wort-Klötzen konnte ich wenigstens zeigen, dass ich Sätze bilden konnte. Mit den Klötzen konnte ich mich eigenständig äussern, wenn auch bei der vorgegebenen Auswahl der Wörter nur in begrenztem Rahmen. (McDonald, S. 77, Z: 13ff.)
- 24.35 Ich hasste es, wenn ich nach dem Unterricht mit Rosie auf die Station zurückmusste, aber diesmal war alles anders. Bis zu diesem Abend hatte ich keine Hoffnung, keine Stimme – nun hatte ich plötzlich beides. In dieser Nacht plante ich meine Zukunft. Ich würde zur Schule gehen, und meine Eltern würden mit mir als einem ernstzunehmenden Menschen sprechen. Vor dem Gedanken, St. Nicholas zu verlassen, scheute ich zurück. Das wäre zu schön, um wahr zu sein. (McDonald, S. 81, Z: 27ff.)
- 24.36 Ich war verblüfft, wie schnell das Buchstabieren kam, nachdem ich mit den Kreisen angefangen hatte. Rosie war eine gute Beobachterin. Als sie sah, wie leicht ich mit den Kreisen zurechtkam, ging sie in Windeseile zu Wörtern über. Aber dabei hätte sie es dann belassen können. Es überraschte mich, dass sie die Wort-Klötze immer wieder mischte. Wer mit einem Kind arbeitet, das er als mehr oder weniger geistig behindert einschätzt, würde doch die Positionen konstant halten? (McDonald, S. 81f., Z: 35ff.)
- 24.37 Als ich noch ganz vom Verkehr mit der Aussenwelt abgeschnitten war, habe ich oft über Verständigungsmöglichkeiten nachgedacht. Es schien mir immer besser, Buchstaben zu benutzen als Symbole oder Wörter. Als Rosie sagte, dass sie mich Bilder oder Symbole lehren wollte, hatte ich Angst, dass es dabei bleiben würde. Ich gab mir so grosse Mühe, weil das meine einzige Möglichkeit war, ihr zu zeigen, dass ich klüger war, als sie dachte. Zum Glück habe ich ein gutes visuelles Gedächtnis und konnte schnell Wörter lernen. (McDonald, S. 82, Z: 21ff.)
- 24.38 Ich brauchte damals länger, um eine Seite zu lesen, als heute, aber lesen konnte ich schon alles. Manche weniger gebräuchlichen Wörter musste ich mir noch zusammenreimen; aber

- jedes Wort, dass ich jemals gehört hatte, konnte ich auch lesen. (McDonald, S. 109, Z: 30ff.)
- 24.39 Als Körperbehinderte hat man ein anderes Zeitgefühl. Wenn man so häufig zu absoluter Passivität verdammt ist, wird man erfinderisch im Füllen der Zeit. Während der Lücken in meinem Leben liess ich mein Gehirn gegen sich selbst spielen und rechnete Dinge aus, von deren Existenz ich wusste, aber deren Wert ich nicht kannte. (McDonald, S. 109f., Z: 34ff.)
- 24.40 Das Fernsehen erweiterte meinen Horizont: Die Serie «Der Aufstieg der Menschheit» von Brownowski gab mir den entscheidenden Anstoss zum wissenschaftlichen Denken. In St. Nicholas war sie nicht besonders gefragt, aber mich bewahrte sie vor geistiger Leere. Diese Serie eröffnete mir den Zugang zur Mathematik. (McDonald, S. 110f., Z: 3ff.)
- 24.41 Als Joey uns Bruchrechnen lehrte, schloss sich der Kreis. Ich begann zu meiner Unterhaltung zu rechnen. Ich versuchte auch einige Konstanten zu berechnen. Ich machte einen Ansatz, die Lichtgeschwindigkeit zu berechnen, indem ich die Entfernung zwischen Mond und Erde (die bei der Berichterstattung über das Apolloprogramm erwähnt wurde) sowie die festgestellte Verzögerung der Radiosignale zugrundelegte. Es liess sich nicht vermeiden, dass meine Berechnung ziemlich grob ausfiel, weil ich nur volle Sekunden als Annäherungswerte kannte. Ich konnte nicht umrechnen, da ich keine Ahnung hatte, wieviel Fuss eine Meile hat. (McDonald, S. 110, Z: 8ff.)
- 24.42 Einen Wert für pi zu finden, war mir unmöglich, da ich nichts über Masse wusste. Mir war klar, dass es eine Beziehung zwischen Umfang und Durchmesser eines Kreises gibt. Erst später lernte ich den Namen dafür. Auf spitzwinklige Dreiecke zu kommen (ich pflegte sie «zwei verbundene rechtwinklige Dreiecke» zu nennen), war einfach in einem Hospital, in dem alle Windeln tragen. Brownowski behandelte den Pythagoreischen Lehrsatz, und ich hatte reichlich Gelegenheit, über die Bedeutung nachzudenken. Die Windeln im Hospital waren nicht quadratisch, und jedes Mal, wenn die Schwestern eine Windel falteten, mussten sie erst ein Quadrat daraus machen. Ich begann zu verstehen, was Symmetrie bedeutet und wie wichtig sie in der Geometrie ist. (McDonald, S. 110, Z: 18ff.)
- 24.43 Zum Rechnen benutzte ich ein primitives Rechenbrett auf der Grundlage der Uhr. Ich arbeitete mit der Grundzahl zwölf. Ich behandelte die Einheiten als Minuten, den nächsthöheren Stellenwert legte ich auf die Stundenzahlen, und für die nächste Potenz nahm ich die Gitterstäbe meines Bettes. (McDonald, S. 110, Z: 29ff.)
- 24.44 Meine mathematischen Kenntnisse bedeuteten mir viel, weil sie mich in meinen späteren Jahren in St. Nicholas so glücklich beschäftigten. Mein Meisterstück leistete ich, als ich mir aus Additionen und Substruktionen, die ich aus der «Sesamstrasse» gelernt hatte, das Multiplizieren und Dividieren ableitete. Das Multiplizieren bot sich fast von alleine an: Man addiert zwei Reihen von den Gitterstäben des Bettes und erhält aus zwei Dreizehnern sechszwanzig und genauso dreizehn Zweier. Das Dividieren war schwieriger. Ich hatte nur halb so viel Spass an einem dicken Buch über Atombomben, weil ich nicht richtig dividieren konnte. (McDonald, S. 110f., Z: 34ff.)
- 24.45 Zu viele Lehrer fürchten sich davor, dass ihre Schüler sie als Dummköpfe dastehen lassen. Vielleicht war dies Rosies grösste Stärke – es war ihr gleich, was andere sagten, solange sie

- sich selbst im Recht fühlte. Erst als wir gemeinsam über «mist» lachten, konnte Rosie sicher sein, dass ich unabhängig von ihr kommunizierte. Und dennoch hatte sie mir immer eine Chance gegeben. Sonst wäre ich noch immer in St. Nicholas, falls ich überhaupt noch am Leben wäre. (McDonald, S. 124, Z: 5ff.)
- 24.46 Ich versuchte auch, den anderen etwas beizubringen. Als Rosie mich das buchstabieren lehrte, versuchte ich es weiterzugeben. (McDonald, S. 170, Z: 19ff.)
- 24.47 Lehrer mehrten oder mindern das Selbstvertrauen ihrer Schüler. Was Joseph anging, so stärkten seine Lehrer sein Selbstvertrauen, indem sie nicht nur seine codierten Mitteilungen dechiffrierten, sondern darüber hinaus einfallsreich genug waren, ihn an der Erfahrung von Kindern teilhaben zu lassen, die nur leicht behindert waren. (Nolan, S.21, Z: 1ff.)
- 24.48 Unterschiedlichste und spannendste Vergnügen wurden dadurch möglich, dass die Lehrer sie in Josephs Welt einführten. (Nolan, S. 21, Z:12ff.)
- 24.49 Als Paul O' Mahony den schmerzlich-sehnsüchtigen Wunsch in Josephs Augen las, trug er den verkrüppelten Jungen die steilen Stufen nach oben, setzte ihn auf seinen Schoss und nahm ihn so mit auf die Rundfahrt durch Clontarf. Die Stimme des Lehrers löschte die Bösartigkeit des Schicksals aus; ... (Nolan, S.21, Z: 23ff.)
- 24.50 So also stand es um Josephs Lehrer. Ihr Vorstellungsvermögen war so ausgeprägt, dass der stumme Junge sich stets über den fast telepathischen Grad an Gewissheit wunderte, mit dem sie seinen Gesichtsausdruck, die Bewegungen seiner Augen und seine Körpersprache deuteten. Lehrer und Schüler mussten oft lachen, wenn sie seinen Code dechiffrierten. In solchen Augenblicken schaute Joseph das Antlitz Gottes in Menschengestalt. Es leuchtete auf in ihrer Freundlichkeit, es strahlte in ihrer Begeisterung, es zeigte sich in ihrer Fürsorge, ja es liebte ihn in ihren Blicken. (Nolan, S.22, Z: 4ff.)
- 24.51 Da ihm überdurchschnittliche Intelligenz zugeschrieben wurde, suchte Joseph nunmehr eine Schule, die souverän genug wäre, einen stummen Krüppel in die Gemeinschaft normaler, schön gewachsener Jungen und Mädchen aufzunehmen. (Nolan, S.26, Z: 1ff.)
- 24.52 Als er mithören musste, wie seine Eltern akzeptierten, dass ein verkrüppelter Knabe auf der Speisekarte einer normalen, eleganten Schule nicht einmal als Hors d'œuvre auftauchen könnte, zerstörten diese hohlen Phrasen der Ablehnung sein wunderbar fröhliches Leben, das sich gerade zu artikulieren begann. (Nolan, S.24, Z: 4ff.)
- 24.53 «Glaub mir, man wird dich ausschliesslich nach deinen Leistungen beurteilen. In der Schule hat es nie zuvor einen behinderten Schüler gegeben, aber man möchte dich gerne kennenlernen.» (Nolan, S. 25, Z: 29ff.)
- 24.54 Jim Casey bemerkte die Neugier des Jungen, und stellte und beantwortete die Fragen, die Joseph nach allem, was er sah, durch den Kopf schiessen mussten. Von dem Einfühlungsvermögen des Lehrers war der Junge ganz überwältigt, und während er zuhörte, jubelte er innerlich: Mount Temple würde alle seine Träume erfüllen. (Nolan, S. 29f., Z: 35-1ff.)
- 24.55 John Medlycott zeigte sich der Situation gewachsen, und erstmals an diesem Tag gab Joseph ein natürliches Lächeln von sich. Aber er wusste genau, es würden noch andere Tage folgen,

- liess sich doch jede Gelegenheit dazu benutzen, neues Licht in seine triste Traumwelt zu giessen. (Nolan, S. 30, Z: 27ff.)
- 24.56 Er rief sich die grossmütigen Männer in Erinnerung, die er eben kennen gelernt hatte, und wusste, dass sie ihn gesalbt hatten, indem sie fest an eine Zukunft glaubten, zu der ein behinderter Junge in den Reihen der Schülerschaft gehörte. (Nolan, S. 32f, Z: 34ff.)
- 24.57 Aber ihr Wortwechsel kam auch ihm zustatten, beantwortete er doch im Stillen sämtliche Fragen und wartete dann ab, um zu sehen, ob jemand seine Meinung teilte. (Nolan, S. 37, Z: 7ff.)
- 24.58 Sie strahlte normale Zivilcourage aus, hatte sie doch die Miene aufgesetzt: «Geratet nur nicht in Panik, ich habe die Situation völlig unter Kontrolle!» (Nolan, S. 38, Z: 26ff.)
- 24.59 In der ersten Woche wurde jeder Tag, zum Halbttag verkürzt, eigens so gestaltet, dass man auf Josephs Bedürfnisse eingehen konnte. (Nolan, S. 39, Z: 4ff.)
- 24.60 Joseph hatte Angst seiner Schule zur Last zu fallen. (Nolan, S. 40, Z: 18)
- 24.61 Nun wurde die Schule ihrem Glauben gerecht, indem sie erklärte: In den Wohnungen des Herrn ist ein jeder zu Hause. Joseph litt hunderttausendfach unter seiner Behinderung. Jetzt aber fühlte er, wie Menschenhände ihm ein stückweit sein Kreuz abnahmen, sah zu und bäumte sich auf vor Freude. (Nolan, S. 40, Z: 23ff.)
- 24.62 Unverfrorenem Gerede entzog das Schulleben den Boden. ... So gekrümmt er auch war, Joseph hörte auf, sich Angst um nichts und wieder nichts zu machen, die Schule wiegte ihn in ihren Armen, ... (Nolan, S. 41f., Z: 33ff.)
- 24.63 Joseph gewöhnte sich langsam daran, dass er zum Diskussionsgegenstand wurde. Ganz offen erörterten die Schüler seine körperlichen Defekte, und da sie sich sicher waren, dass er sie nicht verstehen konnte, nahmen sie sich eine Lautstärke raus, als sei er gar nicht anwesend gewesen. Sie überlegten ob der Krüppel wohl eine Windel trüge, und hätten ihn, um sich zu vergewissern, allzu gerne daraufhin untersucht. Dann debattierten sie seinen Mangel an Intelligenz. Sie wählten verschiedene Bezeichnungen, mit denen sie ihn abqualifizieren konnten. So warfen sie mit Wörtern um sich wie Psychopath, Geistesgestörter, Spasti, Gehirnputierter, Schwachsinniger. Sie fanden, dass er in einer Schule für normale Kinder fehl am Platz sei, und machten sich darüber lustig, dass der Direktor und das Kollegium offensichtlich auf ihn hereingefallen waren. Joseph stellte sich dumm, hörte sich alles mit an und erfuhr auf diese Weise, wie andere Schüler ihn beurteilten. (Nolan, S. 45, Z: 7ff.)
- 24.64 Hier sass er nun, verlangte, verstanden zu werden, wurde schliesslich gedeutet und dann auch verstanden. Da er seine Fächer beherrschte, zog grosse Freude in Josephs Herz ein, doch suchte er immer nach einem Weg, das in den Winkeln seines Geistes Geschriebene auch auszudrücken. (Nolan, S. 75f, Z: 34ff.)
- 24.65 Freundschaften gedeihen jedoch nicht in Klassenzimmern, und Jim Casey schien sich dessen vollauf bewusst zu sein. Er sah, wie Joseph sich heimlich seinen Weg in die Herzen seiner Freunde bahnte. Zwar tat er so, als sei er ungehalten, aber wenn er den Blick seines Schülers auffing, lächelte er oft freundlich und blinzelte ihm zu, als wolle er andeuten, dass er vollstes Verständnis für Josephs pennälerhafte Bemühungen habe, sich Trost zu verschaffen. (Nolan,

S. 95, Z: 21ff.)

- 24.66 Ziel des Schuljungen war es immer gewesen, sich möglichst normal zu verhalten, dabei hatte er doch den narrensicheren Beweis seiner verzweiflungsvollen Existenz als Behinderter neben sich liegen. (Nolan, S. 138, Z: 14ff.) →*das Buch*
- 24.67 Er musste sich mit den neuen Jungen und Mädchen in seiner Klasse verständigen lernen. So unternahm er denn einen ersten Anlauf und schaute in die Runde. Er warf jemandem einen Blick zu, doch der sah weg. Daraufhin versuchte er es mit anderen und machte seinen Stakkato- Bückling, aber sie fixierten ihn nur und täuschten Interesse an Mr. Caseys Unterricht vor. Er versuchte es zum wiederholten Mal, doch die Jungen und Mädchen wiesen ihn schweigend ab. Er nahm sich vor, nicht gleich die beleidigte Leberwurst zu spielen; er konnte es ihnen ja nicht einmal verdenken- er an ihrer Stelle hätte vermutlich genauso oder gar noch schlimmer reagiert. (Nolan, S. 128, Z: 20ff.)
- 24.68 Fast alle seine Klassenkameraden akzeptierten inzwischen, dass er im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte war, aber es gab natürlich auch den einen oder anderen ungläubigen Thomas, und Buch hin, Buch her, von ihrer mitleidigen Einschätzung seiner Person wollten sie partout nicht abrücken. Er machte sich auch gar keine Hoffnungen, dass er ihr Denken jemals würde ändern können. Sein Buch war nicht für sie bestimmt. Es lag friedlich neben ihm, und zeigen wollte er es nur seinen Freunden und seinen feinfühligern Lehrern. (Nolan, S. 138, Z: 17ff.)
- 24.69 Die Lehrer halfen ihm, indem sie ihn ebenso behandelten wie alle anderen Schüler auch. Sie ermahnten ihn, wenn er mit seinen Kumpeln herumalberte. Seine Behinderung übergingen sie geflissentlich und kommentierten ihn mit dem übrigen Haufen herum. Wenn er jedoch das Kollegium insgesamt betrachtete, befand er einen Lehrer für unzulänglich. Ihm fiel auf, dass der betreffende Lehrer ihn nie direkt ansprach und ihm nicht einmal solche Fragen stellte, die er mit Ja oder Nein hätte beantworten können- den Burschen, der in seinem Rollstuhl festgezurr war, nahm er einfach nicht für voll. Joseph bemühte sich sehr, zu diesem Mann durchzudringen, und so sass er da und sprudelte Pläne. Wenn der Lehrer die Klasse fragte, ob sie eine bestimmte Begriffserklärung verstanden habe, verbeugte und verneigte sich Joseph. Aber wie hätte er damit Erfolg haben können, wenn der Lehrer es ganz entschieden vermied, in seine Richtung zu blicken? Joseph tröstete sich damit, dass das Kollegium als Kollektiv einem Schüler durchaus das Vertrauen aussprechen konnte, ein Mann mit Überzeugungen gegen jede bessere Einsicht allerdings von seiner Haltung nicht abzubringen ist. (Nolan, S. 138f, Z: 26ff.)
- 24.70 Während sich ihre Unterrichtsfächer nach ihren Stärken und Schwächen richteten, blieben Josephs immer die gleichen. (Nolan, S. 154, Z: 14f.)
- 24.71 Von den Lehrern wurde er nie verzärtelt; er war auf sich gestellt: Entweder er suchte sich selber Freunde oder er blieb auf der Strecke. Glücklicherweise kümmerten sich die Jungen und Mädchen der fünften Klasse um ihn, zusammen mit all den alten Freundin trieben sie neue Blüten am einsamen Strauch seines Lebens. (Nolan, S. 154, Z: 22ff.)
- 24.72 Josephs Gesundheit hätte nicht besser sein können, aber des öfteren musste er Krankheit vortäuschen, um den Vorwand, unter dem sie ihn an die frische Luft schaffen wollten, zu

- untermauern. (Nolan, S. 155, Z: 7ff.)
- 24.73 Als die Lehrer Joseph aufforderten, an der geplanten Klassenfahrt teilzunehmen, wäre ihm vor lauter Aufregung fast das Herz zersprungen. Er beschloss, die Entdeckungsreise auf keinen Fall zu versäumen. Auf die Entbehrungen der Reise war er ebenso gefasst wie alle anderen auch, aber gespannter noch war er auf den Spass, der, das fühlte er, in der Luft lag und die Riege von Mount Temple erwartete. (Nolan, S. 177, Z: 14ff.)
- 24.74 Er fühlte sich wohl im geregelten Leben der Oberschule und beabsichtigte nun, auf die Hochschule überzuwechseln. Werde ich es denn schaffen, sinnierte Joseph, an seiner Nabelschnur hängend. Kann ich mich aus meiner Hörigkeit befreien? Bestimmt werde ich auf der Strecke bleiben und stumme Schreie um Hilfe und Verständnis ausstossen. Vielleicht wird mich die Gelehrsamkeit der Professoren unter ihren Talaren einschüchtern. Wie können Krüppel wie ich bloss so bekloppt sein, ihre Behinderung auch noch zur Schau zu stellen? Was werde ich anstellen, wenn sich die Studenten über mich lustig machen? Verbiesterter Pantoffelheld, der ich bin, werde ich nicht wie ein Muttersöhnchen wirken, wenn stinknormale Wirbelwinde durch meine handschellengefesselte Normalität jagen? Muss ich mich denn wirklich an die Öffentlichkeit wagen, obwohl ich stumm bin wie die Weite des Himmels? (Nolan, S. 198f., Z: 22ff.)
- 24.75 ... und gedachte der Einsamkeit seiner glücklichen Tage hier, als er Bandenkriege und lautes Lachen überstanden hatte und ihm sein mit Schönheit vollgestopftes Leben Spass gemacht hatte. (Nolan, S. 202, Z: 28ff.)
- 24.76 Von seinen Freunden in der Klassengemeinschaft stets für voll genommen, hatte er Dinge erlebt, die er nie verraten würde, hatte Dinge gesehen, die er nie schildern würde, hatte sich ein Leben eingefangen, das ihm bis zum Grab ausreichen würde, und das alles nur weil eine Schule seine Neider zum Teufel gewünscht und Joseph Meehan in ihrer Mitte willkommen geheissen hatte. (Nolan, S. 202f., Z: 32ff.)
- 24.77 Unendliche Sorgen bäumten sich auf und galoppierten davon. Das Gespräch schlenderte durch grüne Wiesen. Der Schulunterricht hat sich nie so angehört, dachte Joseph, als er aufmerksam den Gedankengängen, dem Gedankenreichtum der Hochschullehrer folgte. Stell dir nur vor, jeden Tag so jemandem zuhören zu können! Wenn Sie mir schon in einem einfachen Gespräch so imponieren, mein Gott, wie muss das dann erst klingen, wenn sie ausgearbeitete Vorlesungen halten? (Nolan, S., 203f.Z: 28ff.)
- 24.78 ...- und vom einfältigen Joseph hiess es, er amüsiere sich glänzend. Er amüsierte sich in der Tat, denn anders, als seine Freunde dachten, sah er die Aufforderung der Mädchen zum Tanz als ihre letzte Gelegenheit, ihm zu zeigen, dass er ihnen nicht gleichgültig war. Die Aufmerksamkeit, die Jungen und Mädchen gemeinsam ihm schenkten, wühlte den verkrüppelten Jungen auf. Er bewunderte ihre unterschiedlichen Annäherungsversuche sehr, und als er bei ihnen sass und ihnen dabei zusah, wie sie das Abschiedsessen der Schule in sich hineinfutterten, kaute er innerlich an den Brosamen des Freimuts. (Nolan, S. 205, Z: 8ff.)

- 24.79 Er musste sich in Schweigen hüllen, er schnaufte nur. Um so konzentrierter lauschte er dem Vortrag der Dozenten. (Nolan, S. 207, Z: 13f.)
- 24.80 Schüchtern sass er unter den klugen, lautstarken Studenten und staunte über ihre Verlegenheit und ihre jugendlichen Hemmungen. Sie besaßen eine grossartige Gesinnung, aber in den Tutorien sagten sie oft keinen Piep, so dass Joseph frustriert auf- und niederhopste, weil sie es vorzogen, ins Heer der Stummen einzutreten. (Nolan, S. 207, Z: 15ff.)
- 24.81 Die an der Universität vorherrschende prahlerische Unverfrorenheit ärgerte Joseph, sie missbilligte seinen törichten Gesichtsausdruck, seine lauten, ungenierten Rülpsen und seine aufrichtigen aber nur hingemurmelten Gedanken. (Nolan, S. 210, Z: 27ff.)
- 24.82 Der behinderte Junge tippte seine Befunde mehr schlecht als recht, doch das Vertrauen seines Professors in seinen aufgeschlossenen Geist liess nicht nach. Einfühlsam las er zwischen den spärlichen Zeilen und vermochte Josephs schweissgetränkter Sprache genügend Sinn abzugewinnen. (Nolan, S. 211, Z: 23ff.)
- 24.83 Niemand liess ihn fühlen, dass er anders war; er hielt sogar Ausschau nach jenen ablehnenden Blicken, mit denen ihm die Leute früher begegnet waren - aber alle Achtung, weder bei Dozenten noch bei Studenten fand er, wonach er suchte. (Nolan, S. 213, Z: 7ff.)
- 24.84 ..., strebte er von seinem Tiefstpunkt aus danach, sein einziges Talent für eine salzige Bastardsprache, eine Art Brailleschrift einzusetzen, so dass die Leute, die ihn lasen, der instinktiven Auffassung der Menschheit entsagten, sprach-lose Krüppel müssten für immer als Untergebene des labernden Establishments umherkriechen. (Nolan, S. 213, Z: 29ff.)
- 24.85 Ich will alleine in die Schule, weil ich auch interessiert bin und etwas lernen möchte. Warum denken alle, ich verstehe nicht? Ich verstehe und bin intelligent. Aber es ist für viele nicht normal, dass ich auch in die Schule gehe. (Schär, S. 124, Z: 14ff.)
- 24.86 Ich gehe gerne in die Schule. Ich zeichne gerne eine Bildergeschichte. Ich rechne blitzschnell in der Schule. (Schär, S. 148, Z: 8f.)
- 24.87 Ich freue mich auf den Computer, weil dann Roland mein Lehrer wird. Und auf Smilys Besuch. Ich freue mich, dass meine Mutter zu mir hält und ich nicht in ein Heim muss. (Schär, S. 148, Z: 22ff.)
- 24.88 Sie sieht mich nicht. Sie will mich nicht. Sie spricht nicht mit mir. (Schär, S. 149, Z: 2f.)
- 24.89 Ich gehe gerne in die Schule, nur manchmal finde ich sie ein bisschen langweilig. Ich weiss schon viel, und in die Schule gehe ich am liebsten, wenn ich Neues lerne. Ich bin nicht unglücklich. (Schär, S. 150f., Z: 33ff.)
- 24.90 Ich schreibe mit Unterstützung. Die Lehrerin ruft mich auf. (Schär, S. 171, Z: 11ff.)
- 24.91 Sie waren alle unterschiedlich. Es gibt nette und weniger nette. →Mitschüler (Schär, S. 172, Z: 12ff.)
- 24.92 Ich heisse Zahra Khan und lebe in Zürich. Ich bin 11 1/2 Jahre alt und besuche die 6. Klasse in der normalen Schule. Ich lebe mit meiner Mutter, zwei Katzen, Carmen und Alice im Wunderland, und zwei Kanarienvögeln, Pipo und Popcorn, in einer grossen Wohnung. (Schär,

S. 198, Z: 25ff.)

- 24.93 Ich habe mich unmöglich benommen heute Morgen. In Zukunft werde ich die Aufgaben wieder korrekt machen. Wenn ich ans Gymi kann, will ich nun auch dafür lernen. Es tut mir leid, dass ich so gemein war mit Ihnen. (Schär, S. 205f., Z: 32ff.)
- 24.94 Musik beflügelt die Seelen und setzt gute Energien frei. Besonders Mozartstücke haben eine unglaubliche Wirkung auf die Seelen der Menschen. Sie ist so komponiert, dass wir wirklich in uns die guten Kräfte spüren. Was genau so wirkt, weiss ich nicht. Leider habe ich die Musiktheorie noch nicht gelernt. Aber es interessiert mich sehr, wie Musik geschrieben wird. Deshalb freue ich mich auch auf den Musikunterricht in der Schule. (Schär, S. 210, Z: 14ff.)
- 24.95 Wieso ich ins Gymnasium will:
Weil ich Physik studieren möchte, wie Stephen Hawking in England.
Weil geistiges Wissen meine Chance ist, angenommen zu werden als körperbehinderten Mensch in dieser Welt.
Weil ich mich gerne weiterbilden und Neues lernen will in der Schule.
Weil man sagt, dass ich intelligent sei
Weil ich eigentlich ins Gymi gehöre!
Ich hoffe, sie haben Verständnis für mich. (Schär, S. 213, Z: 9ff.)
- 24.96 Ich bin jetzt seit August hier in der Schule, und ich bin froh, darüber. Aber ich habe das Gefühl, dass es in der Klasse einige Missverständnisse gibt und ihr vieles noch nicht über mich wisst. Ich bin hirnerkrankt durch eine Narkoseunfall. (Schär, S. 216, Z: 20ff.)
- 24.97 Ich habe im Alter von fünf Jahren angefangen, mich mit meiner Mutter zu unterhalten. Erst habe ich das über Zeichen für ja und nein gemacht. Dann bin ich in die Schule gekommen und habe wie ihr schreiben gelernt. (Schär, S. 216, Z: 24ff.)
- 24.98 Ich brauche viel Ruhe, da ich schnell müde werde. Deswegen bin ich froh, dass ich nicht ins Turnen und zu Handarbeit gehen muss. Da esse ich und ruhe mich aus. (Schär, S. 217, Z: 6ff.)
- 24.99 Ich brauche zu vielem sehr lange, wie zum Beispiel zum Essen oder zum Schreiben. Deshalb kann ich oft nicht genauso viele Hausaufgaben machen wie ihr. Dafür kann ich mir Dinge leicht merken, wenn ich sie lese. Das ist ein Glück für mich. Ich habe mir einfach eine andere Art zu lernen angewöhnt. Ich lerne gerne, wenn das Thema interessant ist. Aber auch so strenge ich mich an, weil ich studieren will und muss. (Schär, S. 217, Z: 8ff.)
- 24.100 Ich habe ausserdem nicht so viele Freunde und Freundinnen mit denen ich spielen kann. Also habe ich wenig Ablenkung von der Schule. Ich bin offen für neue Freundschaften und wünsche mir, dass ihr mich als Klassenkameradin annehmt. (Schär, S. 217, Z: 15ff.)
- 24.101 Was mich auch noch speziell macht: trotz meiner Körperbehinderung gehe ich in die öffentliche Schule. Zurzeit besuche ich die Vorbereitungsklasse im FreienGymi in Zürich. Später will ich ins Gymnasium gehen und noch später an der Universität Physik studieren. (Schär, S. 225, Z: 1ff.)
- 24.102 In unserer Klasse finde ich keine guten Freunde. Es ist schwer für mich, mit den anderen in der Klasse Kontakt aufzunehmen. Ich möchte gerne in der Pause mit anderen Schülern reden

- und nicht nur am Rand sitzen und nachgemacht werden. (Schär, S. 228, Z: 29ff.)
- 24.103 Es ist so schade, wenn die anderen Schüler zwischen den Bänken turnen, und ich muss nachdenken und kann nichts machen oder sagen. So fangen sie mich an zu ärgern, und ich habe nicht mehr Lust, in die Schule zu gehen. Auch zum Lernen ist es so nicht lustig. (Schär, S. 228f., Z: 33ff.)
- 24.104 Ich wünsche mir für das nächste Jahr viele Freunde in der Schule. Ausserdem will ich in der Schule viel besser werden. (Schär, S. 229, Z: 7ff.)
- 24.105 Mehr als alles andere wünsche ich mir, laufen und sprechen zu können. Aber alles was ich selbst kann, ist gestützt schreiben und meinen Kopf und mein Gesicht bewegen. Aber ich gehe trotzdem ins Gymnasium und bin eine der Klassenbesten. (Schär, S. 245, Z: 12ff.)
- 24.106 Ich mag eigentlich die Schule gerne. Meine Lehrer und meine Klasse. Aber ich will einfach mal rausgehen und schöne Dinge tun, und zwar viel mehr als jetzt. Ich kann das aber nur wenig und wenn ich ständig in der Schule oder hinter den Aufgaben sitze. (Schär, S. 259, Z: 25ff.)
- 24.107 Eigentlich will ich weniger Schule und mehr Freizeit. Unbedingt. Ich kann doch vielleicht auf das Abitur lernen und Bücher schreiben. Das würde ich viel lieber tun. Gleich. Einstein flog schliesslich auch aus der Schule und war später ein Genie. Ich verliere einfach meine Lebenslust und meinen Lebenswillen. Ich will nicht depressiv werden. (Schär, S. 259f., Z: 30ff.)
- 24.108 Ich möchte gerne vom Gymnasium gehen und privat weiter lernen. Vielleicht, dass ich von der Schule die Aufgaben und die Klausuren gestellt bekomme und die Schule sie wieder korrigiert. Kinder kann ich auch woanders kennen lernen. Besonders wenn ich dann mehr Zeit habe. Privat konnte ich schon immer am besten lernen. Vielleicht machen die ja mit am Freigym. Sada kann mit mir Latein machen. Sabine Deutsch usw. Ich könnte mein Abitur trotzdem machen. Aber so nicht. So gehe ich seelisch drauf. Ich halte dem Druck nicht stand. (Schär, S. 260, Z: 5ff.)
- 24.109 Ich will lernen und nochmals viel lernen. Das ist super gut! Ich brauche das wie andere die Luft zum atmen. Und ich bin schon gross und schwer. Ich weiss schon viel, will noch mehr. Erzähl mir etwas über Grenzen. Davon weiss ich wenig. (Schär, S. 261, Z: 32ff.)
- 24.110 Damit die Lehrer mich sehen müssen. →*vorne sitzen* (Schär, S. 269, Z: 9ff.)
- 24.111 Was muss ich tun, damit die Klasse mich akzeptiert? (Schär, S. 270, Z: 4ff.)
- 24.112 Heute kann ich mit einer Stützpersion kommunizieren. So kann ich aktiv am Unterricht teilnehmen. Leider kann ich erst teilweise alleine sein in einer Lektion. Ich würde viel lieber immer alleine sein und durch eine Mitschülerin kommunizieren. Das wäre mein Traum – Aber ob es eine solche gibt, die bereit wäre, mit mir zu schreiben? Ich gebe die Hoffnung nicht auf! (Schär, S. 276, Z: 1ff.)
- 24.113 Gestern habe ich durch die Frage einer Psychotherapeutin gemerkt, weshalb ich in letzter Zeit zu häufig Bauchweh habe: Die Atmosphäre in der Schule ist mir gegenüber kalt. Die anderen Schüler und Schülerinnen begegnen mir gar nicht, sondern sie ignorieren mich. (Schär, S. 276, Z: 9ff.)
- 24.114 Die Schüler und Schülerinnen haben vielleicht Mühe, weil immer eine erwachsene Person dabei ist. Das möchte ich ja selber nicht! Das geht nur, wenn jemand versucht mit mir selber zu

- schreiben. Wer es versuchen möchte, melde sich bei mir! Es wird schon schief gehen! (Schär, S. 276, Z: 21ff.)
- 24.115 Es ist doof, das alles, das mit der Schule. Sie sind unfair. Ich möchte jetzt raus. Ich will nicht einsam sein. Ich möchte wie alle Kinder in die Schule gehen. Ja. Ein Gymnasium ist für mich passend. (Schär, S. 278, Z: 30ff.)
- 24.116 Ich will nicht in diese Schule (das Mathilde Escher Heim). Ich will wieder ins Gymnasium. Ich will nicht dumm werden. Ich mache die Prüfung. Ihr müsst mit mir lernen. Ich will mit dir (Mutter) wohnen. (Schär, S. 281, Z: 30ff.)
- 24.117 Ich will wirklich Physik studieren und herausfinden, wie die Telepathie funktioniert. (Schär, S. 282, Z: 6f.)
- 24.118 Liebe Lehrer ich bin nicht froh zuhause. Ich war gerne im Gymnasium und finde, ich gehöre dahin. Ich habe viel gelernt bei Ihnen. Es gibt aber noch mehr, was ich lernen möchte und kann. Dafür brauche ich eine Schule und gute Lehrer, die mich unterrichten wollen. Ich habe es Ihnen nicht leicht gemacht. Aber ich glaube, ich habe mich oft mehr bemüht als einige unter Ihnen. Das ist schade. Ich suche jetzt wieder eine Schule. Ich will einen Abschluss, der mir die Uni ermöglicht. Ich habe einen fähigen Kopf. (Schär, S. 284, Z: 22ff.)
- 24.119 Ich glaube, dass das Problem nicht nur beim Schreiben ist, sondern bei dem Vertrauen zwischen (Ihnen und) mir und den Assistentinnen. Manchmal denke ich, dass Sie mir gar nicht glauben, dass ich genug intelligent bin für die Schule. (Schär, S. 289, Z: 14ff.)
- 24.120 Manchmal habe ich gar keine Lust mehr zu Schule zu gehen, weil es immer nur darum geht, einen Beweis für meine Intelligenz zu geben. Ich weiss nicht, was ich tun soll, damit es besser geht. Vielleicht brauchen wir einfach noch ein bisschen Zeit, aber dann verpasse ich eben viel vom Stoff, weil wir das Schreiben üben müssen. (Schär, S. 289, Z: 22ff.)
- 24.121 Ich wünsche mir, dass ich mit anderen Kindern zusammen in die Schule gehen kann und dass die Lehrerinnen an mich glauben. Eine Fantasie ist aber noch nicht die Realität, aber ich hoffe, dass sie es einmal sein wird. (Schär, S. 289, Z: 30ff.)
- 24.122 Mein Wunsch für den Moment ist es, dass wieder eine gute Stimmung herrscht, wenn ich Unterricht habe. Vielleicht geht das einfacher, wenn noch jemand dabei ist, der mit mir schreiben kann. Ich glaube, die Lehrerinnen machen sich zu viele Gedanken, statt es einfach zu versuchen. Deshalb wird alles zu verkrampft. (Schär, S. 290, Z: 1ff.)
- 24.123 Mir ist es wichtig, mit anderen Kindern zu lernen und nicht immer alleine zu Hause zu sitzen. Ich finde es auch wichtig, dass ich mit anderen Schülern austauschen kann und dass sie von mir lernen können und ich von ihnen. Ich möchte deshalb auch dass sich andere Kinder bei mir melden. (Schär, S. 292, Z: 3ff.)
- 24.124 Mein Wunsch ist es, dieselben Dinge zu tun wie alle anderen. Aber leider geht das oft nicht. Ich möchte zum Beispiel ein Gymnasium besuchen und später Physik studieren. Meines Erachtens geht es darum, dass sich niemand getraut, mit einem behinderten Menschen zu arbeiten. Meine Schulerfahrung ist deshalb nicht sehr positiv. Ich musste das Gymnasium aus diesem Grund verlassen. (Schär, S. 293, Z: 21ff.)
- 24.125 Zurzeit geben mir Privatlehrer Unterricht, aber das ist für mich keine ideale Situation, weil ich

- immer zu Hause bleiben muss. Jetzt habe ich mir überlegt, selber ein Gymnasium zu gründen. Das klappt hoffentlich. Ich glaube ganz fest daran, dann wird es bestimmt klappen. Allerdings habe ich ein bisschen Angst, dass keine Kinder mitmachen wollen. Das ist aber mein grösster Wunsch. Mein Traum wäre eine Schule für alle, die Lust haben mitzumachen. Vielleicht geht dieser Traum irgendwann in Erfüllung. Bis dahin muss ich lange warten, aber das kann ich inzwischen gut. Manchmal gelingt es mir nicht so gut lange zu warten, aber damit muss ich fertig werden können. (Schär, S. 293, Z: 27ff.)
- 24.126 Manchmal ist es für mich nicht einfach, mit meiner neuen Situation zurechtzukommen. Die neuen Lehrer wissen noch zu wenig von mir und sind oft verunsichert. Ich will, dass sie mich immer direkt ansprechen und mich genauso behandeln, wie alle anderen Schüler. Mich scheisst es an, wenn ich das immer wieder sagen muss, darum schreibe ich es jetzt und alle sollen es sich merken! (Schär, S. 298, Z: 7ff.)
- 24.127 Mama ist meine Stimme, meine Vermittlerin und mein emotionaler Halt. Ohne ihr Vertrauen in mich und die Teilnahme an dem Basiskurs für Gestützte Kommunikation im November 2006 würde mein IQ auch heute noch auf null geschätzt, und ich würde vor mich hin vegetieren, in meinen Antworten dauerhaft auf Ja/Nein-Aussagen reduziert. (Müller, S. 20, Z: 22ff.)
- 24.128 Mit Mama klappt das Gestützte Schreiben am schnellsten und besten. Kein Wunder, wir üben es seit rund sieben Jahren, also mehr als 2555 Tagen, täglich. Dank der Zeit und der Energie, die sie für mich verwendet, darf ich trotz aller Einschränkungen ein menschenwürdiges Leben führen. (Müller, S. 20, Z: 28ff.)
- 24.129 Im November 2006 hatten Mama und meine Schulbegleitung an einem Kurs für Gestützte Kommunikation teilgenommen und im Anschluss daran festgestellt, dass ich bereits schreiben konnte. Im Frühjahr 2007 versuchte Mama herauszufinden, ob und wie ich lese. Mein Interesse galt damals der Bücherreihe «Was ist was?», zumindest beim ersten Lesen. Eines Tages lasen wir «Das Gehirn». Mama bat mich, das jeweils leise gelesene Kapitel schriftlich zusammenzufassen. Diesen Gefallen tat ich ihr gerne. Das Buch enthält auch einen kurzen Abschnitt über Autismus. Ich ergänzte meine Zusammenfassung um Aspekte, die nicht im Buch erwähnt waren.
- «Bei Autisten werden weniger Informationen gelöscht», tippte ich, «deshalb können sie leichter lernen. Dafür sind andere Dinge schwieriger.»
- Und auf die Frage, was denn schwieriger sei:
- «Es macht Probleme, wahrzunehmen so wie ihr, sehr anstrengend erreichen wir durch hohes Maß an Aufmerksamkeit Verständnis für eure Sicht der Normalität.» (Müller, S. 26f., Z: 27ff.)
- 24.130 «Selbst ist das Kind», dachte ich und lernte ohne fremde Hilfe lesen, um meiner Langeweile den Garaus zu machen. Als sich dann Jahre später herausstellte, dass ich bereits lesen, schreiben und rechnen konnte, waren alle erstaunt und fragten sich, wie sich das zugetragen habe. (Müller, S. 32, Z: 31ff.)
- 24.131 Mein fotooptisches Gedächtnis – so nennt man das wohl – ermöglicht mir, auch zu einem späteren Zeitpunkt bestimmte Seiten nochmals abzurufen, ohne dass ich das betreffende Buch zur Hand nehmen muss. Diese Eigenschaft kommt mir sehr entgegen, da sich meine Mobilität

bekanntermaßen in Grenzen hält. Sie war es auch, die mir das Lesenlernen ermöglichte.

(Müller, S. 33, Z: 9ff.)

- 24.132 Ich war drei Jahre alt, als mir bewusst wurde, dass diese seltsamen Symbole, die sowohl in Büchern und Zeitschriften zu finden sind und die Schilder und sogar Gebäude schmücken, eine Bedeutung haben müssen. Das fesselte meine Aufmerksamkeit. ... Nach etwa sechs Wochen hatte ich das Rätsel gelöst, mir war nun das Alphabet in Groß- und Kleinschreibung vertraut, und ich begann unbemerkt, aufgeschlagene Zeitungen und Bücher im Vorbeigehen zu lesen, wenn man mich auf dem Arm trug, was relativ häufig vorkam, da ich nicht laufe, oder aber, wenn ich bei jemand auf dem Schoß saß. (Müller, S. 33, Z: 15ff.)
- 24.133 Auf diese Art und Weise habe ich allerhand Literatur konsumiert, lange bevor man mir zugestand, klar denken zu können. Mein amobiler Zustand birgt viele Nachteile, bringt aber auch einen Vorteil mit sich, der da lautet: Ich habe mehr Zeit zum Nachdenken als manch anderer. Auf das Lesen möchte ich keinesfalls verzichten müssen, denn es öffnet eine Tür zu anderen Welten, es verbindet, baut Brücken und erklärt. Lesen können ist ein wertvoller Schatz, ein unermessliches Geschenk! (Müller, S. 33, Z: 34ff.)
- 24.134 Ich sehe und höre anders als ihr, anders in Qualität und Quantität. Dies gestaltet mein Leben nicht unbedingt leichter. Der Filter zwischen bewusst und unbewusst scheint nicht richtig zu funktionieren, er verweigert mitunter seinen Dienst, so dass viel zu viele Informationen mein Gehirn durchfluten, manchmal sanft, mitunter aber heftig wie ein Tsunami. In solchen Fällen brennt eine Sicherung durch, und ich fange an zu krampfen. Diese Flut an Informationen gewährt mir Einblick in so manches, das euch verborgen bleibt, vorausgesetzt, meine Konzentration lässt mich nicht im Stich. Es kann interessant sein, die Aurafarben wahrzunehmen und Engel live zu sehen, doch die Tatsache, diese Erlebnisse mit kaum jemand teilen zu können, ist der Freude abträglich. Es erleichtert das Lernen und das Verstehen und oft auch die Verknüpfung unterschiedlichster Bereiche zu neuen, ungewöhnlichen und genialen Gedankengängen, doch viele Mitmenschen wissen nicht um diese autistischen Eigenheiten und jammern verzweifelnd, dies könne nicht sein. (Müller, S. 34, Z: 13ff.)
- 24.135 So ungewöhnlich es auch erscheinen mag, Aufgaben und Input vergrößern nicht etwa das kreative Chaos im Kopf, sondern helfen, Gedanken zu bündeln und neu zu sortieren und zwingen mich, in eurer Welt zu verweilen, während mich Phasen der Langeweile weiter in die autistische Welt hineintreiben. (Müller, S. 34, Z: 30ff.)
- 24.136 Mitte Dezember hatte ich endlich eine Holztafel. Darauf waren neben dem Alphabet auch die wichtigsten Satzzeichen, eine Leertaste und jeweils ein Feld für Ja und Nein. Wir hatten Besuch, und da Hannah mit unseren Cousins durch das Wohnzimmer tobte, konnte sie mir die Tafel nicht streitig machen. Die Gelegenheit war also günstig. Mama meinte, auch ich könne die Buchstaben und das Schreiben lernen, wir müssten nur fleißig üben. Sie bat mich, das Wort Feuer zu tippen, weil Papa gerade den Kamin anzündete. Das war meine Chance, endlich zu zeigen, was ich schon konnte. Ich dachte nicht daran, das Wort Feuer zu schreiben. «Delfin

mag ich hin», tippte ich stattdessen, und: «Schreiben ja mache ich!»

Im Verlauf des Nachmittages wurde den anwesenden Erwachsenen wohl klar, dass ich das Schreiben nicht erst lernen musste, sondern bereits konnte. Das warf natürlich Fragen auf bezüglich meiner Schule, deren Lehrplan nur wenige Buchstaben und Zahlen pro Schuljahr vorsah. (Müller, S. 38, Z: 6ff.)

- 24.137 Angesichts meiner Behinderung ist manches anders als gewohnt. Das Normale wird zu Besonderem, während mir manches Schwere erstaunlich leichtfällt. So ist es auch nicht verwunderlich, dass meine Schullaufbahn einer Achterbahn gleicht mit Höhen und Tiefen, emotionalen Loopings, Beschleunigungen und Spurwechseln. (Müller, S. 41, Z: 5ff.)
- 24.138 Leider unterschätzte man meine Auffassungsgabe, so dass ich wie alle Kinder der SVE (→*Schulvorbereitende Einrichtung*) zurückgestellt wurde und ein Jahr länger auf die Schule warten musste. (Müller, S. 41, Z: 21ff.)
- 24.139 Als es dann 2006 so weit war, war die Schule eigentlich nicht bereit, mich zu nehmen, und falls doch, so nur mit einer Schulbegleitung. ... Sie beantragten die Genehmigung einer Schulbegleitung, bekamen dann aber bei der Schuleinschreibung zu hören, dass die Schulleitung das nun doch nicht für mich wolle, weil auch ein anderes Kind in meiner Klasse eine Individualhilfe brauche. Man wolle nicht über die Finanzen des Sozialamtes entscheiden, so die Begründung. (Müller, S. 41, Z: 24ff.)
- 24.140 Über die Finanzen des Sozialamtes solle bitteschön das Sozialamt selbst entscheiden, gab meine Mutter zur Antwort. Es könne ja nicht sein, dass eine Begleitperson für meine Schuleinschreibung erst Grundbedingung und kaum vier Wochen später nicht mehr erforderlich sei. (Müller, S. 41f., Z: 24ff.)
- 24.141 Was soll ich sagen? Es war nicht leicht, aber ich bekam eine Schulbegleitung, und was für eine nette! Wir lernten Vera im Vorfeld kennen, und ich verstand mich auf Anhieb prächtig mit ihr. Leider wollte die Lebenshilfe [die Lebenshilfe e.V. ist der private Trägerverein der Aichacher Förderschule] ihre Anstellung nicht übernehmen, so dass meine Eltern selbst zum Arbeitgeber wurden, denn ihnen war klar, dass das Team Schüler und Schulbegleitung harmonisieren muss, wenn es Sinn machen soll. Das war Premiere in Aichach, denn bisher waren alle Schulbegleitungen bei der Lebenshilfe engagiert gewesen. (Müller, S. 42, Z: 11ff.)
- 24.142 Es kam jedoch immer wieder vor, dass die Lehrerin keine Hausaufgabe für mich hatte. Sie finde es überflüssig, bekam Mama zu hören, als sie in der Sprechstunde nachfragte. Ein Kind wie ich würde sowieso nie lesen lernen, da waren sie und ihre Kolleginnen sich einig. (Müller, S. 42, Z: 32ff.)
- 24.143 Das nahm ich ihnen tatsächlich übel! Zu diesem Zeitpunkt konnte ich bereits lesen, schreiben und rechnen. Ich konnte es nur noch niemandem zeigen. (Müller, S. 43, Z: 3ff.)
- 24.144 Spätestens als ich nach besagtem Stützerkurs mit beiden mit dem Schreiben begann, wurde es schwierig für Mama. Sie wurde etikettiert: «Hysterische Mutter» stand auf dem Schild. Es könne nicht sein, dass ein schwerbehindertes Kind schreibt, und das, bevor das Alphabet richtig besprochen worden ist. Aber man würde der Sache nachgehen und mich testen. Mama konterte, sie könne sich das auch nicht erklären, aber es sei nun mal Tatsache, dass ich

- schrieb. Man solle mir daher unbedingt eine Chance geben und es mit mir probieren. (Müller, S. 43, Z: 15ff.)
- 24.145 Womit sie nicht gerechnet hatte, war, dass ich nicht mit jedem schreiben kann oder will. In meiner gekränkten Eitelkeit entschied ich mich, mit völligen Laien zu schreiben, aber die Profis zu ignorieren, und das besonders, wenn sie kein Vertrauen in mich hatten und mich erst auf die Probe stellen wollten. Das war reichlich unklug von mir und verkomplizierte die Dinge unnötig. Aber es ging einfach nicht. Durch mein Verhalten wurden die Lehrer natürlich in ihrer Sichtweise bestätigt, so viel ist mir im Nachhinein klar. (Müller, S. 43, Z: 24ff.)
- 24.146 Am 1. Februar 2007 war es dann so weit: Ich wachte auf und tippte noch vor dem Frühstück: «Wisst ihr, dass ich heute in eine richtige Schule darf?!» (Müller, S. 44, Z: 27ff.)
- 24.147 Die Förderschule war selbstredend wenig begeistert, man hielt mich ja noch lange nicht für so weit. (Müller, S. 44, Z: 30ff.)
- 24.148 Ich war so glücklich! Endlich ein Hauch von Normalität! Endlich Lernstoff in einem akzeptablen Tempo! Und gesunde Kinder, die mir ihre nicht autistische Sicht spiegelten und mich damit davor bewahrten, selbst immer wieder in meine Welt abzudriften. (Müller, S. 44, Z: 27ff.)
- 24.149 Frau Bauer nahm mich reizend in die Klasse auf, ich bin ihr so dankbar! Doch wie so viele setzte sie sich selbst unter Druck, indem sie meinte, Extraprogramm für mich machen zu müssen. Es ist nicht leicht, einen Autodidakten zu unterrichten: Er lernt entweder von allein oder gar nicht. Ich für mich hatte keinerlei Bedürfnis nach Sonderbehandlung oder Intensivstunden, im Gegenteil: Ich wollte einfach nur dabei sein und so viel Zeit wie nur möglich unter gesunden Kindern verbringen. Diese Stunden an der Regelgrundschule waren mein Highlight der Woche, und ich bin Frau Bauer und Rektor Jung maximal dankbar für diese Chance! (Müller, S. 45, Z: 3ff.)
- 24.150 Eines Tages war ich so leise, dass ich spontan den ganzen Vormittag in der Grundschule Aichach-Nord bleiben durfte. Ich war so stolz, dass ich beinahe geplatzt wäre! (Müller, S. 46, Z: 5ff.)
- 24.151 Ende des Schuljahres kamen zwei Experten in Sachen Autismus und Hochbegabung, um mich zu beurteilen. Leider erwischten sie für den Unterrichtsbesuch einen denkbar ungünstigen Tag, ich hatte Schmerzen und hatte vor Aufregung die ganze Nacht nicht geschlafen. Nun, es gelang mir wohl nicht, so leise zu sein, wie ich wollte. Entsprechend enttäuschend fiel das Urteil aus, und ich war todunglücklich. Immer wieder beteuerte ich meinen Wunsch nach Normalität: (Müller, S. 46, Z: 20ff.)
- 24.152 Mittags berichtete ich Mama:
«Aufgeregt verbrachte ich sehr passiert schmerzhaft Zeit in der richtigen Schule. Die beiden Männer sagen in vielem sagenhaft sehr interessante Dinge und stellen viele Fragen. Finde sie sehr nett, kann nicht sagen, was sie von mir halten. Sage ihnen bitte, dass es mir heute gar nicht gut ging, weil starke Zahnschmerzen mich geplagt haben. Ich bin sehr intensiv willig, leise zu sein und mitzumachen. Brauche bitte ihre Hilfe, gerne will ich ganz auf eine richtige Schule, baldmöglichst!!! Danke Raphael» (Müller, S. 46, Z: 27ff.)

- 24.153 «... nach Viktor Frankl muss man einen Sinn finden, um nicht in Krankheit zu erstarren. Frage mich, worin der Sinn von Langeweile besteht. Sag meinen Lehrern, dass es mir ärgerlich öde langweilig ist, besonders in der Elisabethschule. Werde versuchen, besser mitzumachen als vergangenes Schuljahr, in der Hoffnung, dass sie mich endlich verstehen, wünsche mir jedoch sehnlichst, auf eine normale Schule gehen zu dürfen.» (Müller, S. 47, Z: 6ff.)
- 24.154 Die Meinung der Förderschule war, ich müsse erst noch lernen, leiser zu sein, ehe ich auf die Regelschule wechseln könne. Tatsächlich war ich aber in der Regelschule deutlich leiser als in der Förderschule, in welcher ich meist aus Frust und Langeweile sang. Man argumentierte auch, dass die Förderschule einen geschützten Rahmen biete, in dem die Behinderten unter sich seien und nicht angestarrt würden. Mama zitierte meine Antwort zu dem Thema: «Bin bunter Hund, werde es auch bleiben. Ich will nicht in einem Ghetto leben!» (Müller, S. 47, Z: 20ff.)
- 24.155 Wie gesagt, das Gespräch war schwierig und zehrte an Mamas Nerven und meinen Hoffnungen. Dennoch durfte ich weiterhin die Grundschule besuchen, wenn auch nicht so vollständig, wie ich gehofft hatte. (Müller, S. 47, Z: 31ff.)
- 24.156 Herr Kamm war das Beste, was mir damals passieren konnte, da er mit dem Thema Hochbegabung vertraut ist, Ahnung von Autismus hat und sich für Inklusion einsetzt. Hilfreich war sicherlich, dass er schon Veronika Raila kannte, die mir ähnlich, aber aufgrund ihres Alters ein Stück des Weges voraus ist. (Müller, S. 48, Z: 13ff.)
- 24.157 Herr Kamm hörte sich interessiert meine Geschichte an, las ein paar meiner Texte und stellte mir dann Fragen, die ich gerne beantwortete. «Raphael, du gehörst auf das Gymnasium, und zwar bald», befand er und versprach, mit Herrn Haunschild, Rektor am Deutschherren-Gymnasium in Aichach (DHG), zu sprechen, was er auch tat. Seitdem hat Herr Kamm meine schulischen Höhen und Tiefen begleitet, in Krisenzeiten vermittelnd eingegriffen, die Lehrer des Gymnasiums in Sachen Autismus und Inklusion fortgebildet und aufmerksam meine Entwicklung verfolgt. (Müller, S. 48, Z: 18ff.)
- 24.158 Frau Jakob, die Schulpsychologin des Deutschherren-Gymnasiums, kam uns besuchen. Sie stellte den Kontakt zu den Lehrkräften und Rektor Haunschild her. Herr Haunschild zeigte sich erfreulich offen für das Experiment, ein schwer mehrfachbehindertes Kind aufzunehmen. Das hat mich gerettet. Ich bin ihm extrem dankbar dafür! (Müller, S. 48, Z: 28ff.)
- 24.159 Um «Stress zu vermeiden», empfahl Herr Kamm, mich von der Prüfungspflicht befreien zu lassen. Ein entsprechendes ärztliches Attest sorgt seitdem dafür, dass ich während Prüfungssituationen das Klassenzimmer verlasse. Diese Lösung mindert den Stress auf mehreren Seiten. (Müller, S. 49, Z: 4ff.)
- 24.160 So kam es, dass ich im zweiten Halbjahr der zweiten Klasse parallel drei Schulen besuchte: weiterhin die Stunden in Aichach-Nord, Deutsch und Englisch im Gymnasium und die restlichen Stunden in der Förderschule. Der Unterricht am Gymnasium rettete regelmäßig meine Woche, ich fand das einfach «obergut»! Leider machte mir mein Gesundheitszustand immer mal wieder einen Strich durch die Rechnung, und die Aufregung tat ein Übriges dazu; dann war der Kummer groß. Frau Dollinger erkannte meine Not und erlaubte mir, in jede ihrer Stunden

- kommen zu dürfen, sofern ich fit war. (Müller, S. 49, Z: 9ff.)
- 24.161 Zum Erstaunen der Schulbegleitung, zu diesem Zeitpunkt Elisa, und zum Entsetzen meiner Mutter zeigte ich meinen Widerwillen immer deutlicher in Form von Krankheitssymptomen: Bauchweh, Zahnschmerzen, Fieber und epileptische Anfälle «auf Kommando», sobald wir uns dem Gebäude der Elisabethschule näherten. (Müller, S. 49, Z: 23ff.)
- 24.162 Meine Verweigerung der Schule war nicht generell, im Gegenteil: in Grundschule und Gymnasium arbeitete ich begeistert mit. Meine Familie verstand Gott sei Dank meinen verzweifelten Hilfeschrei. Ein psychologisches Gutachten erwirkte mir eine Freistellung von der Förderschule. Dies bewirkte in der Folge eine Reihe leerer Zeugnisformulare der Elisabethschule mit dem freundlichen Vermerk, der Schüler habe am Unterricht nicht teilgenommen, und ein Schreiben des Deutschherren-Gymnasiums, welches bestätigte, dass ich mich durchaus zum Wohl der Klasse an diversen Fächern beteiligt habe, soweit mein Gesundheitszustand dies zuließ. (Müller, S. 49f., Z: 29ff.)
- 24.163 Das Jahr darauf fiel auch die Grundschule weg, dafür nahm ich an deutlich mehr Fächern in der siebten Klasse teil. Das Schuljahr begann also höchst erfreulich, und ich hatte erstmals das Gefühl, so richtig dazuzugehören. Da das Pendeln zwischen den Schulen wegfiel und mir mehr Unterrichtsstunden zur Verfügung standen, war ich deutlich entspannter und somit auch leiser. Meine Mitschüler nahmen mich nun als Klassenkameraden wahr und nicht mehr nur als den exotischen Gast, der sich einzelne «schöne» Fächer herauspickte. (Müller, S. 52, Z: 19ff.)
- 24.164 In Englisch durfte ich ein Referat halten. Ich wählte das Thema «Mayflower and the Pilgrim Fathers» und schrieb es in Gedichtform nieder. Sarah, meine Schulbegleitung, war freilich erstaunt, dass sie englische Poesie vortragen durfte. (Müller, S. 52, Z: 28ff.)
- 24.165 Mein Höhenflug endete ziemlich abrupt, als ich Ende Oktober 2009 ins Krankenhaus kam. Meine linke Hüfte war luxiert und musste rekonstruiert werden. So bald wie möglich wollte ich in die Schule zurück, denn abgelenkt und beschäftigt lassen sich Schmerzen leichter ertragen. (Müller, S. 52f., Z: 32ff.)
- 24.166 Es war Mitte November, und ich wollte endlich wieder in die Schule! Ich war hochmotiviert, trotz Schmerzen – oder gerade deswegen – meine Aufgabe zu erfüllen. Leider hatte ich die Rechnung ohne meine Lehrer gemacht, denn ein «frisch» operiertes Kind in diesem liegenden Zustand ... das erschien ihnen mehr als suspekt! (Müller, S. 53, Z: 11ff.)
- 24.167 Mama wurde zum Gespräch gebeten. Wieder einmal hatte sie das schwere Los, meine ungewöhnlichen Wünsche anderen nicht verdeutlichen zu können. (Müller, S. 53, Z: 17ff.)
- 24.168 Sechs Wochen wurde ich zwangsbeurlaubt, die Höchststrafe in meinen Augen! Mama erklärte mir das positive Ansinnen der Schule und versuchte mir die Ruhepause so schmackhaft wie möglich zu machen. Bei jedem anderen Schüler wäre dies wohl ein Leichtes gewesen, aber ich bin nun einmal anders als andere Schüler, ich fühlte mich komplett missverstanden und war todunglücklich! Vor Langeweile wäre ich schier die Wände hochgekrabbelt, und Mama hatte große Mühe, ausreichend viele Bücher heranzuschaffen. Entsprechend unausgeglichen und frustriert war meine Laune, und mich quälte die Frage nach dem Warum. (Müller, S. 53, Z: 19ff.)

- 24.169 Das zweite Halbjahr verlief in geregelten Bahnen, bis mit der vierten Deutschschulaufgabe Sand ins Getriebe kam. Thema dieses Aufsatzes war «Der sinnvolle Umgang mit dem Computer», für mich ein gefundenes Fressen, da ich auf die moderne Technik angewiesen bin und sie tagtäglich nutze. Da mir das Thema gefiel, strengte ich mich extra an. Ein grober Fehler, wie sich dann herausstellte. Der Lehrer traute mir den Aufsatz nicht zu, und mein Vertrauen erlitt einen tiefen Riss. «Soll man sich nun anstrengen und sein Bestes geben oder nicht?», fragte ich mich irritiert und enttäuscht. «Ich kann mich doch nicht immer verstecken!» Den Rest des Schuljahres bewegte ich mich wie auf Glatteis, fühlte mich beobachtet und ausgegrenzt. (Müller, S. 53f., Z: 30ff.)
- 24.170 Seltsamerweise litt auch der Kontakt zu den Mitschülern unter dem Stress mit der Lehrkraft, und das verschlimmerte meine Enttäuschung. Ich hätte am liebsten mit der Hand auf den Tisch gehauen vor Wut und Verzweiflung. Da mir das nicht gelang, biss ich in die Tischkante und kassierte Schelte von Mama. (Müller, S. 54, Z: 8ff.)
- 24.171 Weniger glücklich war ich über sein Ansinnen, meine Anwesenheit auf zehn Wochenstunden zu reduzieren. Bei meinem labilen Gesundheitszustand bliebe dann vermutlich kaum mehr was übrig. Ich machte mir große Sorgen, dass ich dann zurück auf die Förderschule müsste, um meine Schulpflicht zu erfüllen. Gerade dahin wollte ich aber keinesfalls zurück, selbst wenn es dort Therapieangebote gibt. Da ich neben Lesen und Schreiben keine Hobbys ausüben kann, können die Therapiestunden gerne den Nachmittag füllen und müssen nicht den Vormittag blockieren, wo ich doch etwas erfahren möchte von der Welt.
- 24.172 Ich lag nächtelang wach und betete um ein Wunder. (Müller, S. 54, Z: 16ff.)
In der neunten Klasse begleitete mich eine junge Ergotherapeutin, und ich durfte endlich wieder mehr schreiben. Es ist kaum zu beschreiben, wie erleichtert ich über jedes anfangs noch so holprige Wort war. Ich genoss die Neunte und vor allem die Tatsache, dass sie komplikationslos verlief und ich mein «Bermudadreieck November» umschiffen konnte. Einzig die Sommermonate wurden durch die erneute Suche nach einer neuen Begleitung überschattet, da Marina die Heilpraktikerschule besuchen wollte und die Schulzeiten kollidierten.
Diesmal gestaltete sich die Suche besonders schwierig. Erst eine Woche vor Schulbeginn unterzeichnete Diana den Vertrag, um ihn noch während der Probezeit wieder zu kündigen, so dass ich wieder einmal den Monat November zu Hause verbrachte. Dafür kam dann Julia zu uns, und der Rest der zehnten Klasse verlief mit ihr umso besser. (Müller, S. 55, Z: 20ff.)
- 24.173 SOS,
suche oberdringend verständnisvolle Begleitung in die Schule,
Hände, die mich stützen (FC),
eine freundliche Stimme, die für mich einspringt,
jemand, der mir mehr zutraut,
jemand, der keine Angst vorm Lernen hat und mir meine nimmt,
eine Person mit einem großen Herzen für autistische Wesen wie mich,
jemand, der mir vertraut und dem ich vertrauen kann.» (Müller, S. 57, Z: 19ff.)

- 24.174 Jegliche Form der Ausgrenzung Behinderter beraubt die Gesellschaft, schmälert die soziale Kompetenz und reduziert Schule auf das Minimum der Leistungserbringung. Dies wird einer individuellen Förderung keineswegs gerecht. Auch Integration ist nur die halbe Miete, da sie nach wie vor einteilt, bewertet und abkapselt. Eine optimale, individuelle und wertschätzende Förderung bedarf inklusiver Schulkonzepte und trägt zweifelsohne zum Wohle aller bei! (Müller, S. 62, Z: 5ff.)
- 24.175 Häufig genug wird die Diskussion nur unter dem Gesichtspunkt der Kosten geführt und damit schon im Keim erstickt. Ich meine, für Inklusion braucht es vor allem eines: Menschen, die wollen! Denn wo ein Wille ist, ist bekanntlich auch ein Weg, so sagt ein Sprichwort. Ohne willige Menschen in meinem Umfeld wäre mein Anliegen, eine normale Schule zu besuchen, kolossal gescheitert.
- Unerlässlich für gelingende Inklusion sind Aufklärung und Information der beteiligten Lehrer, Schülereltern und Schüler sowie eine enge Zusammenarbeit mit den Schulbegleitern und Eltern. Meist haben die Klassenkameraden das geringste Problem mit der Anwesenheit eines exotischen Mitschülers. Erwachsene verkomplizieren vieles schon im Vorfeld durch ein Verkopfen möglicher Situationen. (Müller, S. 64, Z: 4ff.)
- 24.176 Herr Kamm war so freundlich, die Lehrkräfte am Gymnasium zu schulen, und Frau Dollinger ist die geborene Diplomatin. Humor tut immer gut, ebenso Gelassenheit und Offenheit für Neues. Wichtig finde ich auch die Vision einer gelingenden Gemeinschaft und tapferes Durchhalten auf holprigen Wegstrecken und kurvenreichen Passagen. Fantasie hilft mitunter, praktische Lösungen im Alltag zu finden. Letztlich lernen alle voneinander und miteinander, und das ist gut so! (Müller, S. 64, Z: 18ff.)
- 24.177 Während viele Schüler unter der Last der Schulpflicht ächzen und stöhnen, freue ich mich auf jede Unterrichtsstunde. Es stimmt schon, ich kann mich meist nicht in dem gleichen Maß einbringen wie die anderen. Aber ich tue, was ich kann und so gut ich es eben vermag, auf meine Weise. Das ist häufig in Gedichtform. So kommt es, dass an Pinnwänden der Schule und in der Schülerzeitung neben Artikeln auch Gedichte zu finden sind. (Müller, S. 65, Z: 11ff.)
- Dabei sein dürfen und einen Hauch Normalität erleben, das bedeutet mir sehr viel. Das gilt neben dem Schulalltag auch für die Wandertage und natürlich die Klassenfahrten. (Müller, S. 65, Z: 18ff.)
- 24.178 Letztes Jahr durfte ich erstmals mit zu den Orientierungstagen, die für die zehnten Klassen angeboten werden. Außerdem fuhr Frau Dollinger mit dem W-Seminar für zwei Tage ins Kloster, um das Thema Askese und Mönchtum zu vertiefen. Das waren grandiose Tage und eine völlig neue Erfahrung für mich und vermutlich auch die anderen. Gut, dass ich reiseerprobt und fremdbettentrainiert bin, das hat das Unterfangen gewiss erleichtert. So frei von Unterricht erhält die Gemeinschaft mit den anderen eine noch intensivere Qualität. (Müller, S. 65, Z: 20ff.)
- 24.179 Lange Zeit ging ich auch davon aus, dass jeder Mensch meine Freunde – nämlich die Buchstaben und Zahlen – genauso sieht und deren Charakter kennt wie ich. Es sind lauter kleine Persönlichkeiten mit eigenem Charakter und von unterschiedlichem Aussehen. ... Wie gesagt, ich dachte, jeder würde das so sehen, bis mir die Lektüre von Daniel Tammets Buch «Elf ist freundlich, Fünf ist laut» die Augen öffnete, dass dem nicht so ist. Nun erst verstand ich,

- weshalb Mathematik für viele so schwierig ist. (Müller, S. 70, Z: 19ff.)
- 24.180 Neben dem Schreiben und Dichten ist Lesen sicherlich mein größtes Hobby. Oft genug teile ich meine Lektüre mit Mama, wobei ich regelmäßig schneller bin und dann warten muss, bis sie mich eingeholt hat, ehe wir uns darüber austauschen können. Regelmäßig Sorge ich für Erstaunen, wenn ich Bücher nicht nur lese, sondern meinen Senf dazu abgebe in Form von Briefen oder auch Buchbesprechungen. (Müller, S. 91, Z: 19ff.)
- 24.181 Ich spreche aus Erfahrung, auch mir wurde attestiert, es mache keinen Sinn, die Buchstaben mit mir zu üben! Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass ein Mensch in der Lage ist, klar zu denken und so zu empfinden wie andere auch, und dies schlicht nicht zu zeigen vermag. Ähnlich einem Computer, der bei intakter Hardware und Software Gefahr läuft, entsorgt zu werden, da sein Bildschirm defekt ist. (Müller, S. 94, Z:15 ff.)
- 24.182 Es bedarf inklusiver Schulkonzepte, wenn Vorurteile abgebaut und Berührungängste verringert werden sollen. Nur wenn schon im Kindesalter Toleranz gefördert und ein normaler Umgang miteinander erlernt wird, hat unsere Gesellschaft die Chance, besser zu werden, und davon profitieren alle: die Migranten ebenso wie Behinderte, die Alleinerziehenden, die Reichen und die Armen, Gesunde und Kranke. (Müller, S. 95, Z: 12ff.)
- 24.183 Es kann frustrierend sein, keine Noten zu bekommen. Ich weiß, dies würden nur wenige Schüler unterschreiben. Doch ich bleibe dabei: Wenn alle anderen Noten und damit ein unmittelbares Feedback ihrer Leistungen erhalten, dann kommt man sich seltsam und orientierungslos vor, wenn man, aus welchem Grund auch immer, ausgespart wird. Meine Befreiung von der Leistungspflicht sollte Stress rausnehmen aus der ungewöhnlichen Anwesenheit eines Schwerbehinderten in der Klasse des örtlichen Gymnasiums und eventuell besorgten Eltern meiner Klassenkameraden den Wind aus den Segeln nehmen. (Müller, S. 97, Z: 4ff.)
- 24.184 Außerdem lässt mein labiler Gesundheitszustand nur selten einen verlässlichen Unterrichtsbesuch zu. Praktisch sieht das so aus, dass ich in Prüfungssituationen den Raum verlasse und Schulaufgaben oder Exen separat bearbeite. Manche Lehrer sind so freundlich, die Arbeiten nicht nur zu korrigieren, sondern mir auch zu verraten, welche Note es gewesen wäre. Ich durfte allerdings auch schon rot korrigierte Blätter bestaunen ohne den leisesten Schimmer, ob meine Leistung nun supergut, akzeptabel oder grottenschlecht war. (Müller, S. 97, Z: 14ff.)
- 24.185 Aber ich las das Schreiben der Körber-Stiftung, und mir war klar, dass Frau Dollinger ein dickes Lob verdient hatte. Sie hatte mich seit der fünften Klasse begleitet, andere Lehrkräfte ermutigt, in Krisenzeiten vermittelnd eingegriffen und mir eine Generaleinladung für ihren Unterricht erteilt. Wenn bei mir eine Freistunde entstand und ich nicht wusste, wohin, dann durfte ich zu ihr in den Unterricht, egal in welcher Jahrgangsstufe. (Müller, S. 100, Z: 17ff.)
- 24.186 Ich selbst durfte an diesem Zeitungsworkshop teilnehmen, eine Erfahrung, die ich keinesfalls missen möchte! Wir haben viel gearbeitet, noch mehr gelernt und hatten dabei jede Menge Spaß! Die Organisation dieser Woche war perfekt, sogar ein Ausflug zum Ostseestrand und ein

- Public Viewing des Halbfinalspiels standen auf dem Programm. (Müller, S. 104, Z: 30ff.)
- 24.187 In der Schule beteilige ich mich regelmäßig an unserer Schülerzeitung «Ventil». Leider schreiben nicht alle Beteiligten so begeistert, so dass ich Jahr für Jahr um ihr Überleben bange. Es wäre doch zu schade, wenn all die Artikel, die mit viel Herzblut geschrieben wurden, ein Schattendasein in der Schublade fristen müssten. Und eine Schule ohne Schülerzeitung – das wäre doch ein Unding. (Müller, S. 107, Z: 30ff.)
- 24.188 Die Tatsache, dass mir der Schulbesuch untersagt war, gestaltete mein Erleben nicht unbedingt leichter. Ich hatte schlicht zu viel Zeit, um über meine Situation, die Schmerzen und den Sinn von Leid nachzudenken, und viel zu wenig Highlights, die mich hätten ablenken können. (Müller, S. 121, Z: 9ff.)
- 24.189 In der erwähnten Biografie finde ich auch einen Hinweis darauf, dass sich Mr. Hawking für die Inklusion einsetzt; das freut mich besonders. Schon 1990 sagte er in einer Rede: «Es ist unglaublich wichtig, dass man behinderten Kindern ermöglicht, mit anderen gleichaltrigen Kindern zusammen zu sein. Das ist entscheidend für ihr Selbstgefühl. Wie kann man sich als Mitglied der menschlichen Rasse fühlen, wenn man bereits im frühen Alter von ihr getrennt wird? Das ist eine Form der Apartheid.» (Müller, S. 136f., Z: 28ff.)

25 Sein / Hobbys

- 25.1 Ursache und Wirkung waren das einzige, woran ich glaubte: Widerstand leisten zum Beispiel bedeutete, zwar nicht beliebt zu sein, aber dafür länger zu leben. (McDonald, S. 40, Z: 24)
- 25.2 Seit meiner Entlassung bin ich 40 cm gewachsen. Heute sitze ich in einem normalen Rollstuhl und benutze einen Stift, der an einem Stirnband befestigt ist, um eine Mini-Schreibmaschine oder einen Stimm-Synthesizer zu bedienen. 1981 legte ich ein öffentliches Examen in Englisch ab. 1983 begann ich mit dem Studium der Geisteswissenschaften. Ende 1983 bekam ich ein Stipendium, um an einem Buch über die Ethik der Entscheidungen einer Gesellschaft bezüglich ihrer behinderten Mitbürger zu arbeiten. (McDonald, S. 244, Z: 24ff.)
- 25.3 So wie mein Wachstum verzögert sich auch meine Pubertät. Das erschwerte Beziehungen, die sonst mit Sexualität verbunden wären. Vielleicht wird das nicht immer so bleiben - jetzt jedenfalls bin ich noch eine Erwachsene mit dem Körper eines Kindes. Ich finde es interessant, mir auszumalen, wie die Pubertät mein Denken verändern wird. (McDonald, S. 245, Z: 15ff.)
- 25.4 Er verschwendete keine Zeit, sondern atmete seine ehrlichen Überzeugungen aus; Poesie war sein Ausdrucksmittel und Wahrheit sein Wappen. Gut formulierte Botschaften brachten seine Werke zum Leuchten, versuchte er doch, das Geheimnis seines verhinderten Mannseins zu ergründen: gehirngeschädigt von Geburt, merkwürdigerweise jedoch, wenn auch nur selten erkannt, von normaler Intelligenz. (Nolan, S. 12, Z: 22ff.)
- 25.5 ..., und nur in dem er sich der dritten Person bediente, konnte er sich von seiner kümmerlichen Kindheit erlösen. Er schlüpfte in den Körper eines anderen Krüppels und putzte sich selbst als

- souveränen Erzähler heraus. (Nolan, S. 44, Z: 14ff.)
- 25.6 Die Entscheidung, die er an diesem Tag traf, brannte sich auf immer in sein Gedächtnis ein. Er war erst drei Jahre alt, aber er entfachte den einzigen Hoffnungsfunken, den er vorfand: dass er am Leben war, ja mehr noch: dass er so, wie er war, akzeptiert wurde. (Nolan, S. 58, Z: 19ff.)
- 25.7 Sein unbeholfener Leib gehörte für immer zu ihm. Aber von der Mutterliebe besänftigt, besah er sich kreisenden Kopfes seine Gliedmassen -und mochte Joseph Meehan. (Nolan, S. 58, Z: 24ff.)
- 25.8 Das nächste Bild zeigte einen grauen Elefanten. Es handelte sich um ein grosses Bild, das selbst die Elefanten im Zoo in den Schatten stellte, und schilderte das riesige, schwerfällige Tier in allen Einzelheiten ab. Nur von seiner Intelligenz, von seinem Gedächtnis, dem alle Schmerzen eingeschrieben sind, verriet Noras Zeichnung nichts. (Nolan, S. 69, Z: 21ff.)
- 25.9 Joseph löste sich aus dem Lehm der Niederlage, wenn er den Blick- seine Nabelschnur! - auf die Bild- Wort-Karten heftete, die über die Wände der staubtrockenen Küche verteilt waren. Sie waren angeklebt. (Nolan, S. 69, Z: 29ff.)
- 25.10 Joseph sang, auch wenn niemand es zu bemerken schien. (Nolan, S. 98, Z: 28ff.)
- 25.11 Ziel des Schuljungen war es immer gewesen, sich möglichst normal zu verhalten, dabei hatte er doch den narrensicheren Beweis seiner verzweiflungsvollen Existenz als Behinderter neben sich liegen. (Nolan, S. 138, Z: 14ff.) →*das Buch*
- 25.12 Seine Schulfreunde fanden es strapaziös und konnten sich kaum auf den Beinen halten, aber Joseph kannte derlei Probleme nicht. (Nolan, S. 205, Z: 20ff.)
- 25.13 In der Freizeit gehe ich gerne ins Kino und schaue Video. Ich habe eine Katze, die Carmen heisst, und zwei Wellensittiche. (Schär, S. 148, Z: 9ff.)
- 25.14 Ich heisse Zahra Khan und lebe in Zürich. Ich bin 11 1/2 Jahre alt und besuche die 6. Klasse in der normalen Schule. Ich lebe mit meiner Mutter, zwei Katzen, Carmen und Alice im Wunderland, und zwei Kanarienvögeln, Pipo und Popcorn, in einer grossen Wohnung. (Schär, S. 198, Z: 25ff.)
- 25.15 Weil das aber mein Leben ist und ich nicht aus meiner Haut schlüpfen kann, sammle ich Erfahrungen, die menschlich spannend sind. Eigentlich gefällt mir mein Leben so wie es ist. (Schär, S. 208, Z: 2ff.)
- 25.16 Wenn ich zu Hause auf dem Sofa liege, höre ich oft Musik. Am liebsten sind mir klassische Stücke von Mozart und anderen Komponisten. Dann spüre ich die Schwingungen und Energien, die von solcher Musik ausgehen. (Schär, S. 210, Z: 2ff.)
- 25.17 Die Meinung der Förderschule war, ich müsse erst noch lernen, leiser zu sein, ehe ich auf die Regelschule wechseln könne. Tatsächlich war ich aber in der Regelschule deutlich leiser als in der Förderschule, in welcher ich meist aus Frust und Langeweile sang. Man argumentierte auch, dass die Förderschule einen geschützten Rahmen biete, in dem die Behinderten unter sich seien und nicht angestarrt würden. Mama zitierte meine Antwort zu dem Thema: «Bin bunter Hund, werde es auch bleiben. Ich will nicht in einem Ghetto leben!» (Müller, S. 47,

Z: 20ff.)

25.18 Realität

ist etwas sehr Seltsames,
wenn Albert Einstein recht hat,
dann ist sie gar nicht das,
was sie zu sein scheint.
Wenn Materie nur Materie wäre
und Energie nur Energie,
dann wäre Realität auch real.
So aber ist Realität fiktiv,
für jeden anders,
entsprechend den Bildern in unseren Köpfen.
So mancher behauptet,
er könne nur Tatsachen glauben,
wissenschaftlich fundiert und bewiesen,
sicht- und greifbar für unsere fünf Sinne.
Doch manche Realität entzieht sich unseren Blicken,
sehr real und doch nicht bewiesen,
wartet sie darauf, geglaubt zu werden.
Unglaublich!“ (Müller, S. 78, Z: 5ff.)

25.19 Neben dem Schreiben und Dichten ist Lesen sicherlich mein größtes Hobby. Oft genug teile ich meine Lektüre mit Mama, wobei ich regelmäßig schneller bin und dann warten muss, bis sie mich eingeholt hat, ehe wir uns darüber austauschen können. Regelmäßig Sorge ich für Erstaunen, wenn ich Bücher nicht nur lese, sondern meinen Senf dazu abgebe in Form von Briefen oder auch Buchbesprechungen. (Müller, S. 91, Z: 19ff.)

25.20 Ich selbst durfte an diesem Zeitungsworkshop teilnehmen, eine Erfahrung, die ich keinesfalls missen möchte! Wir haben viel gearbeitet, noch mehr gelernt und hatten dabei jede Menge Spaß! Die Organisation dieser Woche war perfekt, sogar ein Ausflug zum Ostseestrand und ein Public Viewing des Halbfinalspiels standen auf dem Programm. (Müller, S. 104, Z: 30ff.)

25.21 In der Schule beteilige ich mich regelmäßig an unserer Schülerzeitung «Ventil». Leider schreiben nicht alle Beteiligten so begeistert, so dass ich Jahr für Jahr um ihr Überleben bange. Es wäre doch zu schade, wenn all die Artikel, die mit viel Herzblut geschrieben wurden, ein Schattendasein in der Schublade fristen müssten. Und eine Schule ohne Schülerzeitung – das wäre doch ein Unding. (Müller, S. 107, Z: 30ff.)

25.22 Ein Leben wie meins gehört wohl eher zu der komplizierten Sorte, bedarf eines erheblichen organisatorischen Aufwandes und verbietet so manches Event. Auch Flexibilität ist gefragt, da geplante Aktivitäten häufig an meiner Tagesverfassung scheitern, während gute Tage spontan genutzt werden wollen. Ich bin meiner Familie einschließlich Oma und Opa so dankbar! (Müller, S. 115f., Z: 33ff.)

25.23 Krieg und Frieden toben in meinem Körper,
raufen um die besten Plätze,

und ich verliere jede Wette,
wo die nächste Schlacht geschlagen wird.

Manchmal wäre ich
mit Waffenstillstand schon zufrieden,
bete aber ständig um den Frieden.

Bin allezeit bereit,
denn der nächste Schmerz ist –
der Erfahrung nach – nicht weit.

Er sucht sich jedes Mal ein anderes Kleid. (Müller, S. 125, Z: 32ff.)

25.24 In keinem «mich-Lachen» [Raphael meint damit seine Lachanfälle. Der Verlag] nach lustigen Sachen steckt schlicht albernes Gekicher. Es gleicht wohl eher einem Gewitter voller intensiv-gedanklicher Kraft und Entspannung humoriger Energie. Chillosophierend gewonnene Schätze suchen sich glucksend einen Weg. Ich bin froh, dass dies geschieht, wenn auch häufig ohne ersichtlichen Anlass.

Diese plötzlich-unerwartete Freude kann für Verwirrung sorgen im Schulalltag und auch sonst. Doch grandiose Gedanken und Denkmuster müssen gefeiert werden, maximal! (Müller, S. 134, Z: 9ff.)

26 Selbstvertrauen / Selbstwert / Selbstbestimmung

- 26.1 Lehrer mehrten oder mindern das Selbstvertrauen ihrer Schüler. Was Joseph anging, so stärkten seine Lehrer sein Selbstvertrauen, indem sie nicht nur seine codierten Mitteilungen dechiffrierten, sondern darüber hinaus einfallsreich genug waren, ihn an der Erfahrung von Kindern teilhaben zu lassen, die nur leicht behindert waren. (Nolan, S.21, Z: 1ff.)
- 26.2 Indem er mit dem Kopf nickte, tippte er schüchtern grünende Worte: zarte Verse und kindliche Prosa. Für Joseph Meehan wurde das Schreiben zum Wortwald. Der Gehirngeschädigte hatte seine Worte in der Gewissheit, dass irgendein Erdenbürger mit dem konzentrierten Blick der Zyklopen auf eine Methode stossen würde, mit deren Hilfe er seine Gedanken-Dolden ausdrücken könnte, jahrelang sorgfältig gehortet. Seiner selbst und seiner Wort-Stösse gewiss, besass er genügend Selbstvertrauen, sich vom Ruhm zu nähren. Die in ihm nistenden Sätze befestigten ihn in dem naiven Glauben, er könne sich mit anderen Schriftstellern messen. (Nolan, S.80f, Z: 28ff.)
- 26.3 Selbstbestimmung ist für mich sehr wichtig, weil es für mich Leben bedeutet. Wenn ich nicht selber wählen kann, was ich anziehen darf, fühle ich mich nicht ernst genommen als wertvollen, vollwertigen Menschen! (Schär, S. 198, Z: 30ff.)
- 26.4 Grundsätzlich ist Selbstbestimmung ein Teil der Liebe. Ich kann nur lieben, wenn ich autonom bin und dem anderen auch seine Autonomie lasse. Deshalb gehören für mich Liebe und Selbstbestimmung zusammen. (Schär, S. 199, Z: 14ff.)
- 26.5 Letzthin lag ich auf dem Sofa und ruhte aus. Da kam meine Mutter und begann Zither zu üben.

- Das klang ziemlich schräg. Da bat ich sie aufzuhören, weil es mir in den Ohren weh tat und ich wirklich Ruhe brauchte. Sie war etwas betupft, aber fand es gut, dass ich meine Meinung sagte. (Schär, S. 210, Z: 9ff.)
- 26.6 Wichtig ist auch die Selbstbestimmung und geliebt zu werden, wie ich bin. Integration ist für mich lebenswichtig, weil ich mich sonst nicht als vollwertiger Mensch fühle. Grundsätzlich will ich selber bestimmen, was mich betrifft und selber weitergeben, was ich anderen mitteilen möchte. Wenn dies möglich ist, gewinne ich viel für mein Leben. (Schär, S. 219, Z: 13ff.)
- 26.7 Ich bin im März 1998 12 Jahre alt geworden. Ich bin wegen einem Arztfehler, den ich als Baby erlitten habe, Tetraplegikerin und hirnerkrankt. Doch ansonsten bin ich ein normal intelligentes Mädchen mit einem guten Willen und Selbstbewusstsein, was für mich als behindertes Mädchen in dieser Gesellschaft wichtig ist zum Leben. (Schär, S. 224, Z: 23ff.)
- 26.8 Liebe Mutter, ich möchte selber meine Assistentinnen suchen. Es ist mir wirklich wichtig, dass sie in der Schule mit mir schreiben und kommunizieren. Es ist mir sehr wichtig, verstanden zu werden. Von den Assistentinnen, von den anderen Schülern und den Lehrern. Ich denke, dass es eine neue Verantwortung ist, aber ich will sie selber tragen. Draussen regnet es, deshalb denke ich viel nach. Ich hoffe, dass du das akzeptierst. Zahra (Schär, S. 227, Z: 2ff.)
- 26.9 Liebe Mama Manchmal brauche ich meine Ruhe! Kannst du anklopfen und ich rufe mit einem Ton. Der tönt wie A=JA. Ich bin Zahra und du bist Mama. Ich bin ich. Ich will nicht verschluckt werden. Mama ich liebe dich von aussen. Wenn ich an dich denke wird mein Herz warm und manchmal eben eng. (Schär, S. 261, Z: 26ff.)
- 26.10 Ich bin eine schöne Tochter und meine Mutter ist stolz wegen mir. (Schär, S. 283, Z: 15f.)
- 26.11 Deshalb sollten meine Assistentinnen mich fragen, was ich machen will, auch wenn ich etwas für die Schule machen sollte. Es ist meine Entscheidung, wann ich was mache! Vielleicht haben die Assistentinnen manchmal Angst, etwas gegen den Willen meiner Mutter zu tun, aber sie sind für mich da und nicht für sie. (Schär, S. 297, Z: 14ff.)
- 26.12 Dabei meinten es alle gut mit mir. Sie wussten schlicht nicht, was sie taten. Jede Disziplin erkannte meine Defizite in ihrem Fachbereich, und denen galt es mit aller Kraft entgegenzuwirken. Dies entspricht der Lehrmeinung, doch es stärkte nicht unbedingt mein Selbstwertgefühl. Physiotherapie, Ergotherapie, Logopädie, Hippotherapie und Osteopathie bereicherten mit einem Mal neben Babyschwimmen und Krabbelgruppe meinen Alltag. Ich freute mich über die Abwechslung, doch ich möchte nicht wissen, was dieses Pensum meinen Eltern abverlangte. (Müller, S. 14f., Z: 33ff.)
- 26.13 Mir gefällt der Vergleich mit einem Fenster. Wo steht geschrieben, dass alle Menschen durch dasselbe Fenster blicken müssen, wo wir doch gerade auf unsere Individualität so stolz sind? Es könnte doch auch eine Bereicherung darstellen, von anderen Fensterausblicken zu erfahren! (Müller, S. 94, Z: 27ff.)
- 26.14 Ja, es gibt Wesen, die die üblichen Normen sprengen, sie lassen sich auf ihrer Suche nicht beengen. Selbst wenn sie unfähig für Alltägliches sind

und ihre Leistungen unbeständig wie der Wind:
tragen auch diese sonderbaren Geschöpfe ihren Teil,
und mit Gottes Hilfe werden alle heil. (Müller, S. 148f., Z: 33ff.)

27 Selbstwahrnehmung

- 27.1 Im Laufe der Zeit begann ich, mich in jeder Beziehung mehr und mehr auf meinen linken Fuss zu verlassen. Er war mein einziger Vermittler, um mich der Familie verständlich zu machen. Er wurde mir ganz langsam unentbehrlich. Ich lernte, wie ich mit seiner Hilfe einige der Schranken, die hindernd zwischen mir und den anderen daheim standen, niederreißen konnte. Er war der einzige Schlüssel zur Tür des Gefängnisses, in dem ich mich befand. (Brown, S. 24, Z: 19ff.)
- 27.2 Als ich acht Jahre alt war, war der alte Sportwagen immer noch meine Staatskarosse, und ich fuhr darin spazieren wie ein König. ... Ich nannte ihn Henry. Von ihm aus hatte ich zum erstenmal das Leben in der freien Natur erblickt, während ich auf seinem Sitz mit den herausstehenden Sprungfedern sass. Der alte Henry war mein Thron. Auf ihm erlebte ich mit den andern zusammen Abenteuer und Erregung. (Brown, S. 38f, Z: 32ff.)
- 27.3 Die Leute blieben manchmal stehen und starrten mich an, wenn meine Brüder mich spazierenfuhren, aber ich machte mir nichts daraus, weil ich keine Ahnung hatte, warum sie mich anstarrten. Vielleicht lauerte versteckt auf dem Grunde meiner Seele eine Ahnung, dass irgendwo etwas nicht stimmte, irgend etwas an mir, was die Leute veranlasste, mich auf so merkwürdige Weise anzusehen, wenn sie vorbeigingen. Aber es war ein unbehaglicher Gedanke, und er erschreckte mich, so dass ich versuchte, ihn von mir zu schieben. Ich wollte nichts weiter als glücklich sein. Und meine Brüder sorgten dafür, dass ich glücklich war. (Brown, S. 41, Z: 1ff.)
- 27.4 Dann krachte eines Tages mein Sportwagen zusammen, die Achse brach ab, der Sitz fiel ein, und niemand konnte mehr etwas damit anfangen. Er wurde in den Kohlenschuppen gestellt, um dort zu verrosten.
- Ohne ihn war ich verloren. Meine Brüder konnten mich nicht mehr mitnehmen, wenn sie spielen gingen. Mutter sprach davon, mir einen neuen Wagen zu besorgen, sobald Vater wieder Arbeit hätte, aber ich hörte kaum hin; ich war völlig verstört.
- Nicht, dass ich den alten Wagen so sehr vermisste. Vielmehr war es die Gemütsverfassung, in der ich mich befand, als ich nicht mehr mit meinen Brüdern mitgehen konnte. Alles war verändert. Ich war endgültig auf mich selber angewiesen. Die merkwürdige Idee, mit mir könne etwas nicht stimmen, die schon vorher manchmal in meinem Geist aufgetaucht war, trat nun deutlicher zutage. (Brown, S. 49, Z: 8ff.)
- 27.5 Ich war jetzt genau zehn Jahre alt, ein Knabe, der nicht gehen, nicht sprechen, nicht essen, sich nicht selbst ankleiden konnte. Ich war hilflos, aber erst jetzt begann ich, mir darüber klar zu werden, wie hilflos ich wirklich war. Ich wusste immer noch nichts über mich; ich wusste nichts, nur eines stand fest: ich war «anders» als die anderen. (Brown, S. 50, Z: 53ff.)
- 27.6 Ich verstand nicht, wodurch ich anders war oder warum es so sein musste. Ich wusste nur,

- dass ich weder herumlaufen, noch Fussball spielen, noch auf Bäume klettern konnte - oder auch nur mich selber mit Nahrung versorgen konnte wie die anderen. (Brown, S. 51, Z: 2ff.)
- 27.7 Ich vermochte das nicht zu ergründen. Ich war nicht einmal imstande, einen klaren Gedanken zu fassen. Ich konnte es nur fühlen, konnte es nur tief in meinem innersten Herzen spüren wie eine dünne scharfe Nadel, die sich ihren Weg durch alle Vorstellungen und Träume meiner kindlichen Seele brannte, bis sie die Träume schliesslich alle in Fetzen riss und die Seele nackt liegen liess, machtlos der unumstösslichen Wahrheit gegenübergestellt, dass ich ein Krüppel war. (Brown, S. 51, Z: 8ff.)
- 27.8 Bisher hatte ich niemals über mich selber nachgedacht. Es hatte sich zwar manchmal ein unbestimmtes Gefühl bemerkbar gemacht, welches andeutete, dass ich nicht wie die anderen war, eine unbehagliche Regung in meiner Seele, die kam und wieder ging. Aber das war nur ein einziger dunkler Punkt im Glanz aller Dinge gewesen, und ich hatte mich schnell daran gewöhnt, darüber hinwegzugehen. Ich hatte weiterhin mit meinen Brüdern gespielt, ich hatte den kleinen Lebensbereich, der vor meinen Augen lag, genossen, ich war mir die ganze Zeit über meiner selbst nicht bewusst gewesen. (Brown, S. 51, Z: 17ff.)
- 27.9 Jetzt war es anders. Jetzt sah ich alles, aber nicht mit den Augen eines kleinen Jungen, der auf Spass aus ist und von Wissbegierde überquillt, sondern mit den Augen eines Krüppels, eines Krüppels, der eben erst sein ganzes Elend erkannt hat. (Brown, S. 51, Z: 28ff.)
- 27.10 Ich veränderte mich. Ich wusste es damals noch nicht, aber ich hatte einen Weg gefunden, wieder glücklich zu sein und einen Teil von dem, was mich unglücklich gemacht hatte, zu vergessen. Vor allem lernte ich, mich selber zu vergessen. Jetzt litt ich nicht mehr darunter, dass ich nicht mit meinen Brüdern ausfahren konnte, denn ich besass etwas, um meinen Geist zu beschäftigen. (Brown, S. 58, Z: 15ff.)
- 27.11 Dreizehn – und immer noch ganz und gar der kleine Künstler, der den Weg zu sich selber noch nicht gefunden hatte und auch seine eigenen Fähigkeiten noch nicht genügend beurteilen konnte, um sie zu gebrauchen. Malen bedeutete jetzt alles für mich. Durch meine Malerei lernte ich, mich auf mannigfaltige Weise auszudrücken. Durch sie konnte ich alles, was ich sah und fühlte, deutlich machen, alles, was in meiner Seele vorging, die in meinem nutzlosen Körper wohnte wie ein Gefangener in einer Zelle, und in eine Welt hinausschauen, die für mich noch nicht Wirklichkeit geworden war. Ich sah mehr mit meinem Geist als mit meinen Augen. (Brown, S. 68, Z: 28ff.)
- 27.12 Ich wusste, ich war nun kein Kind mehr, aber ich war auch nicht «erwachsen». Ich befand mich in einem Schwebezustand zwischen der glücklichen Ahnungslosigkeit der Kindheit und dem Schmerz des erwachenden Bewusstseins und der bitteren Erkenntnisse des Jünglingsalters. Ich sehnte mich danach, unwissend und glücklich zu sein wie zuvor. Aber ich wusste, die Kindheit war zu Ende. Ich hatte die Hoffnungslosigkeit und Nutzlosigkeit meiner Zukunft an jenem Tag im Hinterhof erkannt, als ein Kind mich anschaute mit einem Blick des Mitleids in seinen Augen. (Brown, S. 77f., Z: 33ff.)
- 27.13 Ich konnte nun nicht mehr länger vor mir selber davonlaufen, ich war zu gross geworden. Während die Familie allmählich heranwuchs und alle - jedenfalls für mich - zu fremden

- Erwachsenen wurden, die für sich selbst sorgten, musste ich an jedem Tag, der verging, auf tausendfältige Weise, einmal deutlich, einmal weniger deutlich, die Beschränkungen die Inhaltslosigkeit, die schreckliche E n g e meiner eigenen Existenz erkennen und fühlen. (Brown, S. 78, Z: 12ff.)
- 27.14 Mein Leben schien nichts weiter als ein dunkler, stickiger kleiner Winkel zu sein, in dem ich mit meinem der Wand zugekehrten Gesicht liegengeblieben war; von hier aus vernahm ich alle Geräusche und die Regsamkeit der grossen Welt draussen und war doch ausserstande, mich zu bewegen; ich konnte nicht hinausgehen und meinem Platz in der Welt ausfüllen, wie meine Brüder und meine Schwestern und alle, die ich kannte. (Brown, S. 78, Z: 28ff.)
- 27.15 Mir war so, als bewege ich mich nur in einer Grube, immer dasselbe denkend, dasselbe fühlend, dasselbe fürchtend. Ich war eingeschlossen, abgeschnitten, zugestöpselt wie eine Flasche. Es war mir nichts geblieben als nur furchtlose Versuche und belanglose, eingeeengte Gedanken. (Brown, S. 78f, Z: 35ff.)
- 27.16 Ich erinnerte mich daran, wie traurig ich als Kind gewesen war, als ich zum erstenmal entdeckt hatte, dass ich anders war als andere Menschen. Damals hatte ich gedacht, die Welt habe aufgehört, für mich zu existieren. Aber jetzt erst begann ich, die volle Bedeutung dieses «Andersseins» zu empfinden, seinen wahren Sinn. Als Kind hatte ich bitterlich geweint, als ich mir meiner Krüppelhaftigkeit bewusst wurde. Jetzt weinte ich nicht – Trost der Tränen war mir versagt. Meine ganze Qual lag in mir verschlossen. (Brown, S. 80, Z: 29ff.)
- 27.17 Aber was war denn Grosses dabei, dass ich mit meinem linken Fuss malte? Was nützte es, dass man sagte, ich sei etwas ganz Besonderes? Ich wollte nichts Besonderes sein - ich wollte nur ein ganz gewöhnlicher Mensch sein wie jeder andere auch. (Brown, S. 83, Z: 30ff.)
- 27.18 Gerade weil ich mit meinem linken Fuss das vollführte, was andere mit ihren Händen taten, sagte man, es sei etwas Wunderbares. Vielleicht war es das - ich wusste es nicht. Ich benutzte meinen Fuss einfach nur deshalb, weil ich meine Hände nicht gebrauchen konnte, aber ich war nicht stolz darauf oder hielt mich für etwas Besonderes. In Wirklichkeit gebrauchte ich meinen linken Fuss niemals, wenn jemand anwesend war, den ich nicht sehr gut kannte, weil ich mir dann recht albern und armselig vorkam. Es war mir dann immer so, als sei ich ein Affe oder eine Robbe in einer Zirkusvorstellung. (Brown, S. 83, Z: 34ff.)
- 27.19 Was war ich, fragte ich mich, wie ich so dasass? Der liebe Gott hatte sich mit mir einen seiner Scherze erlaubt. Mein Leben schien sinnlos zu sein, es hatte keinen Zweck und keinen Wert. Ich war ein Gefangener zwischen Kerkerwänden, ich spürte deutlich, wie diese Mauern mich jetzt, je mehr ich heranwuchs, fester umschlossen. Ich sehnte mich danach, frei zu sein; ich sehnte mich danach, die Mauern zu sprengen und zu entfliehen. (Brown, S. 90, Z: 21ff.)
- 27.20 Nach wenigen Tagen war Lourdes nur noch Erinnerung, und als der Zauber verblasst war, wurde ich mir meiner selbst wieder bewusst, wurde ich mir der Leere und der Langeweile meines Lebens bewusst. Lourdes war vorbei, und ich war der gleiche geblieben. (Brown, S. 102, Z: 5ff.)
- 27.21 Ich wusste genau, dass ich, gleichgültig, wie ich äusserlich wirken mochte, gleichgültig, was ich den anderen vortäuschen oder wie ich mich selbst belügen mochte, niemals glücklich sein oder

- mit mir selber Frieden schliessen könnte, solange ich derart verkrüppelt war. (Brown, S. 102, Z: 19ff.)
- 27.22 Es bewies mir, dass es in dem grossen Gesamtbild des Lebens auf uns alle ankommt, selbst auf den geringsten unter uns, weil wir alle ein Teil von ihm sind, und dass selbst die kleinen Unbekannten sehr wichtig sind, weil sie dazu beitragen, die Grossen zusammenzuhalten, auf dass sie nicht straucheln. In jenem ersten Aufblitzen des Begreifens erkannte ich, dass auch ich eine Rolle zu spielen hatte, und sei sie auch noch so klein. (Brown, S. 108, Z: 31ff.)
- 27.23 «Ja», sprach Mrs. Collis weiter. «Du kannst geheilt werden, wenn du bereit bist, während der nächsten paar Jahre eine Unmenge wirklich schwerer Arbeit zu leisten. Aber», hier machte sie eine Pause, sah mich durchdringend an und fuhr fort, «du musst zuerst ein sehr grosses Opfer bringen. Niemals wird etwas Gutes ohne Opfer erreicht, und dein Opfer besteht darin - du musst dich dazu entschliessen, niemals wieder deinen linken Fuss zu gebrauchen.»
Meinen linken Fuss! Er bedeutete alles für mich - nur mit ihm konnte ich sprechen, nur mit ihm schaffen! Er war mein einziges Verbindungsmittel zur Aussenwelt, um die Seelen anderer Menschen zu erreichen und mich selber deutlich vernehmbar und verständlich zu machen. Alles andere an mir war nutzlos, wertlos, und nur der eine Körperteil, mein linker Fuss war das einzige arbeitsfähige Glied an meinem ganzen Körper. Ohne ihn wäre ich verloren, zum Schweigen verurteilt, machtlos. (Brown, S. 124, Z: 9ff.)
- 27.24 Ich fühlte jetzt, wie ich zu einer stärkeren, einer beharrlicheren Bewusstheit meiner eigenen Nöte heranreife, und das war für mich allein schon Schmerz genug. Aber der Schmerz drang noch tiefer, als ich mir darüber hinaus noch der Unmöglichkeit bewusst wurde, einen einigermaßen angemessenen Ausdruck für solche Nöte zu finden, als ich erkannte, dass, gleichgültig wie ich meine körperlichen Behinderungen mit der Zeit auch überwinden mochte, doch mein Leben, mein inneres, seelisch-geistiges Leben, das Leben, auf das es schliesslich und endlich allein ankam, niemals wirklich «normal» sein würde, niemals würde wirklich «normal» sein k ö n n e n . Ich würde nur immer stillliegen müssen, eingeschlossen in mein eigenes Innenleben, unterdrückt, anstatt zur Entfaltung gebracht. (Brown, S. 138f., Z: 25ff.)
- 27.25 Es hatte den Anschein, als sei ich an einem toten Punkt angelangt; wo ich mich auch hinwandte, der Weg war versperrt. Ich empfand, was jeder empfinden würde, wenn er an Händen und Füssen gefesselt ist und einen Knebel im Mund hat. (Brown, S. 142, Z: 27ff.)
- 27.26 Es ist furchtbar, im eigenen Körper gefangen zu sein. (McDonald, S.9, Z: 7)
- 27.27 Ich brauchte dauernd die Bestätigung, dass sie mich liebten und mich behalten würden, ganz gleich, wie ich mich benahm. Deshalb war ich oft unausstehlich, um sie auf die Probe zu stellen. (McDonald, S. 238, Z: 23ff.)
- 27.28 Es ist ein gewaltiger Sprung vom Fussboden in St. Nicholas bis zur Konversation mit einem Staatsminister - mir fehlt die Strecke dazwischen. (McDonald, S. 245, Z: 9ff.)
- 27.29 Sein Körper war ermattet; unternehmungslustig, aber erschöpft. In seinem Kopf drängten sich neue Erfahrungen, und sein Körper, auch wenn er in seinem Fall nichts als eine Hülse war,

- zehrte all seine Kraft auf. (Nolan, S. 187, Z: 20ff.)
- 27.30 Seine Eltern trafen Anstalten, ihren wie in einen Zookäfig gesperrten Sohn dem Direktor der Mount Temple Comprehensive School, John Medlycott, vorzustellen. (Nolan, S. 27, Z: 22ff.)
- 27.31 Die Tränen der Vergangenheit waren nichts als Kindermätzchen, die Tränen von heute hingegen galten der verwirrenden Gegenwart und Zukunft eines kastrierten Knaben. (Nolan, S. 31, Z: 25ff.)
- 27.32 Aber er war wie ein Haifisch in blutgeröteten Gewässern- immer auf der Jagd nach Freunden, nach Zuneigung. (Nolan, S. 43, Z: 11f.)
- 27.33 Joseph bedauerte, dass er gar nichts beitragen konnte, und bewunderte das Geschick der anderen. Geknickt fasste er den Beschluss: Eines Tages würde er auch etwas vorzuweisen haben. (Nolan, S. 51, Z: 32ff.)
- 27.34 Sein unbeholfener Leib gehörte für immer zu ihm. Aber von der Mutterliebe besänftigt, besah er sich kreisenden Kopfes seine Gliedmassen -und mochte Joseph Meehan. (Nolan, S. 58, Z: 24ff.)
- 27.35 Da er sich selbst mochte, verging seine Kindheit fast ohne Murren. (Nolan, S. 58, Z: 30f.)
- 27.36 Wie er dalag in seiner vom Schicksal verpassten stählernen Jacke,... (Nolan, S.81, Z: 17f.)
- 27.37 Alle machten sich nützlich ausser Joseph- der sass nur da und spielte den Vormann. (Nolan, S. 100f., Z: 35ff.)
- 27.38 Wie kann selbst der bedeutendste Fachmann aus deinen spärlichen Werken Wahrheit schöpfen, wo dir doch deine eigentlichen Gedanken zufliegen, wenn du scheinbar schläfst? Mutig, aber ausser Stande; gequält, aber nicht betrogen; fröhlich, aber gebrochen; berühmt, aber feige; Mann und doch noch Knabe; geborener Schriftsteller, der indes nur unter Schwierigkeiten schreibt; angespornt von osterglockenhellen Momenten, bei trüben Farben jedoch dem Untergang geweiht; in schmerzlicher Landschaft taifungeschüttelt, aber nicht ausgesetzt; verletzt, doch wild entschlossen zu überleben. (Nolan, S. 112, Z: 31ff.)
- 27.39 ..., wahrhaft begabt, wahrhaft verdammt! (Nolan, S. 140, Z: 32.)
- 27.40 Eingesperrt in sein knöchiges Gefängnis, lag er abends im Bett. Er sah die Gitterstangen seines goldenen Käfigs vor sich. Aber Käfigvögel singen doch so süß, höhnte ihn die Verzweiflung. Eitel, eitel, alles ist eitel, gab ihm seine Vernunft zu bedenken, aber mit diesem Gedanken bettete Tröstung entenflaumenweich die kalte Stimme des Jungen. (Nolan, S. 148, Z: 10ff.)
- 27.41 -Joseph, ohnehin sprach-los, war sprachloser denn je zuvor. Er, der mit polkapolternden Bewegungen ausgestattet und so lange eingesperrt war, der in einer Idioten-Arena festgesessen und sich jetzt erst freigekämpft hatte, sollte die Veranstaltung mit seiner Gegenwart beehren. (Nolan, S. 160, Z: 10ff.)
- 27.42 Als Joseph auf die grossartige Bergstrasse zurückblickte, fühlte er sich überglücklich. Man stelle sich nur vor, dachte er, ein Krüppel wie ich erlebt den Zauber dieser Landschaft. (Nolan, S. 183, Z: 21ff.)
- 27.43 Die Dreistigkeit der Jungen schenkte Josephs Gliedern einen Hauch von Normalität. Die Frechheit der Mädchen erfüllte diese Normalität mit glücklichem Lachen. Und indem die Mount Temple School seiner Gefühllosigkeit mit Verständnis begegnete, webte sie seinem einsamen

- Arazzoteppich ein zartes Muster ein. Das Leben des Joseph Meehan richtete verheerenden Schaden an, doch die Brüderlichkeit seiner Freunde verschaffte ihm Trost. (Nolan, S. 194, Z: 17ff.)
- 27.44 Er fühlte sich wohl im geregelten Leben der Oberschule und beabsichtigte nun, auf die Hochschule überzuwechseln. Werde ich es denn schaffen, sinnierte Joseph, an seiner Nabelschnur hängend. Kann ich mich aus meiner Hörigkeit befreien? Bestimmt werde ich auf der Strecke bleiben und stumme Schreie um Hilfe und Verständnis ausstossen. Vielleicht wird mich die Gelehrsamkeit der Professoren unter ihren Talaren einschüchtern. Wie können Krüppel wie ich bloss so bekloppt sein, ihre Behinderung auch noch zur Schau zu stellen? Was werde ich anstellen, wenn sich die Studenten über mich lustig machen? Verbiesterter Pantoffelheld, der ich bin, werde ich nicht wie ein Muttersöhnchen wirken, wenn stinknormale Wirbelwinde durch meine handschellengefesselte Normalität jagen? Muss ich mich denn wirklich an die Öffentlichkeit wagen, obwohl ich stumm bin wie die Weite des Himmels? (Nolan, S. 198f., Z: 22ff.)
- 27.45 ..., und du bist ein Starr-Kopf und kannst dich nicht einen Zentimeter vorbeugen, um dein Leben zu retten; ... (Nolan, S. 214, Z: 23ff.)
- 27.46 Mein Buch Titelvorschlag: Von der Stärke einer Schwachen oder Wir wollen leben wie alle (Schär, S. 219, Z: 27ff.)
- 27.47 Nicht, dass es mich sonderlich bekümmert hätte, anders zu sein. Ich, für mich, kannte es ja nicht anders, und Gott war mir auch hier sehr nahe. Was mich irritierte, waren der stete Vergleich mit den Gleichaltrigen und die zahlreichen Therapien, vermittelten sie doch alle gleichermaßen meine Unzulänglichkeit und zielten darauf ab, mich meiner eigenen Welt zu entreißen. Mein Zufluchtsort war in Gefahr, meine Oase drohte zu verdorren! (Müller, S. 13, Z: 5ff.)
- 27.48 Die Meinung der Förderschule war, ich müsse erst noch lernen, leiser zu sein, ehe ich auf die Regelschule wechseln könne. Tatsächlich war ich aber in der Regelschule deutlich leiser als in der Förderschule, in welcher ich meist aus Frust und Langeweile sang. Man argumentierte auch, dass die Förderschule einen geschützten Rahmen biete, in dem die Behinderten unter sich seien und nicht angestarrt würden. Mama zitierte meine Antwort zu dem Thema: «Bin bunter Hund, werde es auch bleiben. Ich will nicht in einem Ghetto leben!» (Müller, S. 47, Z: 20ff.)
- 27.49 An solchen Tagen bin ich ein einziges schreiendes Stoßgebet. Die Ursachen für diese lauten Tage sind mannigfaltig und reichen von Unverstandensein über Trotz und Frust bis hin zu Schmerzen. Das ist durchaus keine Glanzleistung. Mein Gewissen meldet sich deutlich zu Wort, und ich arbeite hart daran, dies zu ändern. Man bestätigt mir, dass es seltener wird, im Fall von Schmerzen allerdings streiche ich die Segel. (Müller, S. 56f., Z: 32ff.)
- 27.50 Zaghafte wäge ich Anderssehender,
Besserhörer, Wenigerspürender,

Klardenkender, Nichtsprechender,
Nochnichtlaufender, Unerwachsener Mensch
meine ungelenken Schritte in Eure Welt.
Dichte nicht nur, weil es Euch gefällt,
sondern meine Gedanken am Leben erhält.
Es hilft, Erlerntes zu kapiieren,
Ideen einsortieren in die Regale, die vielen,
aufbewahren und verdichten,
auf diese Komprimierung will ich nicht verzichten.
Ja, mir gefällt das Dichten,
über das Ergebnis muss ein anderer richten! (Müller, S. 80, Z: 3ff.)

- 27.51 Da haben wir es wieder: mein Gedankenkarussell. Es dreht sich, reißt mich mit fort und beschleunigt meine Zeit auf Lichtgeschwindigkeit, um dann abrupt anzuhalten, heftig gebremst durch einen Anfall. Der krampfartige Schmerz beendet meinen Höhenflug und konfrontiert mich mit dem Boden der Tatsachen: Es gibt Fragen, die ich nur marginal beantwortet bekomme. Das Thema Zeit gehört wohl auch dazu. Und falls es doch anders kommt, werde ich mein Wissen gerne mit Ihnen teilen! (Müller, S. 107, Z: 19ff.)

28 Therapie

- 28.1 Ich hörte später, dass die Übungsmethode Physiotherapie genannt wurde, und ich dachte, das sei ein wahrer Riese von einem Namen. (Brown, S. 109, Z: 25ff.)
- 28.2 Ursprünglich war nur beabsichtigt gewesen, eine Art Übungsraum, eine Turnhalle zu schaffen, in der Dr. Warnants ungestört mit mir arbeiten konnte. Im Laufe der Zeit machte ich daraus jedoch langsam ein Wohn- und Studierzimmer, in welchem ich ass, las, schrieb und schlief. Ich bat noch um Bücherregale, und auch diese füllten sich nach und nach.
So hatte ich mich endlich von der Familie gelöst, von dem Lärm und dem geschäftigen Treiben im Hause. Jetzt konnte ich endlich in beharrlicher Einsamkeit leben, in völliger Freiheit konnte ich, soviel ich wollte, malen und schreiben, ohne das ständige Trommelfeuer von Stimmen in meinen Ohren ertragen zu müssen. (Brown, S. 116, Z: 18ff.)
- 28.3 «Ja», sprach Mrs. Collis weiter. «Du kannst geheilt werden, wenn du bereit bist, während der nächsten paar Jahre eine Unmenge wirklich schwerer Arbeit zu leisten. Aber», hier machte sie eine Pause, sah mich durchdringend an und fuhr fort, «du musst zuerst ein sehr grosses Opfer bringen. Niemals wird etwas Gutes ohne Opfer erreicht, und dein Opfer besteht darin - du musst dich dazu entschliessen, niemals wieder deinen linken Fuss zu gebrauchen.»
Meinen linken Fuss! Er bedeutete alles für mich - nur mit ihm konnte ich sprechen, nur mit ihm schaffen! Er war mein einziges Verbindungsmittel zur Aussenwelt, um die Seelen anderer Menschen zu erreichen und mich selber deutlich vernehmbar und verständlich zu machen. Alles andere an mir war nutzlos, wertlos, und nur der eine Körperteil, mein linker Fuss war das

- einziges arbeitsfähige Glied an meinem ganzen Körper. Ohne ihn wäre ich verloren, zum Schweigen verurteilt, machtlos. (Brown, S. 124, Z: 9ff.)
- 28.4 Ich sah ein, dass das, was sie sagte, klug und weise war. Man durfte sich wirklich nicht auf Halbheiten einlassen. Von nun an hiess es, den Kampf ernstlich aufzunehmen, und wenn ich ihn gewinnen wollte, musste ich alles, was ich nur konnte, zum Einsatz bringen - ich musste einen hohen Preis bezahlen, - vielleicht war der Preis sogar grausam -, um einen grösseren Gewinn zu erzielen. Es würde fürchterlich sein, aber es bestand die Möglichkeit, dass es am Ende den Sieg brachte. (Brown, S. 125, Z: 3ff.)
- 28.5 Durch den Gebrauch des linken Fusses hätte ich zwar mein geistiges Angespanntsein etwas gelockert, aber dafür auch den Zustand meiner an sich schon verkümmerten Muskeln nur noch verschlimmert. Solange ich mich durch den Gebrauch meines linken Fusses verständlich machen könnte, würde ich niemals daran denken, meine Hände zu gebrauchen. Wenn ich hingegen meinen Fuss nicht mehr benutzen könne, würde ich mich darauf konzentrieren müssen, von meinem übrigen Körper Gebrauch zu machen. (Brown, S.125, Z: 29ff.)
- 28.6 Aber was könnte ich denn anderes tun, als auf den Handel einzugehen? Wenn ich dazu zu feige wäre, würde die Vergangenheit wieder über mich herfallen mit all ihrer Bitterkeit und ihrem düsteren Pessimismus, dunkel und ohne Sonne wie ein Winterhimmel. Wenn ich hingegen die Gelegenheit wahrnehmen und meinen linken Fuss, so wie er war, einfach «abhackte», dann würde ich in eine neue Lebensphase eintreten, eine völlig neue Art des Denkens und Handelns würde sich anbieten, und schon das allein wäre jedes Opfer wert. (Brown, S.126, Z: 12 ff.)
- 28.7 Nach einigen Monaten stellte ich fest, dass mein Sprechen sich beträchtlich gebessert hatte: ich verwandte grösste Sorgfalt darauf, mich genauestens zu vergewissern, dass ich jedes Wort langsam und deutlich artikulierte und dass ich das, was ich sagen wollte, ruhig und nicht, wie bisher, voller Hast und Aufregung aussprach. Heute kann ich ganz gut sprechen, wenn ich mir nur Zeit dazu nehme und mich nicht in Verwirrung bringen lasse, falls ich ein Wort einmal nicht ganz klar herausbringen kann. Im Grunde beruht die ganze Ursache meiner Sprachschwierigkeiten in meiner eigenen Einstellung zu ihr. Sobald ich erst einmal den albern panischen Schrecken und das Schamgefühl überwunden habe, die mir das Blut jedesmal in einem heissen Strom in die Wangen treiben, wenn ein Fremder sich mit mir zu unterhalten versucht, werde ich die Wurzel des Übels beseitigt haben. (Brown, S.165, Z: 18ff.)
- 28.8 Ich weiss, dass ich niemals ein vollwertiges, gesundes Leben in der menschlichen Gesellschaft führen kann, wenn ich nicht so sprechen kann, dass andere mich verstehen, und um dieses Ziel zu erreichen, muss ich schwer arbeiten und lange üben. (Brown, S.166f., Z: 35ff.)
- 28.9 Er musste dafür trainieren, die Kraft seiner Muskeln auf eine einzige örtlich begrenzte Bewegung zu konzentrieren, und zugleich eine Methode finden, den richtigen Augenblick abzuwarten, in dem er den Befehl dazu geben musste. Dass er sich seines Dilemmas bewusst war, hiess freilich noch längst nicht, dass er sich daraus befreien konnte. (Nolan, S. 118, Z: 11ff.)

- 28.10 Nicht, dass es mich sonderlich bekümmert hätte, anders zu sein. Ich, für mich, kannte es ja nicht anders, und Gott war mir auch hier sehr nahe. Was mich irritierte, waren der stete Vergleich mit den Gleichaltrigen und die zahlreichen Therapien, vermittelten sie doch alle gleichermaßen meine Unzulänglichkeit und zielten darauf ab, mich meiner eigenen Welt zu entreißen. Mein Zufluchtsort war in Gefahr, meine Oase drohte zu verdorren! (Müller, S. 13, Z: 5ff.)
- 28.11 Das Bekanntwerden meines Befundes mit sieben Monaten hatte schlagartig alles verändert. Ich war noch zu jung, um mich an die Details zu erinnern, aber ich erinnere mich in der Folge an eine Vielzahl von Therapien und Therapeuten, und intuitiv war mir immer klar, dass dies nicht von Anfang an so war, dass etwas zerbrochen war im Familiengefüge und dass es etwas mit mir zu tun haben musste. (Müller, S. 14, Z: 17ff.)
- 28.12 Dabei meinten es alle gut mit mir. Sie wussten schlicht nicht, was sie taten. Jede Disziplin erkannte meine Defizite in ihrem Fachbereich, und denen galt es mit aller Kraft entgegenzuwirken. Dies entspricht der Lehrmeinung, doch es stärkte nicht unbedingt mein Selbstwertgefühl. Physiotherapie, Ergotherapie, Logopädie, Hippotherapie und Osteopathie bereicherten mit einem Mal neben Babyschwimmen und Krabbelgruppe meinen Alltag. Ich freute mich über die Abwechslung, doch ich möchte nicht wissen, was dieses Pensum meinen Eltern abverlangte. (Müller, S. 14f., Z: 33ff.)
- 28.13 Diese Prozedur probten wir alle drei Wochen, es half trotzdem nichts: meine Blutwerte stürzten bedenklich ab. Stattdessen gab man mir Carbamazepin und Topamax – mit mäßigem Erfolg. Ich befand mich in einer Art Dauerdelirium, verlernte zu robben und zu lautieren und verkrampfte zusehends deutlich mehr statt weniger. (Müller, S. 16f., Z: 15ff.)
- 28.14 Die Ärzte rieten zu einer weiteren Dosiserhöhung des bis dahin für unter Zweijährige offiziell noch gar nicht zugelassenen Medikaments Topamax. Da riss Mama der Geduldssaden. Sie ließ die Nahrungsmittel austesten, verordnete mir eine Rotations-Weglass-Diät und begann die Medikamente auszuschleichen. Ganz langsam, über ein halbes Jahr verteilt. Robben versuchte ich nie wieder, lautieren («mamamam, papapap») auch nicht, aber ich konnte wieder klar denken! (Müller, S. 16f., Z: 21ff.)
- 28.15 Das DHT (*Dolphin Human Therapy*) war eine wahre Oase, eine riesige Wohltat und Balsam für meine geschundene Seele! Auch hier gab es ellenlange Anamnesegespräche, doch im Unterschied zu Deutschland konzentrierte man sich nicht auf die Defizite, sondern auf die Stärken. Die Stärken müssten gestärkt werden, erklärte Dr. Nathanson, der Begründer der Delfintherapie, den teilnehmenden Familien, dann würden sich auf ganz vielen Ebenen Erfolge einstellen. (Müller, S. 23f., Z: 21ff.)
- 28.16 Und Alfonz (→*ein Delfin*) schien meine Gedanken zu verstehen. Mit ihm konnte ich mich ohne Worte verständigen, und das, was er mir mit auf den Weg gab, waren Mut und Hoffnung und ein neues Gottvertrauen. Das Vertrauen, dass Gott keine Fehler macht und dass demzufolge auch meine Situation einen Sinn haben muss, selbst wenn ich diesen momentan noch nicht erkennen konnte. Alfonz schwamm so oft doch meinen Nebel, bis er sich lichtete und sich ein

Fenster öffnete. (Müller, S. 24, Z: 6ff.)

- 28.17 Mateo (→*ein Delfin*) nahm mich so, wie ich bin, und signalisierte mir, dass es gut ist. Dies machte mir Mut, meine Gedanken mit anderen zu teilen, die oft so ganz anders sind, und baute mir damit eine Brücke. Ohne ihn hätte ich mich sehr viel schwerer getan, mit dem Schreiben zu beginnen. (Müller, S. 25, Z: 21ff.)
- 28.18 Allen Prognosen zum Trotz verstand ich von Anfang an deutlich mehr, als meine Diagnosen vermuten ließen, und manch einer war über meinen klaren Blick erstaunt. Dennoch war kaum jemand geneigt, mir klare Gedanken zuzutrauen. Nicht wenige Therapeuten scheiterten dabei, mir Dinge beizubringen, während ich schier an ihren Zweifeln zerbrach. (Müller, S. 32, Z: 25ff.)
- 28.19 Weniger glücklich war ich über sein Ansinnen, meine Anwesenheit auf zehn Wochenstunden zu reduzieren. Bei meinem labilen Gesundheitszustand bliebe dann vermutlich kaum mehr was übrig. Ich machte mir große Sorgen, dass ich dann zurück auf die Förderschule müsste, um meine Schulpflicht zu erfüllen. Gerade dahin wollte ich aber keinesfalls zurück, selbst wenn es dort Therapieangebote gibt. Da ich neben Lesen und Schreiben keine Hobbys ausüben kann, können die Therapiestunden gerne den Nachmittag füllen und müssen nicht den Vormittag blockieren, wo ich doch etwas erfahren möchte von der Welt.
Ich lag nächtelang wach und betete um ein Wunder. (Müller, S. 54, Z: 16ff.)
- 28.20 Seit annähernd dreizehn Jahren wird demzufolge fast jede Mahlzeit extra für mich gekocht, dreimal täglich, da ich auch Brot nur schlecht vertrage. Jahrelang wurde auf Listen vermerkt, welche Getreide, Gemüse, Speiseöle, Gewürze oder Tees usw. ich zu mir genommen hatte und wie oft in der Folge epileptische Krämpfe oder Bauchschmerzen aufgetreten waren. Immerhin gelang es, die Dauermedikation zu beenden, so dass ich mich nicht jeden Tag im Delirium befand. (Müller, S. 116, Z: 20ff.)
- 28.21 Mittlerweile stabilisiert sich mein Zustand dank orthomolekularer Medizin und meiner Therapien etwas, so dass ich schrittweise immer öfter an den normalen Mahlzeiten teilnehmen darf. Ich genieße jeden einzelnen Bissen! (Müller, S. 117, Z: 18ff.)
- 28.22 Während der OP war ich wunderbar schmerzfrei, aber ich bekam dennoch alles mit, vom Zersägen meines linken Oberschenkels bis zum Einwickeln in Gips. Es tat wie gesagt nicht weh, aber das Schauspiel nahm mich doch mit, so dass ich deutlich länger schlief, als die Ärzte erwartet hatten, und Mama begann, sich Sorgen zu machen. (Müller, S. 118, Z: 20ff.)
- 28.23 Ihr irrt Euch sehr, wenn Ihr nun meint,
dass von des Patienten Bewusstsein nichts übrig bleibt,
denn auf ganz spezielle Weise
unternimmt dieser keine weite Reise,
blickt von oben staunend auf sich herab,
bewundert Euren wundersamen Trab
Sieht Skalpellen und Säge: «Ach, oje!»,
doch es tut – welch Wunder – gar nicht weh!
Sieht Euch untersuchen, schlitzeln, schneiden, sägen,
kann sich dabei nicht mal fortbewegen.

- Betet nun in einem fort
mit den Engeln rings um diesen Ort,
dass all dies gereicht zum Segen! (Müller, S. 119, Z: 17ff.)
- 28.24 Es wird genäht, geklebt, gewickelt,
ein blauer Gipskokon entwickelt.
«Ich will da nicht hinein!
Dieses Gefängnis ist zu klein!»
Dr. Metz redet sachte auf mich ein,
doch ich will nicht: «Nein!»
Weiß ich doch, sobald ich geh,
tut alles fürchterlich mir weh.
Während ich nun mit mir ringe,
sagt mir mein Engel wichtige Dinge,
schupst mich schließlich von sich fort
mit jenem überzeugenden Wort:
«Komm, sei stark und geh,
du tust sonst deiner Mama weh!»
Na dann! (Müller, S. 119f., Z: 34ff.)
- 28.25 Gott sei Dank bleibt die Zeit nicht stehen. Und so ging auch dieses triste Kapitel vorüber. Die Operation linderte die Hüftschmerzen, doch leider kann ich mein linkes Bein nicht mehr so bewegen wie vorher. An den Gelenken liegt es nicht, die Kombination aus Schiene und täglicher Physiotherapie hat funktioniert, und keines ist steif geworden. Es scheint eher so, als ob die Befehle nicht ankommen, als wenn die Nervenleitung unterbrochen wäre. Trotz täglichem Üben laufe ich daher immer noch nicht so wie vor der Operation. (Müller, S. 121, Z: 20ff.)
- 28.26 Im Laufe der Jahre durfte ich eine ganze Reihe von Therapien über mich ergehen lassen. So mancher Therapeut hat sich an mir und meinem Unvermögen aufgegeben und schließlich die weiße Fahne gehisst.
So durfte ich beispielsweise die Biofeedback-Therapie nicht fortführen, weil den Therapeuten meine Fortschritte zu gering erschienen. Dass die Therapie mir guttat und ich durchaus zufrieden und motiviert war, interessierte in der Klinik niemanden. Wer weiß, vielleicht hätte ich das Ergebnis der Studien nach unten korrigiert. Jedenfalls war ich ziemlich enttäuscht. (Müller, S. 123, Z: 3ff.)
- 28.27 Motiviert durch die Delfintherapie mit ihrem interdisziplinären Vorgehen, bat Mama alle meine Therapeuten um eine Gesprächsrunde mit dem Ziel, die einzelnen Fachbereiche aufeinander abstimmen zu können und einen gemeinsamen Therapieplan für mich zu erstellen. Ihr Ansinnen scheiterte am mangelnden Interesse der Therapeuten und daran, dass diese nicht wussten, wie sie dies abrechnen sollten! (Müller, S. 123, Z: 13ff.)
- 28.28 Dies hatte den einen oder anderen Therapeutenwechsel zur Folge. Andere kamen gut mit mir zurecht, aber sie wurden versetzt oder schwanger oder gar selbst krank. Das ist hart, denn

auch hier tue ich mich mit einem Wechsel schwer. (Müller, S. 123, Z: 20ff.)

- 28.29 Mit der Menge an Schmerzmitteln, die ich in den vergangenen vierzehn Jahren konsumiert habe, könnte man mühelos mehrere Großfamilien versorgen. Und manchmal reicht es dennoch nicht. Und auch Enttäuschungen gab und gibt es zur Genüge. Ich hatte also schon reichlich Gelegenheit, Schmerz zu erleben und mir meine Gedanken zu dessen Sinnhaftigkeit zu machen. (Müller, S. 124, Z: 14ff.)

29 Tod

- 29.1 Eines Tages kroch ich in einem Anfall von Verzweiflung, geängstigt und verwirrt von allem, was in mir vorging, die Treppe hinauf in mein Schlafzimmer und riegelte die Tür zu. Dann nahm ich Bleistifte und Papier aus meiner Schachtel, setzte mich aufs Bett und fing an zu schreiben; ich hatte an jenem Tag beschlossen, «mit mir Schluss zu machen», indem ich mich aus dem Schlafzimmerfenster auf den zementierten Hof hinabstürzte. ... «An alle, die es angeht - und da ich jedoch weiss, dass es niemanden interessiert...» ... Ich schloss die Augen... Es würde ein scheusslich tiefer Fall sein, aber ich wollte es wagen; nichts konnte mich jetzt zurückhalten. Dann dachte ich an Katriona Delahunt... Ich kletterte wieder vom Fenster herab und begann, wie ein kleines Kind zu weinen.
Ich war jetzt sechzehn Jahre alt. (Brown, S. 81f., Z: 3ff.)
- 29.2 Ich kam als Dreijährige nach St. Nicholas. Das Hospital war der Mülleimer der Nation. Ganz kleine Kinder wurden für immer dort untergebracht. Ungeachtet ihrer geistigen Fähigkeiten. Waren sie missgebildet, entstellt oder behindert, so sollte die Welt sie nicht sehen und sich zu ihnen bekennen müssen. Wir wussten, wir hatten den Standardanforderungen für Babys nicht entsprochen. Und nun erwartete man von uns zu sterben. (McDonald, S.9, 10ff.)
- 29.3 Manche Kinder kamen nur für kurze Zeit zu uns: Merkwürdigerweise starben viele von ihnen. (McDonald, S. 31, Z: 1ff.)
- 29.4 Ob man starb, hing davon ab, wie man sich fühlte. Die Arbeit in psychiatrischen Einrichtungen zieht nicht gerade die besten Ärzte an, und Supervision gab es nicht. Die Patienten konnten sich nicht beschweren. Wer sterben wollte, hatte dazu jede Möglichkeit. Viele «Kurzzeitler» nutzten das. (McDonald, S. 31, Z: 24)
- 29.5 Mich lockte der Tod nie, denn ich wollte Rache. Heute scheint mir das nicht mehr wichtig. Was zählt, ist, andere Kinder vor dem zu bewahren, was wir durchmachen mussten. Es gab eine Zeit, da war Hass mein stärkstes Gefühl, und Hass macht einen stark. Zärtliche Gefühle machen einen gefährlich schwach. Unversöhnlicher Hass auf die ganze Welt verzerrte jahrelang meine Beziehungen zu anderen Menschen - Hass auf eine Welt, die behinderte Kinder auf Müllhalden wie St. Nicholas warf. (McDonald, S. 31, Z: 28)
- 29.6 Ich hatte damals so grosse Angst vor dem Sterben, dass ich gar nicht begriff, was Rosie für mein Leben bedeuten könnte. Schwester Z. sagte, ich würde in einem halben Jahr sterben. Bevor Rosie Schwester Z. bat, etwas gegen meine Krämpfe zu unternehmen, hatte ich gar

- nicht gewusst, dass man dagegen etwas tun könne; die Schwestern sagten nur immer, es würde so schlimm werden, dass man mich nicht mehr füttern könnte. Der Gedanke, an Unterernährung sterben zu müssen, hat mich fast verrückt gemacht. (McDonald, S. 40, Z: 6)
- 29.7 Der Tod lebte mit uns auf den Stationen von St. Nicholas. Oft war er freundlicher als die Schwestern. Er schlich um mein Bett herum, aber ich hatte noch genug Fleisch auf den Rippen, um den Würmern den Frass zu verweigern. Dabei wäre ich dem Tod oft so dankbar gewesen, wenn er mich geholt hätte. (McDonald, S. 40, Z: 15ff.)
- 29.8 Ursache und Wirkung waren das einzige, woran ich glaubte: Widerstand leisten zum Beispiel bedeutete, zwar nicht beliebt zu sein, aber dafür länger zu leben. (McDonald, S. 40, Z: 24)
- 29.9 Ich war völlig am Boden zerstört, als Rosies Verwandter sagte, dass ich einen Schlag auf den Kopf bekäme, wenn ich ein Welpen wäre. Ablehnung war ich gewohnt, aber noch nie hatte mich etwas so verletzt. Ich hatte mir selbst oft gewünscht, dass mich jemand töten würde, aber ich fand, es stand andere nicht zu, mir den Tod zu wünschen. Am meisten verletzte mich die Erkenntnis, dass Menschen draussen genauso über Behinderte dachten wie die Schwestern im St. Nicholas. Heute weiss ich, dass die meisten anderen nicht so extrem denken wie Rosies Verwandter. Sie mögen es nur nicht, dass wir uns auf der Strasse blicken lassen. Rosie und ihre Freunde sind die einzigen, die ich kenne, die dafür sind, dass wir uns überall frei bewegen. (McDonald, S. 90, Z: 14)
- 29.10 Manches hat sich nicht verändert. Immer noch bin ich der Meinung, dass man mich nicht hätte wiederbeleben sollen, wenn ich nur dazu bestimmt war, in einer Anstalt zu leben. (McDonald, S. 244f, Z: 36ff.)
- 29.11 Aber niemand, der so versehrt war wie er, verdiente eine Überlebenschance. Besser tot, sagten die Besser-Wisser; besser tot, sprach die Geschichte; besser sich kopfüber hineinzustürzen, entschloss sich die seelenfeste Nora, als sie sein verzweifertes Schreien vernahm. Nur seine Mutter behandelte ihn als normal, verstand seine Intelligenz, die Zeichensprache seiner Augen, die Früchte der Stechpalme. Noch waren diese grün; doch liess man ihm Zeit, gab man ihm ein zu Hause, so verhiesse sie ein leuchtendes Rot. (Nolan, S.72, Z: 27ff.)
- 29.12 Der Tod ist nicht geheimnisumwoben, das wusste Meehan; schliesslich war er bereits dort gewesen. Zwei geschlagene Stunden hatte er unter den Göttern gewelt, aber dann hatte das Leben ihn sich gekrallt und hielt ihn fest und erklärte ihn für frei. (Nolan, S. 73, Z: 21ff.)
- 29.13 Lieber tot sein, empfand er, als in eine Anstalt oder ein Krankenhaus gesteckt zu werden. (Nolan, S. 170, Z: 4f.)
- 29.14 Er denkt auch ans Sterben und dass ist nach dem Tod schöner ist. Ich denke das manchmal auch. (Schär, S. 256, Z: 14f.)
- 29.15 Ich denke aber oft, der Druck ist insgesamt zu gross für mich. Ich habe manchmal Angst, dass ich an dem ganzen Druck sterbe. Ich glaube nicht, dass es ein Zufall war, dass ich gerade am Schulbeginn so schlimm krank wurde. So dass ich selbst dachte, ich sterbe vielleicht. Und ich

will noch lange leben. (Schär, S. 259, Z: 17ff.)

29.16 Weshalb weint ihr? Nani ist glücklich! (Schär, S. 300, Z: 33)

29.17 Wo wir hingehen, wenn wir wieder sterben Wir alle sterben, am meisten sterben die Menschen, wenn sie alt sind. Aber auch junge Menschen sterben manchmal durch Krankheit oder Unfall dann haben sie ihre Aufgabe auf der Erde erfüllt. Heilige machen das Sterben leicht. Sie spenden Trost und Segen in dieser Stunde des Todes. Wenn ein Mensch stirbt, kommt seine Seele in den Himmel, wo sie darauf wartet, wieder geboren zu werden. Jede Seele sucht sich eine Aufgabe aus, die sie auf der Erde lösen will. Fortsetzung folgt. (Schär, S. 301, Z: 4ff.)

29.18 Muss ich an dieser Krankheit sterben? (Schär, S. 302, Z: 20ff.)

30 Träume

30.1 Es war sehr vergnüglich, mit Hilfe der Bücher solche Traumreisen zu unternehmen. Wie einseitig und begrenzt meine Lektüre auch damals noch sein mochte, so verhalf sie mir doch dazu, etwas von der Welt jenseits meiner vier Wände kennenzulernen. (Brown, S. 117, Z: 27ff.)

30.2 Anscheinend sollte ich niemals das tun können, was ich gerade jetzt mehr als alles andere zu tun begehrte - die Geschichte meines Lebens zu schreiben. Es schien, als wäre ich wieder an dem Punkt angelangt, an dem ich immer stehen geblieben war, Dinge ausführen zu wollen und nicht zu wissen, wie. Meine Träume waren zu hochfliegend, um Wahrheit werden zu können. Wie könnte ich jemals ein Buch schreiben – ich, der mein Leben lang hinter den vier Wänden meines Hauses eingeschlossen gewesen war und niemals auch nur das Innere eines Schulraums gesehen hatte? Ich war verrückt, überhaupt auf einen solchen Gedanken zu verfallen. (Brown, S.150f., Z: 29ff.)

30.3 Über ihre Träume warf das böse Leben einen einsamen Schleier, aber die Jahre vernahmen den stummen Schrei der befangenen Kinder, und Schläue sinnt über die Befunde der Zeit. So stählte denn Joseph seine Nerven, und seine Entschlossenheit hallte wider in den Kammern seine Seele. (Nolan, S. 34, Z:19 ff.)

30.4 - Josephs stumme Träume waren nicht länger stumm. (Nolan, S. 141, Z: 13)

30.5 Jeden Morgen weckte er sich wie im Traum selber auf; ans Bett genagelt, richtete er seine Tagträume auf die Fensterscheibe. Auf diese Weise regelrecht durchleuchtet, freute er sich diebisch über die Durchschaubarkeit seiner Masturbationsphasen. Er verstand, dass er nicht so funktionierte, wie sein Körper gebot, und fand sich mehr oder weniger bewusst damit ab. (Nolan, S. 174, Z: 13ff.)

30.6 In dem Wissen, dass er sich selbst beobachtete, stand Joseph wie angewurzelt auf der Leiter ... Wie kommt es, dass ich mich selber sehen kann, fragte er sich erstaunt, wie kann denn

- Jugend an zwei Orten gleichzeitig sein? (Nolan, S. 175, Z: 8ff.)
- 30.7 In der Gegenwart Gottes heilten verjagte Träume noch stets. (Nolan, S. 197, Z: 20ff.)
- 30.8 Wenn ich nachts wach liege, was keine Seltenheit ist, dann denke ich schon mal über Zeitreisen nach. Diese Art Reisen ist ja sehr beliebt in der Literatur und bei den Medien. Die Vorstellung, durch WurmLöcher hindurch Parallelwelten zu ergründen, hat etwas Faszinierendes. Könnte man meinen Schlaganfall ungeschehen machen? Hätte ich seltener Schmerzen und dafür mehr Hobbys? Genial! Zugleich erschreckt mich der Gedanke. Was wäre, wenn zwei Raphaels parallel existierten? Und angenommen, der Schlaganfall hätte verhindert werden können, wäre ich dann überhaupt ich? Könnte und wollte ich dann schreiben? Würde sich meine Zeit genauso anfühlen – oder ganz anders? Ich erwähnte es schon: Zeit ist ein schwieriges Kapitel und wird es wohl bleiben. (Müller, S. 106, Z: 33ff.)
- 30.9 Öfter suche ich den Schlaf,
weil ich nachdenken darf
in Ruhe und im Liegen.
Manchmal ist es, als könnte ich fliegen im Traum,
auch laufen und springen,
dann würde ich gerne vor Freude singen,
ein neues Lied anstimmen.
Aufzuwachen traue ich mich kaum,
ist er doch dann aus,
der Traum vom heilen Körper.
Doch wenn ich genug Mut beisammen hab,
wache ich auf und beginne den Tag,
und sei es erst am Nachmittag. (Müller, S. 141f., Z: 15ff.)

31 Trost

- 31.1 Die Musik erschloss mir eine andere neue Welt, eine lichte und schöne Welt, manchmal fröhlich und lärmend, öfter jedoch gedankenvoll und traurig. (Brown, S. 91, Z: 30ff.)
- 31.2 Wenn ich so der Musik lauschte, stellte sich oft ein Gefühl ein, als sei mein Leben doch nicht ganz so düster und zwecklos, wie ich gedacht hatte. Es schien mir so, als liege es jetzt sorgfältig vor mir ausgebreitet, wie ein grosses Mosaikspiel, das langsam Gestalt annimmt; die einzelnen Stücke rückten allmählich eines nach dem anderen auf ihren Platz. Mir war so, als spürte ich beim Lauschen das Strömen einer Gefühlswallung in mir, die mich ruhig und hoffnungsvoll machte, die eine unbestimmte Verheissung mit sich brachte oder Kunde von etwas, was noch in der Zukunft für mich aufbewahrt lag. Aber solche Empfindungen hatte ich nur, solange die Musik spielte. Es war nur so, als sei mir ein frischer Atemzug und ein kurzer Ausblick auf den Himmel vergönnt, ehe die Fenster wieder geschlossen und die Tür verriegelt

wurden. (Brown, S. 92, Z: 4ff.)

- 31.3 Freundschaften gedeihen jedoch nicht in Klassenzimmern, und Jim Casey schien sich dessen vollauf bewusst zu sein. Er sah, wie Joseph sich heimlich seinen Weg in die Herzen seiner Freunde bahnte. Zwar tat er so, als sei er ungehalten, aber wenn er den Blick seines Schülers auffing, lächelte er oft freundlich und blinzelte ihm zu, als wolle er andeuten, dass er vollstes Verständnis für Josephs pennälerhafte Bemühungen habe, sich Trost zu verschaffen. (Nolan, S. 95, Z: 21ff.)
- 31.4 Der Grosszügigkeit der Gastgeber entströmte eine Hoffungsbereitschaft, welche das Trostbedürfnis jeder Person mit Gehirnschaden stillte, deren Leben so entsetzlich mühsam war. An der prächtigen Ausrichtung der Veranstaltung konnte man geruhsam die grosse Aufmerksamkeit der Wirte ermessen. Ihre ganze Vorsorge galt dem Bemühen, Krüppel aus ihrem Bettlerstand zu erheben. (Nolan, S. 110, Z: 13ff.)
- 31.5 Joseph weidete sich an ihren Grobheiten- sie benannten seine Frustrationen und spendeten ihm Trost, indem sie versuchten, in seine Haut zu schlüpfen. Wenn sie über seine Gebrechen fluchten, blubberte in ihm Gelächter. Schmissig hingeschnarrte Schuljüngensprüche breiteten die Decke des Trosts über Joseph aus und stifteten lebenswichtige Jeansfreundschaft zwischen ihm und seinen Klassenkameraden. (Nolan, S. 130, Z: 25ff.)
- 31.6 Eingesperrt in sein knochiges Gefängnis, lag er abends im Bett. Er sah die Gitterstangen seines goldenen Käfigs vor sich. Aber Käfigvögel singen doch so süß, höhnte ihn die Verzweiflung. Eitel, eitel, alles ist eitel, gab ihm seine Vernunft zu bedenken, aber mit diesem Gedanken bettete Tröstung entenfлаumenweich die kalte Stimme des Jungen. (Nolan, S. 148, Z: 10ff.)
- 31.7 Ausser sich vor Verzweiflung, krümmte er sich mit letzter Anstrengung zusammen, um seine Würde zu bewahren. ..., dass er nun doch kapitulierte. Jetzt fühlte er sich verletzt, beschämt, gedemütigt. Als Nora sagte: «Was hättest du denn sonst tun können?» fühlte er sich getröstet und von jeglicher Schuld reingewaschen. (Nolan, S. 158f., Z: 27ff.)
- 31.8 Die Dreistigkeit der Jungen schenkte Josephs Gliedern einen Hauch von Normalität. Die Frechheit der Mädchen erfüllte diese Normalität mit glücklichem Lachen. Und indem die Mount Temple School seiner Gefühllosigkeit mit Verständnis begegnete, webte sie seinem einsamen Arazzotepich ein zartes Muster ein. Das Leben des Joseph Meehan richtete verheerenden Schaden an, doch die Brüderlichkeit seiner Freunde verschaffte ihm Trost. (Nolan, S. 194, Z: 17ff.)
- 31.9 Ein junger Assistenzarzt tröstete Mama, indem er erklärte, wir würden nur zehn Prozent unserer Gehirnsubstanz nutzen. Wenn ich also das Beste aus dem Wenigen machte, was ich habe, dann könnte ich ein normales Leben führen. Nun, ganz ist es mir nicht geglückt, aber ich versuche tatsächlich, das Beste herauszuholen. Wer weiß, vielleicht ist weniger ja manchmal mehr. Dieser kurze Ausspruch des jungen Arztes war jedenfalls Balsam für unsere Familie und ein Strohalm. (Müller, S. 14, Z: 5ff.)
- 31.10 Zu gerne hätte ich getröstet, allein es war mir nicht möglich. Irgendetwas fehlte, war verloren gegangen: die Freude und die Hoffnung. Sie mussten erst mühsam gesucht und

wiedergefunden werden. Und Strohhalme wie der oben erwähnte pflasterten nicht gerade meinen Weg. (Müller, S. 14f., Z: 28ff.)

- 31.11 Mama verteidigte mich tapfer und signalisierte mir, dass sie fest an mich glaubte. Das tröstete mich ungemein! Leider glaubte ihr viele Jahre niemand, dass ich deutlich mehr verstand, als die Ärzte sie glauben machen wollten. (Müller, S. 18, Z: 27ff.)

32 Unterstützung

- 32.1 Ausser Rosie ist Chris der Mensch, der am meisten für uns getan hat, und das trotz ständiger Schikanen durch die Health Commission. (McDonald, S. 55, Z: 29ff.)
- 32.2 Ich beziehe keine Rente mehr, sondern bin Steuerzahlerin und also berechtigt, mich darüber zu beklagen, dass mein sauer verdientes Geld für den Unterhalt von behinderten Kindern verwendet wird, die niemals zum Nationaleinkommen beitragen werden. (McDonald, S. 244, Z: 31ff.)
- 32.3 Die Sunday Times, die von der schwierigen Lage des behinderten Jungen erfahren hatte, bezeugte nicht nur Interesse an seinem schriftstellerischen Talent, sondern schenkte auch seinem Versuch, sich aus seinem Fangnetz loszu trampeln, bemerkenswert viel Aufmerksamkeit. In einem zweiten Artikel wurde der Versuch des hingeschädigten Jungen beschrieben, seine Unabhängigkeit zu gewinnen. Die Zeitung bat um Spenden, die es Joseph ermöglichen würden, sich einen eigenen Computer anzuschaffen. Die Reaktion der Leser war so überwältigend, dass Joseph ganze Mikrocomputer, Software sowie Tausende und Abertausende von Pfund angeboten bekam. Das grosse Echo auf den Spendenaufruf rührte den Jungen zutiefst. Er dachte: Könnte ich vielleicht, obwohl ich verkrüppelt bin, eine neue Kampagne anführen, um auf die Kommunikationsbedürfnisse all derer aufmerksam zu machen, deren Lippen versiegelt sind und die doch normale Geisteskräfte besitzen? Schweigend liess er sich seine Aspirationen durch den Kopf gehen. Falls mir die Computerwissenschaft zu einer Stimme verhelfen kann, dann haben auch all die anderen, die ähnlich gestraft sind, eine Chance zur Befreiung. Und wenn es mir selbst nicht gelingen sollte, Fortschritte zu erzielen, sei's darum; vielleicht kann jemand anders, der etwas weniger eingeengt ist, die Kluft überbrücken. Dann wird der wissenschaftliche Fortschritt nach Höhen streben, die bislang göttlichem Tun vorbehalten waren. (Nolan, S. 115, Z: 22ff.)
- 32.4 Denn geplagt, wie er war, plagte er stumm einen jeden, der leichtgläubig genug war, sich den Forderungen seines rastlosen Hirns zu beugen. (Nolan, S. 116f, Z: 35ff.)
- 32.5 Joseph, der allen ihm offenstehenden Möglichkeiten blindlings vertraute, verknüpfte seinen geehrten Knabennamen mit dem einer Gruppe engagierter Gelehrter, die versuchten, jener Intelligenz lebhaft zu werden, die in Behinderungen schlummerte. Lärmschlagen zeitigt Resultate, jubelte er armwedelnd, sah er doch selbst, dass grosse Wissenslücken geschlossen würden und verrückt wirkende Menschen sehr wahrscheinlich nicht mehr missbilligend beäugt

- zu werden brauchten. (Nolan, S. 117, Z: 3ff.)
- 32.6 Aus seiner Hosentasche holte er ein tischdeckengrosses Taschentuch hervor und wischte damit sich selbst, dann Joseph den Mund ab. Jetzt war alles gerichtet für den geflüsterten Ratschlag. (Nolan, S. 142, Z: 14ff.)
- 32.7 In der Schule nahm Joseph seine Freunde arglistig und unbarmherzig in Anspruch. Zu Hause hielt er es mit seinen Angehörigen ganz ähnlich. (Nolan, S. 155, Z: 14ff.)
- 32.8 Joseph, der unentwegt auf Abenteuer aus war, überließ zuweilen ein Zittern, wenn er an die Schwierigkeiten dachte, die es verursachte, ihn überall mit hinschleppen, wohin er wollte. So machte er sich denn auch Sorgen, als Sein Lehrer Clive Byrne sich erbot, ihn bis zum Gallarus Oratory zu tragen. ... Doch der Lehrer hob Joseph lächelnd hoch, nahm ihn auf die Arme und machte sich auf den Weg. (Nolan, S. 181, Z: 20ff.)
- 32.9 Drohnen zehren von der Arbeit der nektarschweren Arbeitsbienen, die, angezogen von den Blumenkronen, Gefahren in den Wind schlagen, um einen Staat zu bilden. Joseph tat desgleichen; er benutzte alle und jeden für seine eigenen Ziele. (Nolan, S. 213, Z: 12ff.)
- 32.10 Ich habe gedacht, Sie (*Frau Dreyfuss*) sind vielleicht in der Lage, mir bei der Verwirklichung meines Traumes helfen zu können. Ich weiss nicht genau wobei, aber es gibt vielleicht eine Möglichkeit. Jedenfalls bin ich froh, Sie kennen gelernt zu haben und ich hoffe, dass wir uns wieder einmal treffen können. (Schär, S. 294, Z: 7ff.)
- 32.11 Beim Stützen geht es im Wesentlichen um zwei Aspekte. Der Körperkontakt hilft mir, meine Extremitäten deutlicher zu spüren, die mir an manchen Tagen pelzig oder nicht existent erscheinen; dadurch lassen sich feinmotorische Bewegungen besser durchführen. Der zweite, nicht weniger wichtige Punkt ist eine emotionale Stütze, die nonverbal sein kann, aber keinesfalls fehlen darf. Aus diesem Grund ist die Chemie zwischen Schreiber und Stützer so wichtig! Zweifelt der Stützer an der Methode, an mir oder gar an sich selbst, dann verwirrt mich das so, dass gar nichts mehr funktioniert. Zweifel verletzt die zarten Gedankengebilde und stört den sensiblen Tanz der Worte!
- Wer stützen will, braucht Mut, Vertrauen und Empathie. Mit Menschen, die mich nicht leiden können oder die mich auf die Probe stellen wollen, kann und will ich nicht schreiben, selbst wenn sie die Technik perfekt beherrschen. Dafür gelingt es mit völligen Laien, sofern sie mir vertrauen. Je größer das gegenseitige Vertrauen, umso leichter fällt es, und umso deutlicher gelingen mir überzeugende Beweise. (Müller, S. 39, Z: 3ff.)
- 32.12 Herr Kamm war das Beste, was mir damals passieren konnte, da er mit dem Thema Hochbegabung vertraut ist, Ahnung von Autismus hat und sich für Inklusion einsetzt. Hilfreich war sicherlich, dass er schon Veronika Raila kannte, die mir ähnlich, aber aufgrund ihres Alters ein Stück des Weges voraus ist.
- Herr Kamm hörte sich interessiert meine Geschichte an, las ein paar meiner Texte und stellte mir dann Fragen, die ich gerne beantwortete. «Raphael, du gehörst auf das Gymnasium, und zwar bald», befand er und versprach, mit Herrn Haunschild, Rektor am Deutschherren-

- Gymnasium in Aichach (DHG), zu sprechen, was er auch tat. Seitdem hat Herr Kamm meine schulischen Höhen und Tiefen begleitet, in Krisenzeiten vermittelnd eingegriffen, die Lehrer des Gymnasiums in Sachen Autismus und Inklusion fortgebildet und aufmerksam meine Entwicklung verfolgt. (Müller, S. 48, Z: 13ff.)
- 32.13 Frau Jakob, die Schulpsychologin des Deutschherren-Gymnasiums, kam uns besuchen. Sie stellte den Kontakt zu den Lehrkräften und Rektor Haunschild her. Herr Haunschild zeigte sich erfreulich offen für das Experiment, ein schwer mehrfachbehindertes Kind aufzunehmen. Das hat mich gerettet. Ich bin ihm extrem dankbar dafür! (Müller, S. 48, Z: 28ff.)
- 32.14 So kam es, dass ich im zweiten Halbjahr der zweiten Klasse parallel drei Schulen besuchte: weiterhin die Stunden in Aichach-Nord, Deutsch und Englisch im Gymnasium und die restlichen Stunden in der Förderschule. Der Unterricht am Gymnasium rettete regelmäßig meine Woche, ich fand das einfach «obergut»! Leider machte mir mein Gesundheitszustand immer mal wieder einen Strich durch die Rechnung, und die Aufregung tat ein Übriges dazu; dann war der Kummer groß. Frau Dollinger erkannte meine Not und erlaubte mir, in jede ihrer Stunden kommen zu dürfen, sofern ich fit war. (Müller, S. 49, Z: 9ff.)
- 32.15 In der neunten Klasse begleitete mich eine junge Ergotherapeutin, und ich durfte endlich wieder mehr schreiben. Es ist kaum zu beschreiben, wie erleichtert ich über jedes anfangs noch so holprige Wort war. Ich genoss die Neunte und vor allem die Tatsache, dass sie komplikationslos verlief und ich mein «Bermudadreieck November» umschiffen konnte. Einzig die Sommermonate wurden durch die erneute Suche nach einer neuen Begleitung überschattet, da Marina die Heilpraktikerschule besuchen wollte und die Schulzeiten kollidierten. Diesmal gestaltete sich die Suche besonders schwierig. Erst eine Woche vor Schulbeginn unterzeichnete Diana den Vertrag, um ihn noch während der Probezeit wieder zu kündigen, so dass ich wieder einmal den Monat November zu Hause verbrachte. Dafür kam dann Julia zu uns, und der Rest der zehnten Klasse verlief mit ihr umso besser. (Müller, S. 55, Z: 20ff.)
- 32.16 Aber ich las das Schreiben der Körper-Stiftung, und mir war klar, dass Frau Dollinger ein dickes Lob verdient hatte. Sie hatte mich seit der fünften Klasse begleitet, andere Lehrkräfte ermutigt, in Krisenzeiten vermittelnd eingegriffen und mir eine Generaleinladung für ihren Unterricht erteilt. Wenn bei mir eine Freistunde entstand und ich nicht wusste, wohin, dann durfte ich zu ihr in den Unterricht, egal in welcher Jahrgangsstufe. (Müller, S. 100, Z: 17ff.)
- 32.17 Zwar gibt es inzwischen eine ganze Reihe von Hilfsmitteln, doch kaum einer kann sich alles leisten, was gut und sinnvoll wäre. Und die Krankenkassen müssen sparen. Mitunter dauert es Monate, bis man das bekommt, was man braucht. Ich musste zum Beispiel von Mai bis Mitte September auf einen neuen Rollstuhl warten und rieb mir inzwischen an dem zu klein gewordenen Exemplar mein linkes Schulterblatt wund. (Müller, S. 115, Z: 17ff.)

33 Verständnis / Fürsprache

- 33.1 Ihr Verständnis erstaunte ihn; wie würdig sie ihm begegnet waren! (Nolan, S. 10, Z: 8f.) Er war fasziniert von der Weite ihres Horizonts, und ihre Selbstsicherheit war Trost für seine Welt der Mühsal. (Nolan, S. 10, Z: 9ff.)
- 33.2 Schaut her, flehte er, schaut genau her; fühlt mit, flehte er, erfährt das Handikap des Lebens; weint, flehte er, vergießt die Tränen quälender Frustration. Vor allem aber erbat er Gelächter: Lacht, flehte er, denn ein gesundes Lachen besiegt den verletzten Stolz auch des Empfindlichen. (Nolan, S. 44, Z: 19ff.)
- 33.3 «Ein gehirngeschädigter Säugling kann nicht darüber nachdenken, weshalb seine Mutter mit ihm nicht zu kommunizieren vermag. Erfährt er von seinen Eltern weder Liebe noch Anregung, ist er aufgeschmissen; dann errichtet die Retardierung uneingeschränkt ihr nerventötendes Regiment.» (Nolan, S. 160f, Z: 35ff.)
- 33.4 Er sei sich des kolossalen Opfers bewusst, das seine Familie auf sich nehme, indem sie ihn versorge, doch müsse er seiner Berufung folgen. (Nolan, S. 161, Z: 5ff.)
- 33.5 «In der Öffentlichkeit isst und trinkst du ja nicht», sagte er, «aber wenn du nach Hause kommst, dann lass mal den Sektpfropfen knallen und koste auch ein bisschen von dem, was du uns hier heute abend geboten hast.» (Nolan, S. 161, Z: 26ff.)
- 33.6 Obwohl die Zukunft für Säuglinge wie er einer gewesen sei, so vielversprechend wie nie zuvor aussehe, missbillige die Gesellschaft die Vorstellung, dass auch spastische Neugeborene ein Recht auf Leben hätten. Es werde angedroht, Kinder wie ihn abzutreiben, ihre Behinderung schon im Mutterleib ausfindig zu machen, den Mutterschoss zu durchpflügen, ihren Müttern Angst vor ihnen einzujagen und sie dem Tod anheimzugeben, und doch sei der spastische Säugling stets jene Seele, die niemals töten, verstümmeln, der Lüge verfallen oder hasserfüllt gegen Brüderlichkeit sein werde. (Nolan, S. 161, Z: 7ff.)
- 33.7 Das Leben hatte sich verändert, schlagartig verändert; und wieder suchte Joseph nach menschlichem Verständnis. (Nolan, S. 165, Z: 6f.)
- 33.8 Da er zuweilen sehr geräuschvoll atmete, bereitete ihm das Atemholen Sorge, und er hatte Angst davor, den anderen Zuschauern den Spass zu verderben. ... Und als er sich in der schalldichten Loge wiederfand, von der aus man die atemberaubende Aufführung wie aus der Vogelperspektive verfolgen konnte, zerbrach er sich den Kopf darüber, weshalb man um einen blonden Irenjungen so viel Aufhebens machte. (Nolan, S. 172, Z: 14ff.)
- 33.9 Mittlerweile wurde das Lunch serviert, und Yvonne, die neben ihrem Bruder sass, erklärte, dass Joseph vor anderen Leuten nichts zu sich nehme. Kurz bevor sie auf dem Dubliner Flughafen landeten, kam die Stewardess auf ihn zu- da hatte sie dem Jungen in einen Beutel doch tatsächlich ein wunderbares Mittagessen zurechtgemacht. (Nolan, S. 173f, Z: 31ff.)
- 33.10 Letzthin lag ich auf dem Sofa und ruhte aus. Da kam meine Mutter und begann Zither zu üben. Das klang ziemlich schräg. Da bat ich sie aufzuhören, weil es mir in den Ohren weh tat und ich

- wirklich Ruhe brauchte. Sie war etwas betupft, aber fand es gut, dass ich meine Meinung sagte. (Schär, S. 210, Z: 9ff.)
- 33.11 Ich will endlich wieder gesund sein. Es scheisst mich so an, immer herum liegen zu müssen. Ich will wieder rausgehen und etwas unternehmen. Es ist schon viel zu lange her, niemand kann genau verstehen, wie es mir geht. (Schär, S. 302, Z: 3ff.)
- 33.12 Mateo (→*ein Delfin*) nahm mich so, wie ich bin, und signalisierte mir, dass es gut ist. Dies machte mir Mut, meine Gedanken mit anderen zu teilen, die oft so ganz anders sind, und baute mir damit eine Brücke. Ohne ihn hätte ich mich sehr viel schwerer getan, mit dem Schreiben zu beginnen. (Müller, S. 25, Z: 21ff.)
- 33.13 Durch den Landessieg beim Geschichtswettbewerb wurden die Aichacher Nachrichten und die Aichacher Zeitung auf mich aufmerksam und veröffentlichten jeweils einen Bericht. Dazu bekam ich die Fragen schon im Vorfeld per E-Mail zugesandt. Somit hatte ich ausreichend Zeit, sie zu beantworten. Die Reporterinnen kamen dann noch zu einem Gespräch und für Fotos vorbei. Auch sie mussten feststellen, dass es gar nicht so leicht ist, mich abzulichten. (Müller, S. 102, Z: 24ff.)
- 33.14 Nicht alles ist positiv verlaufen, und im täglichen Leben fühlt sich nur wenig so locker und leicht an, wie es sich vielleicht liest. Denn alles Verstehen der Welt hilft nichts oder wenig, wenn es an der Durchführung scheitert, weil der Körper sich den Befehlen widersetzt. (Müller, S. 115, Z: 13ff.)

34 Vertrauen

- 34.1 Die Lehrer halfen ihm, indem sie ihn ebenso behandelten wie alle anderen Schüler auch. Sie ermahnten ihn, wenn er mit seinen Kumpeln herumalberte. Seine Behinderung übergangen sie geflissentlich und kommentierten ihn mit dem übrigen Haufen herum. Wenn er jedoch das Kollegium insgesamt betrachtete, befand er einen Lehrer für unzulänglich. Ihm fiel auf, dass der betreffende Lehrer ihn nie direkt ansprach und ihm nicht einmal solche Fragen stellte, die er mit Ja oder Nein hätte beantworten können- den Burschen, der in seinem Rollstuhl festgezurr war, nahm er einfach nicht für voll. Joseph bemühte sich sehr, zu diesem Mann durchzudringen, und so sass er da und sprudelte Pläne. Wenn der Lehrer die Klasse fragte, ob sie eine bestimmte Begriffserklärung verstanden habe, verbeugte und verneigte sich Joseph. Aber wie hätte er damit Erfolg haben können, wenn der Lehrer es ganz entschieden vermied, in seine Richtung zu blicken? Joseph tröstete sich damit, dass das Kollegium als Kollektiv einem Schüler durchaus das Vertrauen aussprechen konnte, ein Mann mit Überzeugungen gegen jede bessere Einsicht allerdings von seiner Haltung nicht abzubringen ist. (Nolan, S. 138f, Z: 26ff.)
- 34.2 «Ein gehirngeschädigter Säugling kann nicht darüber nachdenken, weshalb seine Mutter mit ihm nicht zu kommunizieren vermag. Erfährt er von seinen Eltern weder Liebe noch Anregung, ist er aufgeschmissen; dann errichtet die Retardierung uneingeschränkt ihr nerventötendes

- Regiment.» (Nolan, S. 160f, Z: 35ff.)
- 34.3 Der behinderte Junge tippte seine Befunde mehr schlecht als recht, doch das Vertrauen seines Professors in seinen aufgeschlossenen Geist liess nicht nach. Einfühlsam las er zwischen den spärlichen Zeilen und vermochte Josephs schweissgetränkter Sprache genügend Sinn abzugewinnen. (Nolan, S. 211, Z: 23ff.)
- 34.4 Bei einem dieser Termine wurde Mama gefragt, ob ich Spielsachen nach ihrer Farbe sortieren könne, was sie verneinen musste. Am nächsten Tag holte ich nur blaue Legosteine aus meiner Kiste, um zu zeigen, dass ich die Farben doch unterscheiden kann. Zu Mamas Leidwesen konnte ich mich aber nicht dazu durchringen, es auch denjenigen zu beweisen, die zuvor an mir gezweifelt hatten. Das ist bei mir so. Wer mir vertraut, erhält jede Menge Beweise. Wer nicht, der eben nicht. (Müller, S. 18f., Z: 31ff.)
- 34.5 Womit sie nicht gerechnet hatte, war, dass ich nicht mit jedem schreiben kann oder will. In meiner gekränkten Eitelkeit entschied ich mich, mit völligen Laien zu schreiben, aber die Profis zu ignorieren, und das besonders, wenn sie kein Vertrauen in mich hatten und mich erst auf die Probe stellen wollten. Das war reichlich unklug von mir und verkomplizierte die Dinge unnötig. Aber es ging einfach nicht. Durch mein Verhalten wurden die Lehrer natürlich in ihrer Sichtweise bestätigt, so viel ist mir im Nachhinein klar. (Müller, S. 43, Z: 24ff.)
- 34.6 SOS,
suche oberdringend verständnisvolle Begleitung in die Schule,
Hände, die mich stützen (FC),
eine freundliche Stimme, die für mich einspringt,
jemand, der mir mehr zutraut,
jemand, der keine Angst vorm Lernen hat und mir meine nimmt,
eine Person mit einem großen Herzen für autistische Wesen wie mich,
jemand, der mir vertraut und dem ich vertrauen kann.» (Müller, S. 57, Z: 19ff.)

35 Wahrnehmung

- 35.1 Ich gaffte immer ihre Gesichter an, um aus ihrem Blick herauszulesen, ob sie etwas Absonderliches an mir wahrnahmen. Wenn ein Fremder vorbeikam, versteckte ich jedesmal mein Gesicht, aber es liess sich nicht vermeiden, dass ich immer wieder sah, wie sie mir zuerst ins Gesicht und dann auf die Hände blickten. Beim Weitergehen schüttelten sie dann bedeutungsvoll den Kopf, wenn sie, mit wem es auch sei, die Strasse hinaufgingen und immer wieder zu mir zurückblicken, bis sie nicht mehr zu sehen waren. (Brown, S. 53, Z: 27ff.)
- 35.2 Dennoch war es nicht nur das Malen, das mich so glücklich machte; das allein wäre nicht genug gewesen. Es handelte sich vielmehr um die Tatsache, dass ich nicht nur zu meiner eigenen Freude malte, sondern auch, um jemand anderem damit Freude zu bereiten: das Gefühl, nützlich zu sein, meine Bilder für jemanden zu malen, der in meinen Augen gewissermassen zu einer Göttin geworden war. Mein lieblicher «Schwarm» war nicht nur immer

- sehr erfreut, meine kleinen Malereien entgegenzunehmen, sondern Katriona Delahunt freute sich tatsächlich sogar schon im v o r a u s auf die Bilder. Das war das grossartige an ihr: sie verstand es, mir das Gefühl zu vermitteln, dass ich wichtig sei, dass ich nützlich und verantwortlich sei. (Brown, S. 63f., Z: 25ff.)
- 35.3 Über der Erregung, Miss Delahunt zu begegnen, über dem neuen Erlebnis des Malens und über der träumerischen Schwärmerei, von der Jannys Erscheinen begleitet war, hatte ich mich selber beinahe ganz vergessen. Ich war zu dem Glauben gelangt, ausser in meiner eigenen Vorstellung bestünde kein Unterschied zwischen mir und anderen Menschen. Es war ein grosses Vergnügen, mich an eine solche Traumwelt, an solch ein unmögliches Paradies zu verlieren. Es war eine reine Freude, meine Augen gegen jede unangenehme Tatsache über mich selber blind zu machen, und sei's auch nur für wenige kurze Wochen. Aber - es machte die Rückkehr in die Wirklichkeit nur um so gewaltsamer und bitterer. (Brown, S. 75, Z: 13ff.)
- 35.4 Überall ringsumher sah ich Beweise von Tatkraft, von Streben, von Wachstum. Jeder hatte etwas zu tun, etwas womit er sich beschäftigen und seinen Geist und seine Hände betätigen konnte. Sie hatten Interessen, Arbeitsgebiete und Ziele, um aus ihrem Leben ein in sich gefestigtes Ganzes zu machen und ihren Energien einen natürlichen Wirkungsbereich, eine natürliche Ausdrucksmöglichkeit zu verschaffen. Ich hatte nur meinen linken Fuss. (Brown, S. 78, Z: 20ff.)
- 35.5 Trotz der Musik blieb unser Haus für mich ein Gefängnis, das mich innerhalb seiner Mauern eingeschlossen hielt. Ich wollte gegen dieses Gefühl des Erliegens ankämpfen; ich hasste es, mich geschlagen zu fühlen. Aber das wenige an Willenskraft, das ich zu jener Zeit besessen haben mochte, schien sich ganz zu verlieren. Es kam soweit mit mir, dass ich schon allein den Gedanken fürchtete einem neuen Tag gegenüberzutreten zu müssen. (Brown, S. 92, Z: ff.)
- 35.6 Als ich all diese Menschen sah, von denen jeder sein eigenes Leid zu ertragen hatte, begann ein neues Licht in mir zu dämmern. Ich war reichlich verwirrt; ich hatte nie daran gedacht, dass es so viel Leid in der Welt geben könne. Bisher hatte ich wie eine Schnecke gelebt, die in ihr eigenes enges Häuschen eingeschlossen war und erst jetzt die grosse, von Menschen wimmelnde Welt, die jenseits ihres Schneckenhauses lag, zu sehen begann. Nicht nur, dass alle diese Menschen Heimgesuchte waren, sondern zu meiner Überraschung waren ihre Behinderungen auch noch schlimmer als meine eigenen! Bisher hatte ich das nicht für möglich gehalten. Es war mir, als sei ich die ganze Zeit blind gewesen und sehe erst jetzt mit eigenen Augen und fühlte wirklich mit meinem Herzen die Mühsale von anderen, deren Bürde so gross war, dass die meine im Vergleich dazu nicht zu sein schien. (Brown, S. 95f., Z: 31ff.)
- 35.7 Wenn Peter oder Paddy sprachen, kamen die Worte deutlich hervor; man verstand, was sie sagten. Wenn i c h sprach, war alles, was hervorkam, nur seltsame, verworrene Geräusche. Meine Brüder konnten ihre Hände ohne jede Mühe gebrauchen, aber wenn ich versuchte, die meinen zu gebrauchen, flogen sie hin und her. Sie waren für mich nutzlos. Sie waren nur Klumpen von sich windendem Fleisch. (Brown, S. 101f., Z: 33ff.)
- 35.8 Es mag reiner Zufall, ein blosses Zusammentreffen von Umständen gewesen sein, aber für mich, und gerade wegen all dessen, was es mir später bedeutete und schenkte, schien es mir damals und seither immer nichts Geringeres zu sein als ein Wunder - ein wahrlich schönes

- Wunder, nicht, weil es soviel Gutes für mich brachte, sondern weil es einen Glauben aufrichtete, wo vorher nur Bitterkeit und Enttäuschung gewesen war. (Brown, S. 108, Z: 24ff.)
- 35.9 Mein Leiden war letzten Endes nicht «unheilbar». Aber etwas anderes war nicht zu bessern - das Fehlen einer wirklich «normalen» menschlichen Verständigung und Verbundenheit. Gleichgültig, wie weit ich meines Gebrechens Herr werden mochte, niemals würde ich ein normales Individuum sein, das ein normales Leben führt. Der alte «Unterschied» würde immer bestehen bleiben. Ich sehnte mich so verzweifelt danach, zu lieben und geliebt zu werden, aber...(Brown, S.139, Z: 13ff.)
- 35.10 Im nächsten Moment ging der Vorhang auf, und die Veranstaltung war sogleich im Gange. Ich packte die Lehnen meines Stuhls und versuchte, mich zu regungslosem Stillsitzen zu zwingen. Alles, was ich sehen konnte, war eine grosse weisse Fläche von Gesichtern, die zu mir heraufstarrten. Ich fühlte, wie mir abwechselnd heiss und kalt wurde, ich war mir jeder meiner unfreiwilligen Bewegungen bewusst, auch wenn sie noch so geringfügig war, und die Tatsache, dass ich mir ihrer derart bewusst wurde, liess sie zu meiner Qual nur immer noch deutlicher sichtbar werden. Ich schien ganz allein auf der Bühne zu sein, und ein grelles Licht stürzte auf mich herab. Es war, als läge ich unter den Linsen eines Mikroskops, so dass keine einzige Bewegung, die ich machte, unentdeckt bleiben konnte. Ich fühlte mich von tausend Augen beobachtet, und ich fühlte auch wieder den alten panischen Schrecken in mir aufsteigen. (Brown, S.183, Z: 16ff.)
- 35.11 Wir waren alle in den Käfig unserer Einsamkeit verbannt. Unsere Lebenskraft sank. Wir wurden anfällig für Infektionen, was die Schwestern darin bestätigte, dass sie recht hatten, uns im Bett zu behalten. Und dann kamen Aussenstehende und lobte die Schwestern, weil sie uns so gut versorgten. (McDonald, S. 30, Z: 21)
- 35.12 Es dauerte ein bisschen, bis uns klar wurde, dass wir hier gar nicht behandelt wurden. Schliesslich erwartet man von einem Hospital, dass die Patienten auch anders als in Särgen entlassen werden. (McDonald, S. 30, Z: 35ff.)
- 35.13 Wir fanden Wege, uns untereinander zu verständigen. Normalerweise versuchten wir, jedes «Kurzzeit-Kind» aufzumuntern, in dem wir herausstrichen, wie viel besser es ihm ging im Vergleich zu uns. Es konnte wohl nirgends schrecklicher sein als in St. Nicholas, aber draussen gab es anscheinend auch Probleme. (McDonald, S. 31, Z: 14)
- 35.14 Chris behandelte mich und die anderen Kinder immer so, als wären wir ganz normal. Im Gegensatz zu den meisten Menschen, die nicht wissen, wie sie sich einem stummen gegenüber verhalten sollen, fiel es ihm niemals schwer, mit uns zu reden. Bevor Chris nach St. Nicholas kam, glaubte mir die anderen Kinder nicht, wenn ich ihnen erzählte, dass es noch mehr Menschen wie Rosie gab, die uns wie intelligente Wesen behandelten. (McDonald, S. 55, Z: 17ff.)
- 35.15 Chris war der erste Mann, der mich nicht abstossend oder lächerlich fand. Es war, als beachtete er meinen Körper gar nicht. Jedenfalls gestattete er es sich nicht, Gefühle von Abneigung zu zeigen. Das war mir nach meiner bisherigen Erfahrung mit Männern fast

- unbegreiflich. (McDonald, S. 55, Z: 24ff.)
- 35.16 Bevor Rosemary Crossley kam, wussten wir nicht, dass auch Nicht-Behinderte sich mit uns unterhalten können. Langsam begannen sich steife Armen zu regen, um die Zungen zu unterstützen. Das machte die Stimmen weniger wichtig und bedeutete für sprachunfähige Kinder, dass sie trotzdem kommunizieren konnten. Unsere Methode bestand darin, Fragen durch Handzeichen zu beantworten. Wir fragten ein Kind, ob es etwas sagen wollte, und wenn es Ja-Zeichen gab, stellten wir Fragen, bis wir wussten, worum es ging. Dann fragten wir so weiter, bis wir das Richtige geraten hatten. Wir hatten nur für oberflächliche Fragen Zeit, da ich Ewigkeiten brauchte, um Fragen zu stellen. Ich sprach so langsam und musste mich so oft wiederholen, bis ich verstanden wurde. Diese Art Interview endete, mit dem zu Bett gehen, denn wegen der Wandschirme konnten wir uns nicht mehr durch Gesten verständigen. (McDonald, S. 170, Z: 4ff.)
- 35.17 Ich konnte nicht glauben, dass ich wirklich fort gehen würde, als die Schwestern mir meine neuen Kleider anzogen. Keine sprach mit mir und sagte, was passiert war, aber ich hörte, wie sie erzählten, Rosie hätte gewonnen. Viele Schwestern glaubten es nicht. «Hipp, hipp hurra» sagte eine, «jetzt müssen wir sie nicht mehr füttern.» Niemand freute sich, dass ich gewonnen hatte. Es kam mir vor, als wartete ich stundenlang in dieser Unsicherheit, ob es auch wirklich wahr wäre. Als Rosie endlich auftauchte, war ich zu angespannt, um noch lächeln zu können. Niemand sagte «Auf Wiedersehen.» (McDonald, S. 224, Z: 16ff.)
- 35.18 Das Leben draussen hat mich körperlich wachsen lassen. Ich bin mir nicht sicher, ob ich auch emotional reifer geworden bin. Ich bin noch immer sehr besitzergreifend und hasse es, Menschen zu teilen. Wenn ich jemanden kennen lerne, bin ich oft so schüchtern, dass ich nicht kommunizieren kann. (McDonald, S. 245, Z: 5ff.)
- 35.19 Ein behinderter Mensch zu sein, ist nicht nur schlecht. Mit meinen 23 Jahren habe ich mehr erlebt, als wenn ich als normales Kind in einer Kleinstadt aufgewachsen wäre. Bald wird der Film zu diesem Buch uraufgeführt, und wenn ich auch zu sehr gewachsen bin, um die Rolle selbst zu spielen, so war ich doch an der Produktion beteiligt. Ich habe mich dreimal in Theaterstücken, die ebenfalls nach diesem Buch entstanden, auf der Bühne gesehen. Ich habe bemerkenswerte Menschen kennengelernt und wunderbare Freunde gewonnen. Und nie verlangt jemand, dass ich das Geschirr Spüle. (McDonald, S. 245, Z: 21ff.)
- 35.20 Wie immer liess Joseph Meehan sein Leben an seinem sensiblen inneren Auge vorüberziehen. (Nolan, S. 39, Z: 14f.)
- 35.21 ..., aber skurrilerweise barg seine Behinderung grosse Freiheiten. Zwar sah er sich von einer verkrüppelten Krankheit kastriert, von hänselndem Hohn behelligt, von gelähmten Stimmuskeln zum Schweigen verurteilt; ironischerweise war jedoch oft mit einem Gefühl körperlichen Wohlbefindens gesegnet. Allerdings fühlte Er sich hintergangen, denn jedes Wohlsein schien seine Glieder derart zu verärgern, dass sie zu rebellieren begannen. Seine tobsüchtigen Gliedmassen konnten unwillkürlich verheerenden Schaden anrichten; dabei war er

- nicht einmal im Stande, eine Fliege von der Nase zu scheuchen. (Nolan, S.18f., Z: 31ff.)
- 35.22 In dem kreisenden Kopf des Knaben lösten befreite Augenblicke findige Gedanken aus. Wenn er in der Küche sass, spielte Joseph schöne Spiele. Er nutzte die Bilder, die Nora für ihre Kinder gemalt hatte. (Nolan, S. 69, Z: 9ff.)
- 35.23 Von allen Seiten in seiner Freiheit beschnitten, nahm er Dinge wahr, die nicht für seine Ohren und Augen bestimmt waren. Würde er je die Gelegenheit haben, den Leuten etwas vorzuführen, von dessen Existenz sie nichts wussten? (Nolan, S. 76, Z: 9ff.)
- 35.24 Als er sein einsames Leben überflog, erkannte er: seinen Rollstuhl war seinen Thron. Er wartete auf eine Gelegenheit, den Blick seines Vaters zu erhaschen, und teilte ihm mit, dass er wieder in seinen vornehmen Rollstuhl wollte. (Nolan, S. 106, Z: 18ff.)
- 35.25 Grossbritannien beurteilte seine Behinderung so fair, als sei er selber Brite. (Nolan, S. 112, Z: 5ff.)
- 35.26 Der Junge, der in Listowel Erfolg schnupperte, in die Zukunft schaute, von den Balladen aus Kerry erfüllt war, nahm an, er habe keine wirklichen Feinde. (Nolan, S. 142, Z: 33ff.)
- 35.27 So jung, verkrüppelt und naiv er auch war- Joseph war alt und klug genug, zu wissen, dass hier etwas Böses im Gange war, und nahm sich entschlossen vor, nicht zu straucheln. Doch das Böse schwächt selbst den Tapfersten. Nora sah, wie ihr Sohn sich quälte. Es fiel ihr auf, wie geschwächt er wirkte. ... Er wand sich, gab sich aber nicht geschlagen. Die widerspenstigen Gefühle, die sich in seine Seele eingruben, bekämpfte er. Lieber wäre ich tot, suggerierte sein widerspenstiges Gemüt, doch seine Mutter schien das Kreischen in seinem Schweigen zu ahnen. (Nolan, S. 145, Z: 12ff.)
- 35.28 Das Abföhrmittel wartete noch den Beginn des Chemieunterrichts ab, dann lies es zum Angriff auf seine Würde. (Nolan, S. 156, Z: 53ff.)
- 35.29 Aber Joseph sah tiefer. In dem starren Blick scheinbar kaltherziger Mitschüler wahrte er Fassungslosigkeit. Er entdeckte den wuchernden Widerspruch in ihren Köpfen: Ein Gefühl der Hilflosigkeit verhinderte jede Annäherung, ihre bewusste Kurzangebundenheit maskierte ihre Angstgefühle. Indem er hierauf Rücksicht nahm, hielt er entschlossen durch. (Nolan, S. 158, Z: 15ff.)
- 35.30 Die Welt ist gross.
Die Erde ist bloss ganz klein.
Schau in den Himmel hinein,
wenn es klar ist und dunkel.
Das Sternengefunkel erzählt. (Schär, S. 203, Z: 7ff.)
- 35.31 Ich weiss auch, was es heisst, nicht normal zu sein und deswegen von anderen nicht angenommen zu werden. Das sind oft auch sehr traurige Momente. Und wenn wir solche Zusammenhänge erkennen, wieso wir so reagieren, lernen wir viel über uns kennen. Wenn wir genau hinsehen, müssen wir unsere Wut und Angst erkennen, die oft in uns versteckt ist. (Schär, S. 208, Z: 7ff.)

- 35.32 Ich kann nicht bei allen Menschen die Gedanken hören. Ich kann die Gedanken sehr gut spüren. Ich spüre die Gefühle sehr genau. (Schär, S. 221, Z: 23ff.)
- 35.33 Niemand will mich. (Schär, S. 302, Z: 27)
- 35.34 Hart waren die jährlichen Untersuchungstermine im BBZ der Hessing Stiftung in Augsburg, wo man mich und meine Entwicklung mit Argusaugen betrachtete und analysierte. Da man der festen Überzeugung war, die motorische Entwicklung gehe mit der kognitiven Hand in Hand, durfte ich in der Ecke sitzen und spielen, während man Mama mit einer Hiobsbotschaft nach der anderen konfrontierte, nicht ahnend, dass ich doch zuhörte und verstand. (Müller, S. 18, Z: 19ff.)
- 35.35 Ich sehe und höre anders als ihr, anders in Qualität und Quantität. Dies gestaltet mein Leben nicht unbedingt leichter. Der Filter zwischen bewusst und unbewusst scheint nicht richtig zu funktionieren, er verweigert mitunter seinen Dienst, so dass viel zu viele Informationen mein Gehirn durchfluten, manchmal sanft, mitunter aber heftig wie ein Tsunami. In solchen Fällen brennt eine Sicherung durch, und ich fange an zu krampfen. Diese Flut an Informationen gewährt mir Einblick in so manches, das euch verborgen bleibt, vorausgesetzt, meine Konzentration lässt mich nicht im Stich. Es kann interessant sein, die Aurafarben wahrzunehmen und Engel live zu sehen, doch die Tatsache, diese Erlebnisse mit kaum jemand teilen zu können, ist der Freude abträglich. Es erleichtert das Lernen und das Verstehen und oft auch die Verknüpfung unterschiedlichster Bereiche zu neuen, ungewöhnlichen und genialen Gedankengängen, doch viele Mitmenschen wissen nicht um diese autistischen Eigenheiten und jammern verzweifelnd, dies könne nicht sein. (Müller, S. 34, Z: 13ff.)
- 35.36 Mein Höhenflug endete ziemlich abrupt, als ich Ende Oktober 2009 ins Krankenhaus kam. Meine linke Hüfte war luxiert und musste rekonstruiert werden. So bald wie möglich wollte ich in die Schule zurück, denn abgelenkt und beschäftigt lassen sich Schmerzen leichter ertragen. (Müller, S. 52f., Z: 32ff.)
- 35.37 Doch es hilft ja nichts: Ich muss Geduld lernen und diese lästigen Wartezeiten nutzen, so gut es geht. Dazu bleiben mir genau drei Möglichkeiten: beten, schlafen und nachdenken. Und so werden aus scheinbar unproduktiven Wartezeiten kleine kreative Inseln im Strom der dahinfließenden Zeit. Wenn alles anders ist als normal, wenn es ständig Sonderregelungen und Ausnahmen braucht, um den Alltag zu bewältigen, dann wird das sonst so selten geschätzte «Normale» zu etwas Besonderem. (Müller, S. 65, Z: 3ff.)
- 35.38 Und selbst wenn Annas Welt eine andere wäre, so wie meine autistische Wahrnehmung nur selten deckungsgleich mit Eurer «normalen» Wahrnehmung ist, wer vermag schon mit objektiver Sicherheit zu sagen, wessen Realität nun realer ist, nehmen wir doch alle nur Ausschnitte der Wirklichkeit wahr. Jeder erkennt nur einen kleinen Teilbereich und verteidigt diesen tapfer als «die Wahrheit». (Müller, S. 94, Z: 21ff.)
- 35.39 Es kann frustrierend sein, keine Noten zu bekommen. Ich weiß, dies würden nur wenige Schüler unterschreiben. Doch ich bleibe dabei: Wenn alle anderen Noten und damit ein

- unmittelbares Feedback ihrer Leistungen erhalten, dann kommt man sich seltsam und orientierungslos vor, wenn man, aus welchem Grund auch immer, ausgespart wird. Meine Befreiung von der Leistungspflicht sollte Stress rausnehmen aus der ungewöhnlichen Anwesenheit eines Schwerbehinderten in der Klasse des örtlichen Gymnasiums und eventuell besorgten Eltern meiner Klassenkameraden den Wind aus den Segeln nehmen. (Müller, S. 97, Z: 4ff.)
- 35.40 Die Bewirtung war für eine Jugendherberge wahrlich fürstlich, und selbst auf meine Besonderheiten wurde Rücksicht genommen. (Müller, S. 103, Z: 17ff.)
- 35.41 Zeit ist dehnbar, zumindest manchmal. Besonders beim Warten und während langweiliger Schulstunden nimmt sie eine zähe, gummiartige Konsistenz an. Kauen sollte man sie können! Bisweilen tut sie das Gegenteil und gefällt sich in der Rolle eines Sprinters, dann hat unsereins das Nachsehen. Nur selten sind wir uns einig – meine Zeit und ich. Und wie geht es Ihnen? (Müller, S. 105, Z: 24ff.)
- 35.42 Während der OP war ich wunderbar schmerzfrei, aber ich bekam dennoch alles mit, vom Zersägen meines linken Oberschenkels bis zum Einwickeln in Gips. Es tat wie gesagt nicht weh, aber das Schauspiel nahm mich doch mit, so dass ich deutlich länger schlief, als die Ärzte erwartet hatten, und Mama begann, sich Sorgen zu machen. (Müller, S. 118, Z: 20ff.)
- 35.43 Ihr irrt Euch sehr, wenn Ihr nun meint,
dass von des Patienten Bewusstsein nichts übrig bleibt,
denn auf ganz spezielle Weise
unternimmt dieser keine weite Reise,
blickt von oben staunend auf sich herab,
bewundert Euren wundersamen Trab
Sieht Skalpell und Säge: «Ach, oje!»,
doch es tut – welch Wunder – gar nicht weh!
Sieht Euch untersuchen, schlitzen, schneiden, sägen,
kann sich dabei nicht mal fortbewegen.
Betet nun in einem fort
mit den Engeln rings um diesen Ort,
dass all dies gereicht zum Segen! (Müller, S. 119, Z: 17ff.)
- 35.44 Ich feiere jeden Tag,
an dem der Friede siegen mag,
mit Dankbarkeit und Freude,
ich fühl mich dann wie neu geboren
und zum Glück auserkoren! (Müller, S. 126, Z: 18ff.)
- 35.45 Nicht jeder sieht, was ich sehe, das konnte ich wohl beobachten. (Müller, S. 139f., Z: 8ff.)
- 35.46 Meine spezielle Wahrnehmung ist im täglichen Leben oftmals hinderlich. Doch sie ermöglicht mir auch, Dinge zu sehen, die andere nur aus Büchern kennen. Vor ein paar Jahren bat mich Mama, meinen Weihnachtswunschzettel zu schreiben. Das Ergebnis machte sie erst sprachlos, dann ratlos, denn da stand: «Echten Rauschgoldengel sehen». Damit meinte ich, das wusste

sie nur zu gut, einen Erzengel, und das live und in Farbe!

«Raphael, den Wunsch muss dir ein Anderer erfüllen», meinte sie schließlich und fügte hinzu:

«Hast du nicht auch Wünsche, um die ich eine Schleife binden kann?»

Nein, die hatte ich nicht. (Müller, S. 142f., Z: 4ff.)

- 35.47 Ich möchte Brücken bauen zwischen meiner autistischen Welt und Eurer. Es ist sicherlich eine Bereicherung für beide Seiten und unsere Gesellschaft, wenn wir lernen, auch durch das jeweils andere Fenster zu blicken und unserer Wahrnehmung ein weiteres Puzzlestück hinzuzufügen. (Müller, S.147, Z: 18ff.)

36 Wendepunkte

- 36.1 Das war für mein zukünftiges Leben ein folgenschwerer Entschluss. Es bedeutete, dass ich meine Mutter auf meiner Seite haben würde, um mir all die Schlachten, die mir bevorstanden, schlagen zu helfen und mir neue Kraft zu verleihen, wenn ich an die Grenze meiner Kräfte gelangt war. (Brown, S. 14, Z: 19ff.)
- 36.2 Dann, plötzlich geschah es! In einem Augenblick war alles verändert, mein zukünftiges Leben wurde in eine endgültige Form gegossen, meiner Mutter Glaube an mich fand seine Belohnung, und ihre heimliche Furcht verwandelte sich in offenen Triumph. (Brown, S. 17, Z: 16ff.)
- 36.3 Ich hatte es geschafft! Dies war der Anfang, er sollte es meinem Geist ermöglichen, sich Ausdruck zu verleihen. Es ist wahr, ich konnte nicht mit meinen Lippen sprechen, aber jetzt wollte ich durch etwas sprechen, was länger währte als das gesprochene Wort - das geschriebene Wort. Jener eine Buchstabe, mit einem zerbrochenen Stück gelber Kreide, die zwischen meine Zehen geklemmt war, auf den Fussboden gekritzelt, war mein Weg in eine neue Welt, mein Schlüssel zur geistigen Freiheit. Es sollte eine Quelle der Entspannung für das verkrampte, steife Etwas werden, das ich war, das hinter einem schiefen Mund nach Ausdrucksfähigkeit lechzte. (Brown, S. 20f, Z: 30ff.)
- 36.4 Ich war jetzt sieben Jahre alt und fing an, mich mit Hilfe meiner Brüder anderen Kindern meines Alters anzuschliessen. Sie nahmen mich mit, wenn sie nach Schulschluss auf die Strasse gingen, um zu spielen. Sie fuhren mich dann in einem alten verrosteten Sportwagen, den sie meine «Staatskarosse» nannten. So spielten sich einige der schönsten Jahre meines Lebens in dieser verbeulten alten Kruke mit dem verbogenen Griff und den schiefen Rädern ab. (Brown, S. 28, Z: 17ff.)
- 36.5 Dann krachte eines Tages mein Sportwagen zusammen, die Achse brach ab, der Sitz fiel ein, und niemand konnte mehr etwas damit anfangen. Er wurde in den Kohlenschuppen gestellt, um dort zu verrosten.
- Ohne ihn war ich verloren. Meine Brüder konnten mich nicht mehr mitnehmen, wenn sie spielen gingen. Mutter sprach davon, mir einen neuen Wagen zu besorgen, sobald Vater wieder Arbeit hätte, aber ich hörte kaum hin; ich war völlig verstört.
- Nicht, dass ich den alten Wagen so sehr vermisste. Vielmehr war es die Gemütsverfassung, in der ich mich befand, als ich nicht mehr mit meinen Brüdern mitgehen konnte. Alles war

- verändert. Ich war endgültig auf mich selber angewiesen. Die merkwürdige Idee, mit mir könne etwas nicht stimmen, die schon vorher manchmal in meinem Geist aufgetaucht war, trat nun deutlicher zutage. (Brown, S. 49, Z: 8ff.)
- 36.6 Aber - ich schrieb ihn – d e n B u c h s t a b e n «A». Da stand er auf dem Fussboden vor mir. Zitterig, mit plumpen wackligen Seitenlinien und einer sehr ungeraden Mittellinie. Aber es w a r der Buchstabe «A». Ich blicke auf. Ich sah einen Augenblick lang das Gesicht meiner Mutter, Tränen auf ihren Wangen. Dann bückte sich mein Vater und hob mich auf seine Schulter. (Brown, S. 20, Z: 23ff.)
- 36.7 Jetzt war es anders. Jetzt sah ich alles, aber nicht mit den Augen eines kleinen Jungen, der auf Spass aus ist und von Wissbegierde überquillt, sondern mit den Augen eines Krüppels, eines Krüppels, der eben erst sein ganzes Elend erkannt hat. (Brown, S. 51, Z: 28ff.)
- 36.8 Diese Blicke der Menschen auf den Strassen gingen mir durch und durch. Meine Brüder glaubten nicht, dass ich etwas bemerkte, aber ich bemerkte alles. Im Zeitraum von nur wenigen Wochen, seitdem mein alter Sportwagen zusammengebrochen war, war ich auch geistig ein anderer geworden. Mein Geist war jetzt ebenso anders, wie - ich wusste es jetzt - mein Körper es war. Ich war empfindlicher geworden, argwöhnischer jenen gegenüber, denen ich ausserhalb des Hauses begegnete. Ich blickte stumm auf meine Brüder und Freunde herab, wenn sie um mich herumspielten, bediente mich jetzt nicht einmal mehr meines Grunzens. Ich fand kein Vergnügen mehr an ihren Spielen. Anstatt einer der Mitspieler zu sein, war ich jetzt Zuschauer geworden. (Brown, S. 54, Z: 1ff.)
- 36.9 Da sah ich meine Chance. Meine Schachtel Bleisoldaten mit meinem Fuss zu ihm hinüberschiebend, bat ich ihn mit Grunztönen, auf einen «Handel» einzugehen. Ich wollte meine Soldaten gegen seine Farben eintauschen. (Brown, S. 56, Z: 22ff.)
- 36.10 Katriona Delahunt – trat zu einem Zeitpunkt in mein Leben, als ich so jemanden wie sie gerade dringend nötig hatte, jemanden, der ganz ausserhalb meines eigenen Lebensbereiches stand, jemanden, der mich auf die Notwendigkeit hinwies, den Versuch zu machen, mich über den alltäglichen Gedankenkreis und das Betätigungsgebiet meiner Umgebung hinauszuerheben. Dadurch würde es mir allmählich möglich werden, in mir selber ein Gefühl des Ausgeglichenenseins und grösserer Sicherheit gegenüber den anderen zu erwecken. Neben meiner Mutter sollte sie den grössten Einfluss auf mich haben. Aber natürlich wusste ich all dies nicht im Alter von elf Jahren. Ich wusste nur, dass ich meinem ersten Schwarm begegnet war. (Brown, S. 61, Z: 27ff.)
- 36.11 Danach wurde ich ein anderer. Für ein paar glückselige Wochen hatte ich mir zu träumen erlaubt, ich sei ein normaler, gewöhnlicher Junge von vierzehn Jahren, der von sich glaubte, er sei verliebt in das entzückendste Mädchen der ganzen Nachbarschaft und der töricht und eitel genug war, zu glauben, dass auch sie ihn liebe. Nun hatte es mit diesen Selbsttäuschungen ein Ende. Aber am bittersten von allem war die Erkenntnis, dass ich mich selber soweit überlistet hatte, glauben zu können, mein jammervoller Zustand sei ohne Bedeutung, meine «Absonderlichkeit» sei nur eine persönliche Voreingenommenheit, die sonst niemand beachte. Jetzt erkannte ich, was für ein Dummkopf ich gewesen war, mich selber so trefflich zum Narren

zu halten. (Brown, S. 74f., Z: 35ff.)

- 36.12 Als ich zum erstenmal gelernt hatte, mit meinen Zehen zu schreiben, war ich fünf Jahre alt gewesen, aber ich hatte beinahe bis zu meinem siebzehnten Lebensjahr warten müssen, ehe mir klar wurde, dass mir das Schreiben den Schlüssel zu einem neuen Lebensformen schenken könnte, dass ich mit seiner Hilfe in neue Gedankenbereiche vordringen und mir eine Welt aufbauen könnte, in der es mir möglich sein würde, allein, unabhängig von anderen zu leben. Genau so wie Peter und die anderen ihre Häuser aus Ziegeln aufbauten, konnte ich nun - nicht nur ein Haus - nein, eine ganze Welt konnte ich aufbauen, die mir allein gehörte, keine Welt aus Ziegelsteinen und Mörtel, sondern eine grossartige neue Welt der Begriffe und Gedanken. Von nun an wurde Schreiben das einzige, dem mein ganzes Interesse galt. (Brown, S. 85, Z: 13ff.)
- 36.13 Die Musik erschloss mir eine andere neue Welt, eine lichte und schöne Welt, manchmal fröhlich und lärmend, öfter jedoch gedankenvoll und traurig. (Brown, S. 91, Z: 30ff.)
Wenn ich so der Musik lauschte, stellte sich oft ein Gefühl ein, als sei mein Leben doch nicht ganz so düster und zwecklos, wie ich gedacht hatte. Es schien mir so, als liege es jetzt sorgfältig vor mir ausgebreitet, wie ein grosses Mosaikspiel, das langsam Gestalt annimmt; die einzelnen Stücke rückten allmählich eines nach dem anderen auf ihren Platz: Mir war so, als spürte ich beim Lauschen das Strömen einer Gefühlswallung in mir, die mich ruhig und hoffnungsvoll machte, die eine unbestimmte Verheissung mit sich brachte oder Kunde von etwas, was noch in der Zukunft für mich aufbewahrt lag.
Aber solche Empfindungen hatte ich nur, solange die Musik spielte. Es war nur so, als sei mir ein frischer Atemzug und ein kurzer Ausblick auf den Himmel vergönnt, ehe die Fenster wieder geschlossen und die Tür verriegelt wurden. (Brown, S. 92, Z: 4ff.)
- 36.14 Als ich all diese Menschen sah, von denen jeder sein eigenes Leid zu ertragen hatte, begann ein neues Licht in mir zu dämmern. Ich war reichlich verwirrt; ich hatte nie daran gedacht, dass es so viel Leid in der Welt geben könne. Bisher hatte ich wie eine Schnecke gelebt, die in ihr eigenes enges Häuschen eingeschlossen war und erst jetzt die grosse, von Menschen wimmelnde Welt, die jenseits ihres Schneckenhauses lag, zu sehen begann. Nicht nur, dass alle diese Menschen Heimgesuchte waren, sondern zu meiner Überraschung waren ihre Behinderungen auch noch schlimmer als meine eigenen! Bisher hatte ich das nicht für möglich gehalten. Es war mir, als sei ich die ganze Zeit blind gewesen und sehe erst jetzt mit eigenen Augen und fühlte wirklich mit meinem Herzen die Mühsale von anderen, deren Bürde so gross war, dass die meine im Vergleich dazu nicht zu sein schien. (Brown, S. 96f., Z: 31ff.)
- 36.15 «Christy», sagte er mit tiefer, angenehmer Stimme, «es gibt eine neue Behandlungsmethode für zerebrale Kinderlähmung - so heisst dein Leiden. Ich glaube, du kannst geheilt werden - aber nur, wenn du gewillt bist, mit uns zusammen genug schwere Arbeit zu leisten. Ich kann dir nicht helfen, wenn du nicht versuchst, dir selber zu helfen. Du musst gebessert werden w o l l e n , bevor etwas für dich getan werden kann.» Dann beugte er sich vor und fragte mich, während seine Blicke fest in den meinen ruhten: «Willst du es versuchen, wenn ich dir helfe?»
«Und ob ich es versuchen will!» dachte ich. (Brown, S. 106, Z: 3ff.)

- 36.16 Und dann, während ich gerade auch an jenem Tag voller Bitterkeit an all dies dachte, war plötzlich ein Arzt reingekommen und hatte mir gesagt, ich könne geheilt werden! Mit nur wenigen Worten hatte sich das Bild meines ganzen Lebens verändert; er hatte der Vergangenheit einige Bedeutung verliehen und in die Zukunft so etwas wie eine Verheissung, einen bestimmten Zweck hineingelegt; er hatte mir etwas gegeben, woran mein Denken und Streben einen Halt finden konnte, etwas, wofür ich leben, arbeiten und kämpfen konnte, und das zu einem Zeitpunkt, als ich fest davon überzeugt war, dass vor mir nichts als leere und unfruchtbare Jahre lagen. (Brown, S. 108, Z: 12ff.)
- 36.17 Er wolle ihre Meinung hören, ob ich überhaupt auf eine Heilbehandlung ansprechen würde. Danach erst wollte er ein vollständiges Programm zwecks völliger Wiederherstellung machen. ... Da wurde es mir klar, dass alles von Mrs. Collis' Gutachten abhing - dass meine Zukunft also in ihren Händen lag. Wenn sie entschied, dass mein Fall schon viel zu weit fortgeschritten sei, um aus einer Behandlung noch Nutzen zu ziehen, würde alles wieder genau so sein, wie es vorher gewesen war, ehe Dr. Collis mich entdeckte. Dann musste ich wieder in das alte Leben zurückkehren, ein Leben in Untätigkeit und Hoffnungslosigkeit. Wenn sie andererseits zu dem Schluss käme, dass ich günstig auf eine Behandlung reagieren würde, dann würde mein Leben einen Sinn bekommen, einen letzten Wert und Inhalt. Dann könnte ich beginnen, einige von den Wänden, die zwischen mir und dem normalen Leben aufragten, niederzureissen. Ich stand am Kreuzweg. (Brown, S. 118, Z: 8ff.)
- 36.18 «Ja», sprach Mrs. Collis weiter. «Du kannst geheilt werden, wenn du bereit bist, während der nächsten paar Jahre eine Unmenge wirklich schwerer Arbeit zu leisten. Aber», hier machte sie eine Pause, sah mich durchdringend an und fuhr fort, «du musst zuerst ein sehr grosses Opfer bringen. Niemals wird etwas Gutes ohne Opfer erreicht, und dein Opfer besteht darin - du musst dich dazu entschliessen, niemals wieder deinen linken Fuss zu gebrauchen.» Meinen linken Fuss! Er bedeutete alles für mich - nur mit ihm konnte ich sprechen, nur mit ihm schaffen! Er war mein einziges Verbindungsmittel zur Aussenwelt, um die Seelen anderer Menschen zu erreichen und mich selber deutlich vernehmbar und verständlich zu machen. Alles andere an mir war nutzlos, wertlos, und nur der eine Körperteil, mein linker Fuss war das einzige arbeitsfähige Glied an meinem ganzen Körper. Ohne ihn wäre ich verloren, zum Schweigen verurteilt, machtlos. (Brown, S. 124, Z: 9ff.)
- 36.19 Aber was könnte ich denn anderes tun, als auf den Handel einzugehen? Wenn ich dazu zu feige wäre, würde die Vergangenheit wieder über mich herfallen mit all ihrer Bitterkeit und ihrem düsteren Pessimismus, dunkel und ohne Sonne wie ein Winterhimmel. Wenn ich hingegen die Gelegenheit wahrnehmen und meinen linken Fuss, so wie er war, einfach «abhackte», dann würde ich in eine neue Lebensphase eintreten, eine völlig neue Art des Denkens und Handelns würde sich anbieten, und schon das allein wäre jedes Opfer wert. (Brown, S.126, Z: 12 ff.)
- 36.20 Mir wurde plötzlich zum erstenmal klar, wie ich selber als Kind ausgesehen haben musste. Ich hätte sie leicht bemitleiden können, sie waren so jung, so hilflos und verängstigt, so völlig auf andere Menschen angewiesen -, aber ich tat es nicht, denn ich erinnerte mich daran, wie tief ein mitleidiger Blick mich einst verletzt hatte. (Brown, S.131, Z: 18ff.)

- 36.21 Dann warf ich mich auf mein Bett, riss meinen linken Schuh vom Fuss, riss mit dem anderen Fuss meine linke Socke herunter. Ich ergriff einen Bleistift, steckte ihn zwischen meinen ersten und zweiten linken Zeh und begann zu schreiben. Ich schrieb und schrieb ohne Pause, Stunde für Stunde, ohne mir meiner Umgebung bewusst zu sein. Ich fühlte mich wie ein anderer Mensch. Ich war nicht mehr unglücklich. Ich fühlte mich nicht mehr betrogen oder ausgeschlossen. Ich war frei, ich konnte denken, ich konnte Leben, ich konnte schaffen...(Brown, S.177, Z: 17ff.)
- 36.22 Das Schlimmste an St. Nicholas war für mich, dass ich von allem getrennt wurde, was mir bis dahin vertraut gewesen war. Wenn Eltern ihr Kind nach St. Nicholas brachten, durften Sie ihm weder Spielzeug noch Kleidung mitgeben. Mein Kaninchen, das ich so liebte, durfte nicht mitkommen und auch all die anderen Tiere nicht, mit denen wir gespielt hatten. Die grausame Art, wie man den Kindern ihr Spielzeug wegnahm, war typisch für die Behandlung überhaupt. (McDonald, S. 28, Z: 21)
- 36.23 Wenn ich an die Zeit vor Rosie zurückdenke, wird mir ganz elend. Sie war der erste normale Mensch, der wirklich mit uns sprach - und daran glaubte, dass so schwer Behinderte wie wir sie auch verstanden. (McDonald, S. 40, Z: 20)
- 36.24 Das Abendessen war eine Sensation – noch nie hatte ich so etwas gekostet. Rosie legt viel Wert auf gutes Essen; erst viel später wurde mir klar, dass eine solche Auswahl guter Sachen nicht überall auf den Tisch kommt. (McDonald, S. 54, Z: 12)
- 36.25 Aus dem Fernsehen kannte ich Badezimmer, in denen nicht alles aus Nirosta-Stahl war wie in St. Nicholas. Aber ich hatte noch nie ein Bad mit blauen Fliesen und Messingarmaturen gesehen. Da mein Rücken so gebogen ist, passte ich genau in die dreieckige Wanne und badete zum erstenmal in meinem Leben so richtig mit Behagen. (McDonald, S. 54, Z: 16ff.)
- 36.26 Am schönsten war es, wie ich mit Geschichten und Spielen ins Bett gebracht wurde - ein erfreulicher Gegensatz zum Hospital des Schutzheiligen der Kinder, wo es weder das eine noch das andere gab. (McDonald, S. 54, Z: 23ff.)
- 36.27 Zutritt zur Welt der normalen erkämpfte sich Joseph mit seinem Durchbruch zum Schreiben, zu schöpferischen sinnieren. (Nolan, S. 12, Z: 8f.)
- 36.28 Als er die Psychologin Criona Garvey traf, lernte Joseph, noch bevor er zu Schule ging, seine Furcht bezwingen, nicht verstanden zu werden. Er führte ihr seine Sprache vor: das Neigen des Kopfes, das deuten mit den Augen, das Strampeln mit den Füßen. Sie verstand seine Zeichen und lächelte. Dann begann sie mit den Intelligenztest. Mit angehaltenem Atem prüfte er die harten Nüsse, die sie ihm zu knacken gab. Aber im Handumdrehen fand er die richtige Antwort. Es macht ihm Spass, und er war ganz entspannt. Schliesslich rief sie: «Halt!» Dabei hätte er gerne so lange weiter gemacht, bis er nicht mehr gekonnt hätte. Criona Garvey lehnte sich an ihren Stuhl zurück und lächelte. Er blickte die Psychologin fragend an. Sie sagte ihm er könne eingeschult werden, aber mit einem Lächeln fügte sie hinzu: «Wenn du keinen guten Fortschritt

- machst, Joseph, kriegst du's mit mir zu tun.» (Nolan, S. 75, Z: 4ff.)
- 36.29 Von Hand zu schreiben war ihm nicht gelungen. Das Schreiben mit der Schreibmaschine brachte Hoffnung. Die Schreibmaschine war kein Spielzeug. Joseph musste sie meistern um seiner Zurechnungsfähigkeit willen, um seines Seelenheils willen. Die Tastatur kannte er mit den Jahren in- und auswendig, aber das Schicksal versagte ihm die Kraft, zu nicken und die Tasten mit dem Stab auf seiner Stirn zu bedienen. Jeder Versuch, die Tasten mit dem Einhorn anzutippen, schlug fehl. Stattdessen befahlen ihm schwere Starrkrämpfe und verwandelten jedes einfache Nicken in eine groteske Verrenkung, der kein Glied entging. (Nolan, S. 76, Z: 32ff.)
- 36.30 Er atmete etwas leichter, sein Körper zitterte etwas weniger, er sass da, das Kinn auf Evas Hände gestützt. ... Süsse Gewissheit versüsste ihm den Augenblick. Ja, er konnte tippen, er konnte ungehindert die Tasten anstossen. (Nolan, S. 79, Z: 5ff.)
- 36.31 Das Leben hatte sich verändert, schlagartig verändert; und wieder suchte Joseph nach menschlichem Verständnis. (Nolan, S. 165, Z: 6f.)
- 36.32 Ich will endlich wieder gesund sein. Es scheisst mich so an, immer herum liegen zu müssen. Ich will wieder rausgehen und etwas unternehmen. Es ist schon viel zu lange her, niemand kann genau verstehen, wie es mir geht. (Schär, S. 302, Z: 3ff.)
- 36.33 Zum Erstaunen der Schulbegleitung, zu diesem Zeitpunkt Elisa, und zum Entsetzen meiner Mutter zeigte ich meinen Widerwillen immer deutlicher in Form von Krankheitssymptomen: Bauchweh, Zahnschmerzen, Fieber und epileptische Anfälle «auf Kommando», sobald wir uns dem Gebäude der Elisabethschule näherten. (Müller, S. 49, Z: 23ff.)
- 36.34 Meine Verweigerung der Schule war nicht generell, im Gegenteil: in Grundschule und Gymnasium arbeitete ich begeistert mit. Meine Familie verstand Gott sei Dank meinen verzweifelten Hilfeschrei. Ein psychologisches Gutachten erwirkte mir eine Freistellung von der Förderschule. Dies bewirkte in der Folge eine Reihe leerer Zeugnisformulare der Elisabethschule mit dem freundlichen Vermerk, der Schüler habe am Unterricht nicht teilgenommen, und ein Schreiben des Deutschherren-Gymnasiums, welches bestätigte, dass ich mich durchaus zum Wohl der Klasse an diversen Fächern beteiligt habe, soweit mein Gesundheitszustand dies zuließ. (Müller, S. 49f., Z: 29ff.)
- 36.35 Hart sind die Zeiten, da Stützer wegfallen und ich von Neuem beginnen muss. Bei jedem Wechsel meiner Begleitung stehe ich scheinbar vor einem Abgrund. Ein schwarzes Loch scheint allen Schreiberfolg zu schlucken, und der Abschiedsschmerz stellt alles auf «Reset». Jedes Mal mache ich mir Gedanken, ob es mit der neuen Begleitung auch wieder klappt. Das tut es in der Regel, wenn auch anfangs etwas holprig. Je besser wir uns kennen lernen, umso leichter wird auch das Schreiben. Vorausgesetzt, die Chemie stimmt. Mama hat das früh erkannt und mich in die Suche mit eingebunden. (Müller, S. 57, Z: 5ff.)
- 36.36 Dies hatte den einen oder anderen Therapeutenwechsel zur Folge. Andere kamen gut mit mir zurecht, aber sie wurden versetzt oder schwanger oder gar selbst krank. Das ist hart, denn

auch hier tue ich mich mit einem Wechsel schwer. (Müller, S. 123, Z: 20ff.)

37 Wünsche

- 37.1 Ich war einsam, in einer mir eigenen Welt gefangen, unfähig mit anderen in Verbindung zu treten, abgeschnitten, abgesondert von ihnen, als stünde eine gläserne Wand zwischen meinem und ihrem Dasein, die mich von ihrer Lebenssphäre und ihren Betätigungen ausschloss. Ich sehnte mich danach, umherzulaufen und mit den anderen zu spielen, aber ich war ausser Stande meine Versklavung abzuschütteln. (Brown, S. 17, Z: 8ff.)
- 37.2 Ich bekam in jenem Jahr eine Schachtel Bleisoldaten, aber im Augenblick, als ich Padys Tusche in lauter wundervollen Farben und den langen schlanken, weichen Pinsel sah, verliebte ich mich sofort in sie. Ich fühlte, ich musste sie haben, um sie als mein eigen zu behalten. Ich war von den kleinen, festen Farbklotzchen hingerissen - blau, rot, gelb, grün und weiss. (Brown, S. 56, Z: 5ff.)
- 37.3 Was war ich, fragte ich mich, wie ich so dasass? Der liebe Gott hatte sich mit mir einen seiner Scherze erlaubt. Mein Leben schien sinnlos zu sein, es hatte keinen Zweck und keinen Wert. Ich war ein Gefangener zwischen Kerkerwänden, ich spürte deutlich, wie diese Mauern mich jetzt, je mehr ich heranwuchs, fester umschlossen. Ich sehnte mich danach, frei zu sein; ich sehnte mich danach, die Mauern zu sprengen und zu entfliehen. (Brown, S. 21, Z: ff.)
- 37.4 Ich betete und betete um Heilung. (Brown, S. 99, Z: 35)
- 37.5 Ich fühlte mich so, als schlüpfte ich wieder in einen alten Mantel. Alles war unverändert. Ich empfand die alte Denkweise als ungerecht. Ich brauchte etwas, wofür zu leben sich lohnte, und es war nichts da. Ich wünschte, mein Leben möge einen Zweck, einen Wert haben, aber es war nichts da. Mein Leben war hohl, bedeutungslos. Ich fühlte mich *n i e d e r g e s c h m e t t e r t*, ich suchte etwas, was ich nicht finden konnte, ich streckte meine Hände aus und fand nichts, was ich hätte ergreifen können. (Brown, S. 102, Z: 10ff.)
- 37.6 Ich hatte das verzweifelte Verlangen, etwas zu sagen, nicht nur zu meiner Familie, nicht nur zu meinen Freunden, sondern am liebsten zu jedem einzelnen Menschen, zur Welt in ihrer Gesamtheit. Es rührte sich in mir, ich verspürte einen inneren Drang, etwas auszusagen, und ich wollte, dass es den Weg aus mir herausfinde, dass ich es anderen mitteilen und es ihnen verständlich machen könne. (Brown, S.141, Z: 1ff.)
- 37.7 Ach, und ich möchte so viel lieber mit einem Freund eine Stunde lang ein heftiges Wortgefecht austragen oder ein paar Augenblicke lang mit einem Mädchen freundlich plaudern, als dass ich das bedeutendste Buch der Welt schriebe. (Brown, S.163, Z: 23ff.)
- 37.8 Ich begehrte die Freude kennen zu lernen, an einem schönen Frühlingmorgen einen Berg zu erklimmen oder im Mondschein mit einem schönen Mädchen an meiner Seite durch die vom Regen reingewaschenen Strassen der Stadt nach Hause zu schlendern. (Brown, S.176, Z: 30ff.)

- 37.9 Der beste Zeitvertreib im Hospital war Selbstbetrug. Man malte sich aus, man könne perfekt sprechen und käme für immer heraus. Man träumte davon, geheilt aufzuwachen. Man nahm seinen Zustand niemals ernst, nicht so wichtig, wie die anderen es taten. Wir hatten nie gehen können, und es sah auch nicht so aus, als ob wir es je lernen würden. Damit waren wir aufgewachsen. Um die Gefängnismauern zu sprengen, schien das Sprechen erstrebenswerter. Wir wussten, dass es in St. Nicholas Kinder gab, die laufen konnten, aber da war keines, dass ordentlich sprechen konnte. Die Erfüllung all unsere Träume hing vom Sprechen ab. (McDonald, S. 31f., Z: 36ff.)
- 37.10 «Danke sehr. Befreit die übrigen Gefangenen!» (McDonald, S. 224, Z: 10f.)
- 37.11 Er fluchte und schimpfte leise vor sich hin, aber als Stephen aus 30 Metern Entfernung seinerseits einen Strafstoss verwandelte, wünschte er sich wieder- und wieder vergebens- eine Stimme. (Nolan, S. 191, Z: 1ff.)
- 37.12 Der Krüppel, der verzweifelt von der Freiheit gekostet hatte, wollte seinen schwarzen Mantel abwerfen und seine Behinderung loswerden, sein wertloses steifes Gestell, das eben noch den Schottischen getanzt hatte. (Nolan, S. 205, Z: 30ff.)
- 37.13 ..., strebte er von seinem Tiefpunkt aus danach, sein einziges Talent für eine salzige Bastardsprache, eine Art Brailleschrift einzusetzen, so dass die Leute, die ihn lasen, der instinktiven Auffassung der Menschheit entsagten, sprach-lose Krüppel müssten für immer als Untergebene des labernden Establishments umherkriechen. (Nolan, S. 213, Z: 29ff.)
- 37.14 In einem lustigen Kinderdorf war einmal ein Mädchen. Manchmal war es traurig, weil es nicht verstanden wurde. Die Menschen haben einen innerlichen Schatz, und Zahra hört zwar, aber sie kann nicht reden. Deswegen hat sie keine Freundin. Zahra wünscht sich auch eine Freundin. (Schär, S. 155, Z: 1ff.)
- 37.15 Physik studieren wie Steven Hawking. Auch Psychologie studieren. (Schär, S. 171, Z: 5ff.)
- 37.16 Weil mich die Menschen interessieren, ihr Verhalten. (Schär, S. 173, Z: 9ff.)
- 37.17 Ja. Von meinen Erfahrungen im Alltag mit den Menschen. (→Buch schreiben) (Schär, S. 175, Z: 6f.)
- 37.18 Ich will einfach normal leben wie alle, (Schär, S. 180, Z: 6f.)
- 37.19 Ich will wieder nach Argentinien, weil die Leute mit mir reden, alle. Ich will alleine mit dir (Mutter, ohne Assistentin) reisen. (Schär, S. 196, Z: 24ff.)
- 37.20 Wenn ich gross bin, will ich Physik studieren und schwarze Löcher im Weltall suchen, wie das der berühmte Astrophysiker Stephen Hawking macht. Leben will man heute nur noch mit allem Luxus und die im Ungewissen liegende Zukunft kann nur noch durch die Forschung erkannt werden. (Schär, S. 197, Z: 10ff.)
- 37.21 Mein Buch Titelvorschlag: Von der Stärke einer Schwachen oder Wir wollen leben wie alle (Schär, S. 219, Z: 27ff.)
- 37.22 Ich habe nicht viele Freunde, mit denen ich etwas unternehmen kann. Ich finde das sehr traurig. Ich möchte selber leben können. Ich möchte leben können wie die anderen Menschen. Ich

- sehe aber sehr gut, dass das sehr schwierig sein wird. Ich brauche ganz viel Pflege. Es muss jemand den ganzen Tag mit mir sein. (Schär, S. 220, Z: 17ff.)
- 37.23 Ich möchte gerne mit meinen Schulkameraden und Schulkameradinnen unsere Freizeit verbringen und mit ihnen ins Kino gehen können. Ich möchte selber kommunizieren können. (Schär, S. 220, Z: 25ff.)
- 37.24 Was mich auch noch speziell macht: trotz meiner Körperbehinderung gehe ich in die öffentliche Schule. Zurzeit besuche ich die Vorbereitungsklasse im Freien Gymi in Zürich. Später will ich ins Gymnasium gehen und noch später an der Universität Physik studieren. (Schär, S. 225, Z: 1ff.)
- 37.25 Denn Stephen Hawking, der berühmte Astrophysiker, ist mein Vorbild. Ich hoffe, ich kann diesen Wunsch verwirklichen. (Schär, S. 225, Z: 5ff.)
- 37.26 Ich wünsche mir viele Freunde, mit denen ich Geheimnisse haben kann, die mit mir ausgehen und die mich mögen, wie ich bin - genau wie ich sie. (Schär, S. 228, Z: 8ff.)
- 37.27 Ich möchte gerne alleine leben und entscheiden, vor allem aber kommunizieren können. Schön wäre, wenn die Menschheit sich telepathisch verständigen würde. Dann bräuchte ich keine Hilfsmittel oder Stützpersonen dazu. (Schär, S. 228, Z: 11ff.)
- 37.28 Mehr als alles andere wünsche ich mir, laufen und sprechen zu können. Aber alles was ich selbst kann, ist gestützt schreiben und meinen Kopf und mein Gesicht bewegen. Aber ich gehe trotzdem ins Gymnasium und bin eine der Klassenbesten. (Schär, S. 245, Z: 12ff.)
- 37.29 Ich möchte wie andere Kinder die Matura machen und später einen Beruf ergreifen, den man nur mit dem Denken ausüben kann. Dann kann ich mich irgendwann selber finanzieren. (Schär, S. 246, Z: 15ff.)
- 37.30 Ich mag eigentlich die Schule gerne. Meine Lehrer und meine Klasse. Aber ich will einfach mal rausgehen und schöne Dinge tun, und zwar viel mehr als jetzt. Ich kann das aber nur wenig und wenn ich ständig in der Schule oder hinter den Aufgaben sitze. (Schär, S. 259, Z: 25ff.)
- 37.31 Eigentlich will ich weniger Schule und mehr Freizeit. Unbedingt. Ich kann doch vielleicht auf das Abitur lernen und Bücher schreiben. Das würde ich viel lieber tun. Gleich. Einstein flog schliesslich auch aus der Schule und war später ein Genie. Ich verliere einfach meine Lebenslust und meinen Lebenswillen. Ich will nicht depressiv werden. (Schär, S. 259f., Z: 30ff.)
- 37.32 Ich habe das Pech oder das Glück, dass mein Körper oder meine Seele sich ausdrücken ohne mich zu fragen. Ich kann meine Seele nicht ignorieren. Ich will es auch gar nicht. (Schär, S. 260, Z: 2ff.)
- 37.33 Wunschvorstellung Die Menschen auf der Erde sagen sich alles in telepathischer Sprache. Sie sind ganz ruhig, wenn sie sich unterhalten. Sie verstehen sich ohne Worte. Manchmal möchte ich auch sagen, was ich denke, ohne schreiben zu müssen. Meine Gedanken zu dem Thema sind mehr als ich schreiben kann. (Schär, S. 273, Z: 29ff.)
- 37.34 Die Schüler und Schülerinnen haben vielleicht Mühe, weil immer eine erwachsene Person dabei ist. Das möchte ich ja selber nicht! Das geht nur, wenn jemand versucht mit mir selber zu schreiben. Wer es versuchen möchte, melde sich bei mir! Es wird schon schief gehen! (Schär,

- S. 276, Z: 21ff.)
- 37.35 Es ist doof, das alles, das mit der Schule. Sie sind unfair. Ich möchte jetzt raus. Ich will nicht einsam sein. Ich möchte wie alle Kinder in die Schule gehen. Ja. Ein Gymnasium ist für mich passend. (Schär, S. 278, Z: 30ff.)
- 37.36 Ich will wirklich Physik studieren und herausfinden, wie die Telepathie funktioniert. (Schär, S. 282, Z: 6f.)
- 37.37 Ich will normal zuhause leben. (Schär, S. 283, Z: 9)
- 37.38 Ich wünsche mir, dass ich mit anderen Kindern zusammen in die Schule gehen kann und dass die Lehrerinnen an mich glauben. Eine Fantasie ist aber noch nicht die Realität, aber ich hoffe, dass sie es einmal sein wird. (Schär, S. 289, Z: 30ff.)
- 37.39 Mein Wunsch für den Moment ist es, dass wieder eine gute Stimmung herrscht, wenn ich Unterricht habe. Vielleicht geht das einfacher, wenn noch jemand dabei ist, der mit mir schreiben kann. Ich glaube, die Lehrerinnen machen sich zu viele Gedanken, statt es einfach zu versuchen. Deshalb wird alles zu verkrampt. (Schär, S. 290, Z: 1ff.)
- 37.40 Mein Wunsch ist es, dieselben Dinge zu tun wie alle anderen. Aber leider geht das oft nicht. Ich möchte zum Beispiel ein Gymnasium besuchen und später Physik studieren. Meines Erachtens geht es darum, dass sich niemand getraut, mit einem behinderten Menschen zu arbeiten. Meine Schulerfahrung ist deshalb nicht sehr positiv. Ich musste das Gymnasium aus diesem Grund verlassen. (Schär, S. 293, Z: 21ff.)
- 37.41 Zurzeit geben mir Privatlehrer Unterricht, aber das ist für mich keine ideale Situation, weil ich immer zu Hause bleiben muss. Jetzt habe ich mir überlegt, selber ein Gymnasium zu gründen. Das klappt hoffentlich. Ich glaube ganz fest daran, dann wird es bestimmt klappen. Allerdings habe ich ein bisschen Angst, dass keine Kinder mitmachen wollen. Das ist aber mein grösster Wunsch. Mein Traum wäre eine Schule für alle, die Lust haben mitzumachen. Vielleicht geht dieser Traum irgendwann in Erfüllung. Bis dahin muss ich lange warten, aber das kann ich inzwischen gut. Manchmal gelingt es mir nicht so gut lange zu warten, aber damit muss ich fertig werden können. (Schär, S. 293, Z: 27ff.)
- 37.42 Ich wünsche jedem, dass er einen Tag so leben muss wie ich, damit die Leute verstehen, wie es ist. Ich glaube, das wäre die einzige Möglichkeit, akzeptiert zu werden. Ich will mir zumindest den Wunsch mit dem Pferd erfüllen. Dann wäre ich ein glücklicher Mensch. Leider geht das noch so lange. Ich mag nicht so lange warten. (Schär, S. 297, Z: 23ff.)
- 37.43 Ich möchte so gerne ein Engel sein, frei und schwerelos in den Himmel fliegen. Es ist so mühsam für mich, hier auf dieser Welt, wo böse Menschen mir meine Lebenskraft nehmen. (Schär, S. 302, Z: 6ff.)
- 37.44 Es war Mitte November, und ich wollte endlich wieder in die Schule! Ich war hochmotiviert, trotz Schmerzen – oder gerade deswegen – meine Aufgabe zu erfüllen. Leider hatte ich die Rechnung ohne meine Lehrer gemacht, denn ein «frisch» operiertes Kind in diesem liegenden Zustand ... das erschien ihnen mehr als suspekt! (Müller, S. 53, Z: 11ff.)

- 37.45 Mama wurde zum Gespräch gebeten. Wieder einmal hatte sie das schwere Los, meine ungewöhnlichen Wünsche anderen nicht verdeutlichen zu können. (Müller, S. 53, Z: 17ff.)
- 37.46 Häufig genug wird die Diskussion nur unter dem Gesichtspunkt der Kosten geführt und damit schon im Keim erstickt. Ich meine, für Inklusion braucht es vor allem eines: Menschen, die wollen! Denn wo ein Wille ist, ist bekanntlich auch ein Weg, so sagt ein Sprichwort. Ohne willige Menschen in meinem Umfeld wäre mein Anliegen, eine normale Schule zu besuchen, kolossal gescheitert.
Unerlässlich für gelingende Inklusion sind Aufklärung und Information der beteiligten Lehrer, Schülereltern und Schüler sowie eine enge Zusammenarbeit mit den Schulbegleitern und Eltern. Meist haben die Klassenkameraden das geringste Problem mit der Anwesenheit eines exotischen Mitschülers. Erwachsene verkomplizieren vieles schon im Vorfeld durch ein Verkopfen möglicher Situationen. (Müller, S. 64, Z: 4ff.)
- 37.47 Zu gerne würde ich meinen störrischen Körper gegen einen funktionierenden eintauschen und die Welt retten. (Müller, S. 66, Z: 13ff.)
- 37.48 Bis dahin war sie davon ausgegangen, dass zwar nichts normal war, dass aber ich für mich in meiner Welt glücklich und zufrieden war. Sie versuchte gegenzusteuern, indem sie mir positive Lebensläufe vor Augen führte, mit mir betete und mir neben der Bibel auch Bücher wie die «Ärztliche Seelsorge» von Viktor E. Frankl zu lesen gab. Den positiven Ansatz von Herrn Frankl und seine Bemühungen um Versöhnung finde ich beachtlich und sehr hilfreich. Von ihm stammt das Bild mit dem Sandkorn in der Muschel, welches mir Mama so oft vor die Augen malt. Ich bete, dass aus meinem Sandkorn, meinem Schicksal, eine Perle werden darf. (Müller, S. 114, Z:11 ff.)
- 37.49 Meine spezielle Wahrnehmung ist im täglichen Leben oftmals hinderlich. Doch sie ermöglicht mir auch, Dinge zu sehen, die andere nur aus Büchern kennen. Vor ein paar Jahren bat mich Mama, meinen Weihnachtswunschzettel zu schreiben. Das Ergebnis machte sie erst sprachlos, dann ratlos, denn da stand: «Echten Rauschgoldengel sehen». Damit meinte ich, das wusste sie nur zu gut, einen Erzengel, und das live und in Farbe!
«Raphael, den Wunsch muss dir ein Anderer erfüllen», meinte sie schließlich und fügte hinzu: «Hast du nicht auch Wünsche, um die ich eine Schleife binden kann?»
Nein, die hatte ich nicht. (Müller, S. 142f., Z: 4ff.)
- 37.50 Jeder noch so ungewöhnliche Mensch hat seine Berechtigung, seine Aufgabe und sein ganz spezielles Talent.
Das Ziel sollte nicht sein, alle gleichzumachen, sondern das Besondere im anderen zu erkennen und sich gegenseitig zu stützen und zu ergänzen. Denn nur so werden wir erkennen, welches Bild dem Puzzle zugrunde liegt. Und so wünsche ich mir auch für mich persönlich Menschen, die nicht vor meinem Anderssein zurückschrecken, sondern die den Mut haben für eine Freundschaft und mich begleiten auf meinem manchmal holprigen Weg durch das Gestrüpp des Alltags hin zu meiner Bestimmung. Wenn Gott will, dann darf ich auf meiner Reise Mut und Freude verbreiten. Trotz allem oder gerade deswegen. (Müller, S. 147f., Z: 29ff.)

38 Zuschreibungen

- 38.1 Peter und Eddie wichen nicht von seiner Seite, aber es gab kindische Gemüter, die sie beide als leichtgläubig einstufen, denn es war doch offenkundig, dass sie es mit einem geistig zurückgebliebenen Jungen zu tun hatten. (Nolan, S. 39, Z: 2ff.)
- 38.2 Joseph gewöhnte sich langsam daran, dass er zum Diskussionsgegenstand wurde. Ganz offen erörterten die Schüler seine körperlichen Defekte, und da sie sich sicher waren, dass er sie nicht verstehen konnte, nahmen sie sich eine Lautstärke raus, als sei er gar nicht anwesend gewesen. Sie überlegten ob der Krüppel wohl eine Windel trüge, und hätten ihn, um sich zu vergewissern, allzu gerne daraufhin untersucht. Dann debattierten sie seinen Mangel an Intelligenz. Sie wählten verschiedene Bezeichnungen, mit denen sie ihn abqualifizieren konnten. So warfen sie mit Wörtern um sich wie Psychopath, Geistesgestörter, Spasti, Gehirnputierter, Schwachsinniger. Sie fanden, dass er in einer Schule für normale Kinder fehl am Platz sei, und machten sich darüber lustig, dass der Direktor und das Kollegium offensichtlich auf ihn hereingefallen waren. Joseph stellte sich dumm, hörte sich alles mit an und erfuhr auf diese Weise, wie andere Schüler ihn beurteilten. (Nolan, S. 45, Z: 7ff.)
- 38.3 Von stachelköpfigen, grinsenden Jungen und Mädchen zum Narren gestempelt, war er fest entschlossen, diese mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. (Nolan, S. 47, Z: 31ff.)
- 38.4 Aber niemand, der so versehrt war wie er, verdiente eine Überlebenschance. Besser tot, sagten die Besser-Wisser; besser tot, sprach die Geschichte; besser sich kopfüber hineinzustürzen, entschloss sich die seelenfeste Nora, als sie sein verzweifertes Schreien vernahm. Nur seine Mutter behandelte ihn als normal, verstand seine Intelligenz, die Zeichensprache seiner Augen, die Früchte der Stechpalme. Noch waren diese grün; doch liess man ihm Zeit, gab man ihm ein zu Hause, so verhiessen sie ein leuchtendes Rot. (Nolan, S.72, Z: 27ff.)
- 38.5 «Poesie findet sich in Leuten, bei denen man es am wenigsten vermutet. Aber wenn wir uns den jungen Mann im Rollstuhl betrachten, sehen wir einen Dichter, einen reinen Dichter vor uns.» (Nolan, S. 141, Z: 30ff.)
- 38.6 ...- und vom einfältigen Joseph hiess es, er amüsiere sich glänzend. Er amüsierte sich in der Tat, denn anders, als seine Freunde dachten, sah er die Aufforderung der Mädchen zum Tanz als ihre letzte Gelegenheit, ihm zu zeigen, dass er ihnen nicht gleichgültig war. Die Aufmerksamkeit, die Jungen und Mädchen gemeinsam ihm schenkten, wühlte den verkrüppelten Jungen auf. Er bewunderte ihre unterschiedlichen Annäherungsversuche sehr, und als er bei ihnen sass und ihnen dabei zusah, wie sie das Abschiedsessen der Schule in sich hineinfutterten, kaute er innerlich an den Brosamen des Freimuts. (Nolan, S. 205, Z: 8ff.)
- 38.7 Behinderte Menschen müssen immer wieder hören, dass sie nicht zur Welt hätten gebracht werden dürfen. Dies ist eine grosse Gemeinheit, denn wieso sollten sie weniger Recht haben zu leben als andere Menschen! (Nicht Frage- sondern Ausrufzeichen.) (Schär, S. 199, Z: 23ff.)

- 38.8 Mama verteidigte mich tapfer und signalisierte mir, dass sie fest an mich glaubte. Das tröstete mich ungemein! Leider glaubte ihr viele Jahre niemand, dass ich deutlich mehr verstand, als die Ärzte sie glauben machen wollten. (Müller, S. 18, Z: 27ff.)
- 38.9 Ich war so glücklich wie nie zuvor! Nachts lachte ich sogar im Schlaf! Mama meint, mein Kichern und Glucksen wäre die reinste Musik in ihren Ohren gewesen. Endlich gab es Menschen außerhalb meiner Familie, die mir etwas zutrauten, die nicht nur einen Schwerbehinderten, einen dummen Krüppel in mir sahen! (Müller, S. 24, Z: 1ff.)
- 38.10 Ende des Schuljahres kamen zwei Experten in Sachen Autismus und Hochbegabung, um mich zu beurteilen. Leider erwischten sie für den Unterrichtsbesuch einen denkbar ungünstigen Tag, ich hatte Schmerzen und hatte vor Aufregung die ganze Nacht nicht geschlafen. Nun, es gelang mir wohl nicht, so leise zu sein, wie ich wollte. Entsprechend enttäuschend fiel das Urteil aus, und ich war todunglücklich. Immer wieder beteuerte ich meinen Wunsch nach Normalität: (Müller, S. 46, Z: 20ff.)
- 38.11 Das zweite Halbjahr verlief in geregelten Bahnen, bis mit der vierten Deutschschulaufgabe Sand ins Getriebe kam. Thema dieses Aufsatzes war «Der sinnvolle Umgang mit dem Computer», für mich ein gefundenes Fressen, da ich auf die moderne Technik angewiesen bin und sie tagtäglich nutze. Da mir das Thema gefiel, strengte ich mich extra an. Ein grober Fehler, wie sich dann herausstellte. Der Lehrer traute mir den Aufsatz nicht zu, und mein Vertrauen erlitt einen tiefen Riss. «Soll man sich nun anstrengen und sein Bestes geben oder nicht?», fragte ich mich irritiert und enttäuscht. «Ich kann mich doch nicht immer verstecken!» Den Rest des Schuljahres bewegte ich mich wie auf Glatteis, fühlte mich beobachtet und ausgegrenzt. (Müller, S. 53f., Z: 30ff.)
- 38.12 Ich spreche aus Erfahrung, auch mir wurde attestiert, es mache keinen Sinn, die Buchstaben mit mir zu üben! Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass ein Mensch in der Lage ist, klar zu denken und so zu empfinden wie andere auch, und dies schlicht nicht zu zeigen vermag. Ähnlich einem Computer, der bei intakter Hardware und Software Gefahr läuft, entsorgt zu werden, da sein Bildschirm defekt ist. (Müller, S. 94, Z:15 ff.)
- 38.13 Bis dahin war sie davon ausgegangen, dass zwar nichts normal war, dass aber ich für mich in meiner Welt glücklich und zufrieden war. Sie versuchte gegenzusteuern, indem sie mir positive Lebensläufe vor Augen führte, mit mir betete und mir neben der Bibel auch Bücher wie die «Ärztliche Seelsorge» von Viktor E. Frankl zu lesen gab. Den positiven Ansatz von Herrn Frankl und seine Bemühungen um Versöhnung finde ich beachtlich und sehr hilfreich. Von ihm stammt das Bild mit dem Sandkorn in der Muschel, welches mir Mama so oft vor die Augen malt. Ich bete, dass aus meinem Sandkorn, meinem Schicksal, eine Perle werden darf. (Müller, S. 114, Z:11 ff.)
- 38.14 Wie Sie sehen, bin ich Schubladen leid! Immer wieder kämpfe ich dagegen an, in eine solche verbannt zu werden, ungeachtet der Tatsache, dass ich in kein solches «Gemäß» hineinpasse, zumal ich mich weder verbiegen kann noch will. Schubladen sind für alle Menschen denkbar ungeeignet, und es erschreckt mich immer wieder, dass Menschen in solche «sortiert» werden.

(Müller, S. 132f., Z: 33ff.)

39 Zuversicht

- 39.1 Ich wusste genau, dass ich, gleichgültig, wie ich äusserlich wirken mochte, gleichgültig, was ich den anderen vortäuschen oder wie ich mich selbst belügen mochte, niemals glücklich sein oder mit mir selber Frieden schliessen könnte, solange ich derart verkrüppelt war. (Brown, S. 102, Z: 19ff.)
- 39.2 Nun kämpfte er mit der Gewissheit weiter, dass er Erfolg haben würde, und mit dieser Gewissheit wuchs sein Mut. Dieser Mut war grenzenlos, gerade so, als ob ihn jemand anspornte. Aber die Zuversicht kam nunmehr aus ihm selbst. Er wunderte sich, wie ihm geschah. Er wusste, nach Jahren der Niederlage durfte er eigentlich nichts als Verzweiflung empfinden, stattdessen kam ihm die Erleuchtung, dass er es spielend schaffen würde, seine Ketten zu sprengen und seine Zunge zu lösen. (Nolan, S.78, Z: 25ff.)
- 39.3 Es ist gut so, wie es ist,
man könnte meinen, es wäre trist.
Es kam ganz anders als geplant,
als mieses Schicksal getarnt.
Doch es ist gut so, wie es ist!
Wenn man dem Anderssein eine Chance gibt,
wenn man nicht einfach flieht,
wenn man einen Sinn in allem sieht
und dankbar ist, trotz allem, was geschieht,
dann, ja, dann ist es gut so, wie es ist!
Wenn die letzte Hoffnung garstig
zwischen den Fingern zerrinnt
und die ersehnte Heilung einfach nicht beginnt,
wenn der fiese Zweifel die Oberhand gewinnt,
dann, ja, dann ist es wichtig, dass man sich besinnt.
Dass man sich voll Vertrauen
in seine Gegenwart begibt,
denn es ist gut so, wie es ist!
Es hilft, wenn man sich selbst auch mal vergisst,
wenn man den Wünschen
nicht zu viel Belang beimisst.
Wenn man mit dem, was man ist und hat,
zufrieden sein kann,
denn dann ist es gut so, wie es ist!

Wenn man allem zum Trotz neu beginnt,
wenn man tränenüberströmt Dankeslieder singt,
wenn man sich gegen alles wehrt, was zum Himmel stinkt,
wenn man, den anderen stützend, weiterläuft,
obwohl man hinkt,
und dabei Gott und das Leben ehrt,
weil man erkennt Sinn und Wert,
dann ist es nicht nur gut so, wie es ist,
dann wird es so, wie es sein soll! (Müller, S. 128f., Z: 11ff.)

39.4 Wage nur Großes zu denken,
deinen Blick nach vorne zu lenken,
der Zukunft ein Lächeln zu schenken.
Gott wird deine Schritte lenken.
Schränke Gedanken nicht ein,
zwänge sie nicht in Schubladen hinein,
sie können sonst nicht glücklich sein
und vergiften unser Sein.
Halte die Gedanken rein,
sonst wirst du nicht fröhlich sein.
Gedanken haben große Macht,
ich hoffe, du hast dies bedacht. (Müller, S. 131, Z: 5ff.)

39.5 Selbst wenn der Körper gefangen ist
und das Leben karg und trist,
können Gedanken frei und glücklich sein,
dankbar und rein. (Müller, S. 133, Z: 27ff.)

39.6 Es ist ein Segen, wenn man endlich einen Bereich erahnen darf, in welchem man nicht nur auf der Stelle tritt. Denn hiermit erfährt das Leben einen Sinn und eine Richtung. Jeden Sieg – und sei er noch so klein – koste ich aus und nehme den Schwung mit für all die mühseligen Kapitel. Ich komme in vielen Bereichen nur mühsam vom Fleck, und oftmals trete ich auf der Stelle. Doch mein Blick ist nach vorne gerichtet. (Müller, S. 146, Z: 23ff.)

40 Zukunftsperspektiven

40.1 Ich wusste, ich war nun kein Kind mehr, aber ich war auch nicht «erwachsen». Ich befand mich in einem Schwebestadium zwischen der glücklichen Ahnungslosigkeit der Kindheit und dem Schmerz des erwachenden Bewusstseins und der bitteren Erkenntnisse des Jünglingsalters. Ich sehnte mich danach, unwissend und glücklich zu sein wie zuvor. Aber ich wusste, die Kindheit war zu Ende. Ich hatte die Hoffnungslosigkeit und Nutzlosigkeit meiner Zukunft an jenem Tag im Hinterhof erkannt, als ein Kind mich anschaute mit einem Blick des Mitleids in

- seinen Augen. (Brown, S. 77f., Z: 33ff.)
- 40.2 Diese Geschichten waren verträumt und voll von sehnsüchtigen Gedanken, und wenn ich auch den Vorgang des Niederschreibens genoss, so blieb ich danach doch immer traurig und mutlos. Ich musste immer wieder daran denken, dass ich mir solche Dinge zwar lebhaft genug vorstellen konnte, um darüber zu schreiben, dass ich sie aber in Wirklichkeit niemals selber erleben würde. (Brown, S. 86, Z: 12ff.)
- 40.3 Ich sass auf dem zerbrochenen Brett, ich liess mich von der Stille und dem Frieden des Abends durchdringen. Ich schien in einen vom Monde erhellten Traum zu versinken, weitab von allen Dingen, die mein alltägliches Leben zu einer solchen Hölle machten. Für einen Augenblick war ich glücklich. Dann fiel mir alles wieder ein. Die Zukunft gähnte wie ein schwarzer Abgrund vor mir. Ich fühlte mich in einer Falle gefangen und von Ketten gefesselt. (Brown, S. 90, Z:12 ff.)
- 40.4 Ich wusste genau, dass ich, gleichgültig, wie ich äusserlich wirken mochte, gleichgültig, was ich den anderen vortäuschen oder wie ich mich selbst belügen mochte, niemals glücklich sein oder mit mir selber Frieden schliessen könnte, solange ich derart verkrüppelt war. (Brown, S. 102, Z: 19ff.)
- 40.5 Er wollte ihre Meinung hören, ob ich überhaupt auf eine Heilbehandlung ansprechen würde. Danach erst wollte er ein vollständiges Programm zwecks völliger Wiederherstellung machen. ... Da wurde es mir klar, dass alles von Mrs. Collis' Gutachten abhing - dass meine Zukunft also in ihren Händen lag. Wenn sie entschied, dass mein Fall schon viel zu weit fortgeschritten sei, um aus einer Behandlung noch Nutzen zu ziehen, würde alles wieder genau so sein, wie es vorher gewesen war, ehe Dr. Collis mich entdeckte. Dann musste ich wieder in das alte Leben zurückkehren, ein Leben in Untätigkeit und Hoffnungslosigkeit. Wenn sie andererseits zu dem Schluss käme, dass ich günstig auf eine Behandlung reagieren würde, dann würde mein Leben einen Sinn bekommen, einen letzten Wert und Inhalt. Dann könnte ich beginnen, einige von den Wänden, die zwischen mir und dem normalen Leben auftrugen, niederzureissen. Ich stand am Kreuzweg. (Brown, S. 118, Z: 8ff.)
- 40.6 «Ja», sprach Mrs. Collis weiter. «Du kannst geheilt werden, wenn du bereit bist, während der nächsten paar Jahre eine Unmenge wirklich schwerer Arbeit zu leisten. Aber», hier machte sie eine Pause, sah mich durchdringend an und fuhr fort, «du musst zuerst ein sehr grosses Opfer bringen. Niemals wird etwas Gutes ohne Opfer erreicht, und dein Opfer besteht darin - du musst dich dazu entschliessen, niemals wieder deinen linken Fuss zu gebrauchen.» Meinen linken Fuss! Er bedeutete alles für mich - nur mit ihm konnte ich sprechen, nur mit ihm schaffen! Er war mein einziges Verbindungsmittel zur Aussenwelt, um die Seelen anderer Menschen zu erreichen und mich selber deutlich vernehmbar und verständlich zu machen. Alles andere an mir war nutzlos, wertlos, und nur der eine Körperteil, mein linker Fuss war das einzige arbeitsfähige Glied an meinem ganzen Körper. Ohne ihn wäre ich verloren, zum Schweigen verurteilt, machtlos. (Brown, S. 124, Z: 9ff.)
- 40.7 Es liess sich nicht vermeiden, dass ich hin und wieder an die alten Zeiten dachte - nicht an meine guten alten Zeiten, sondern vielmehr an die grausamen alten Zeiten, an die vielen Tage, an denen ich nichts zu hoffen hatte und nichts, wofür zu leben es sich lohnte, nichts, um den

- Schmerz der unmittelbaren Gegenwart zu lindern oder die Dunkelheit der fernen Zukunft zu erleuchten, in Wahrheit nichts als den Schmerz und die innere Qual, die mit dem zunehmenden Bewusstsein meiner selbst ebenfalls zunahm, und dazu mein jammervoller Zustand, den ich nicht verstehen konnte und den ich hasste. (Brown, S.134, Z: 7ff.)
- 40.8 Mein Leiden war letzten Endes nicht «unheilbar». Aber etwas anderes war nicht zu bessern - das Fehlen einer wirklich «normalen» menschlichen Verständigung und Verbundenheit. Gleichgültig, wie weit ich meines Gebrechens Herr werden mochte, niemals würde ich ein normales Individuum sein, das ein normales Leben führt. Der alte «Unterschied» würde immer bestehen bleiben. Ich sehnte mich so verzweifelt danach, zu lieben und geliebt zu werden, aber...(Brown, S.139, Z: f13ff.)
- 40.9 Ich hatte nun eine Chance, aber auch schreckliche Angst. Würde ich von der Aussenwelt akzeptiert werden? Alle sagten, dass Rosie es mit mir nicht schaffen würde und ich in einem Monat wieder in St. Nicholas wäre. Wie es Chris wohl gefallen würde, wenn ich bei ihnen lebte? Wussten sie, wie viel Arbeit ich machte? (McDonald, S. 238, Z: 18ff.)
- 40.10 Jetzt, nach einem Jahr, erscheinen mir meine Zweifel von damals absurd. Chris und Rosie sind manchmal ganz wehmütig, weil sie nun weniger zum Geburtstag bekommen als früher, aber ich bekomme dafür mehr - so gleicht sich alles aus. Zu dritt lässt sich's ebenso glücklich leben wie zu zweit. (McDonald, S. 238, Z: 27ff.)
- 40.11 So wie mein Wachstum verzögert sich auch meine Pubertät. Das erschwert Beziehungen, die sonst mit Sexualität verbunden wären. Vielleicht wird das nicht immer so bleiben - jetzt jedenfalls bin ich noch eine Erwachsene mit dem Körper eines Kindes. Ich finde es interessant, mir auszumalen, wie die Pubertät mein Denken verändern wird. (McDonald, S. 245, Z: 15ff.)
- 40.12 All diese Jahre habe ich mit Chris und Rosie zusammengelebt. Wir streiten uns ständig, und jeder bezeichnet die beiden anderen als doof, ungezogen und fett. Soweit es Chris und Rosie betrifft, ist das auch einigermaßen gerechtfertigt. Im ganzen sind sie aber nicht schlecht - ich könnte auch sagen: Sie sind wunderbar! (McDonald, S. 245, Z: 31ff.)
- 40.13 Versehrtheit sein trauriges Los. (Nolan, S. 7, Z: 5)
- 40.14 Auf Joseph wartete ein eintöniges Leben, aber den Ton gab er selbst an. (Nolan, S.153 , Z:28 ff.)
- 40.15 ...; sie erträumten sich eine Zukunft mit einem Familienleben ähnlich dem, das sie hier umgab, doch er, der Einzelgänger auf seinem Knabenstuhl, musste sich derartiger Hoffnungen entschlagen, ... (Nolan, S. 16 Z: 27ff.)
- 40.16 Verlangen in einsame Entsagung umwandeln, das war immer die Lösung im Leben eines Krüppels. (Nolan, S. 185, Z: 10ff.)
- 40.17 Hatte ihm schon seine Schwester Yvonne ihre Freundschaft geschenkt, so fand der jetzt Aufnahme in einem Kreis ruppiger Mädchen aller Altersgruppen. Diese vertrieben das Image der Töle, das ihm anhaftete, und knurrten Freude in sein Dasein, obwohl sie ihn nicht als Mann akzeptierten. Trotz seiner Jugend hatte er seine herausfordernde, opferreiche Zukunft längst

zuschneiden lassen und zog, ein behinderter Bauerntölpel auf seinem Holzweg, als zölibatärer Pilger sitzend durchs Leben. (Nolan, S. 197, Z: 9ff.)

40.18 Ich sehe nicht sehr klar, wie es in der Zukunft aussehen wird. Ich sehe keine Möglichkeit, mich selbstständig zu entwickeln, weil ich sehr stark von meinen Begleitern abhängig bin. Ich bin darum sehr deprimiert. (Schär, S. 220, Z: 21ff.)

40.19 Zurzeit geben mir Privatlehrer Unterricht, aber das ist für mich keine ideale Situation, weil ich immer zu Hause bleiben muss. Jetzt habe ich mir überlegt, selber ein Gymnasium zu gründen. Das klappt hoffentlich. Ich glaube ganz fest daran, dann wird es bestimmt klappen. Allerdings habe ich ein bisschen Angst, dass keine Kinder mitmachen wollen. Das ist aber mein grösster Wunsch. Mein Traum wäre eine Schule für alle, die Lust haben mitzumachen. Vielleicht geht dieser Traum irgendwann in Erfüllung. Bis dahin muss ich lange warten, aber das kann ich inzwischen gut. Manchmal gelingt es mir nicht so gut lange zu warten, aber damit muss ich fertig werden können. (Schär, S. 293, Z: 27ff.)

40.20 Doch es hilft ja nichts: Ich muss Geduld lernen und diese lästigen Wartezeiten nutzen, so gut es geht. Dazu bleiben mir genau drei Möglichkeiten: beten, schlafen und nachdenken. Und so werden aus scheinbar unproduktiven Wartezeiten kleine kreative Inseln im Strom der dahinfließenden Zeit. Wenn alles anders ist als normal, wenn es ständig Sonderregelungen und Ausnahmen braucht, um den Alltag zu bewältigen, dann wird das sonst so selten geschätzte «Normale» zu etwas Besonderem. (Müller, S. 65, Z: 3ff.)

2 Verteilung der gesammelten Aussagen auf die Kategorien

Kategorien	Brown	McDonald	Nolan	Khan in Schär	Müller	Insgesamt
Ängste	2	1	12	3	4	22
Beeinträchtigung	12	7	20	20	42	101
Betreuung	0	10	0	13	0	23
Beziehung zu Gott	7	1	23	1	18	50
Beziehung Gesellschaft	10	12	14	16	19	71
Einsamkeit/ Langeweile	7	3	8	1	6	25
Empfindungen / Emotionen	2	3	7	9	5	26
Erfolge/ Fähigkeiten	17	1	18	4	13	53
Essen	2	1	5	0	3	11
Familie	28	1	40	19	19	107
Sinnfragen	7	0	25	4	16	52
Freundschaft	4	3	21	9	3	40
Gefühle	45	12	25	19	15	116
Herausforderungen	4	1	5	3	4	17
Hilfe	3	0	8	4	5	20
Institution	3	15	0	5	0	23
Körper und Geist	8	3	0	3	3	17
Kommunikation	25	23	38	27	23	136
Leidensgenossen	4	8	10	1	3	26
Medien	0	0	5	1	1	7
Partizipation	14	8	0	7	12	41
Poesie	0	0	2	0	3	5
Respekt	0	0	1	3	2	6
Schule/ Lehrer/ Lernen	31	15	38	42	63	189
Sein / Hobbys	0	3	9	4	8	24
Selbstvertrauen	0	0	2	9	3	14
Selbstwahrnehmung	25	3	17	1	5	51
Therapie	8	0	1	0	20	29
Tod	1	10	2	5	0	18
Träume	2	0	5	0	2	9
Trost	2	0	6	0	3	11
Unterstützung	0	2	7	1	7	17
Verständnis / Fürsprache	0	0	9	2	3	14

Vertrauen	0	0	3	0	3	6
Wahrnehmung	10	9	10	4	14	47
Wendepunkte	21	5	5	1	4	36
Wünsche	8	2	3	30	7	50
Zuschreibungen	0	0	6	1	7	14
Zuversicht	1	0	1	0	4	6
Zukunftsperspektiven	8	4	5	2	1	20
Insgesamt Zitate	321	166	416	274	373	1550